This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

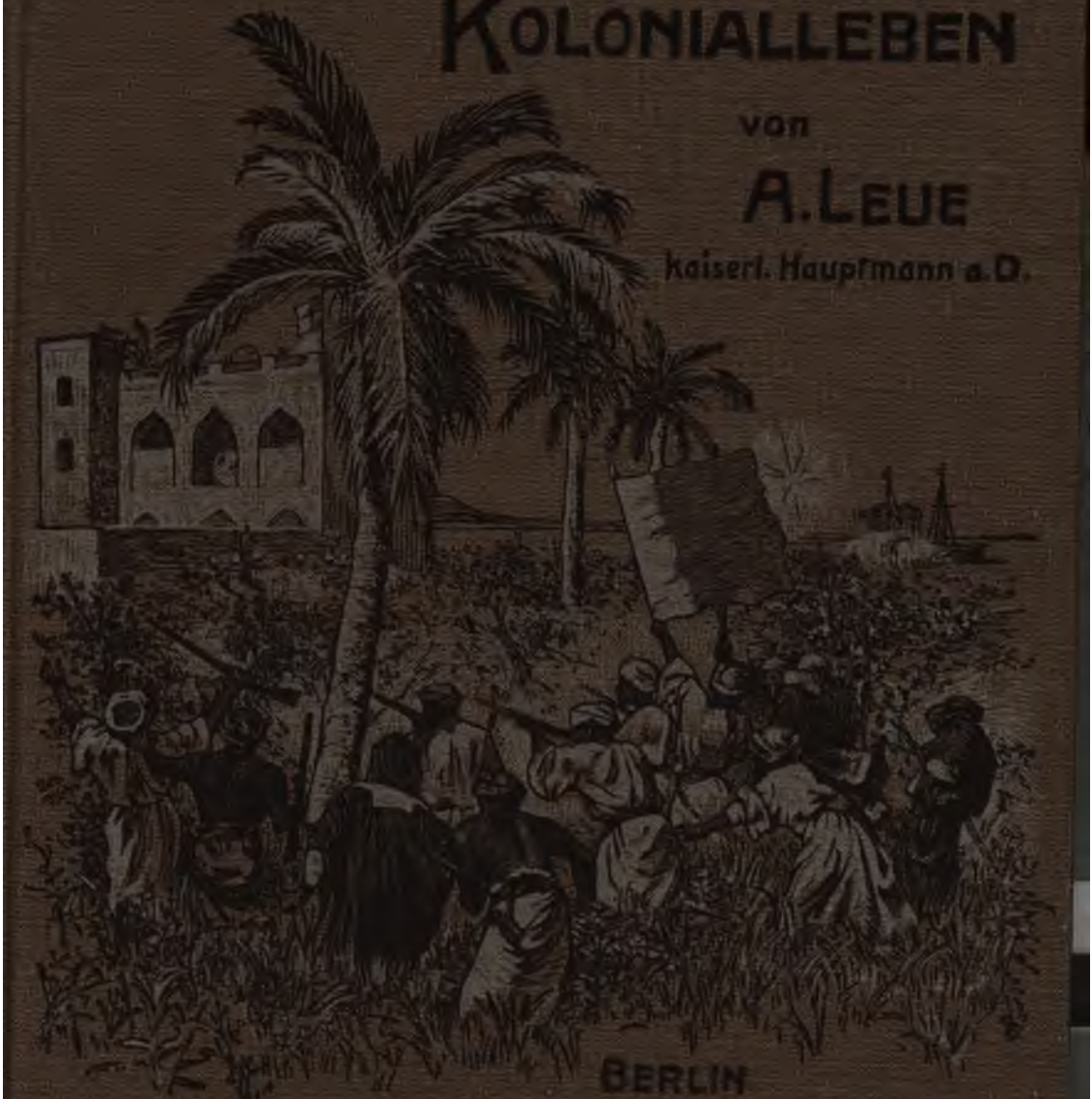
DAR-ES-SALAAM

BILDER AUS DEM KOLONIALLEBEN

von

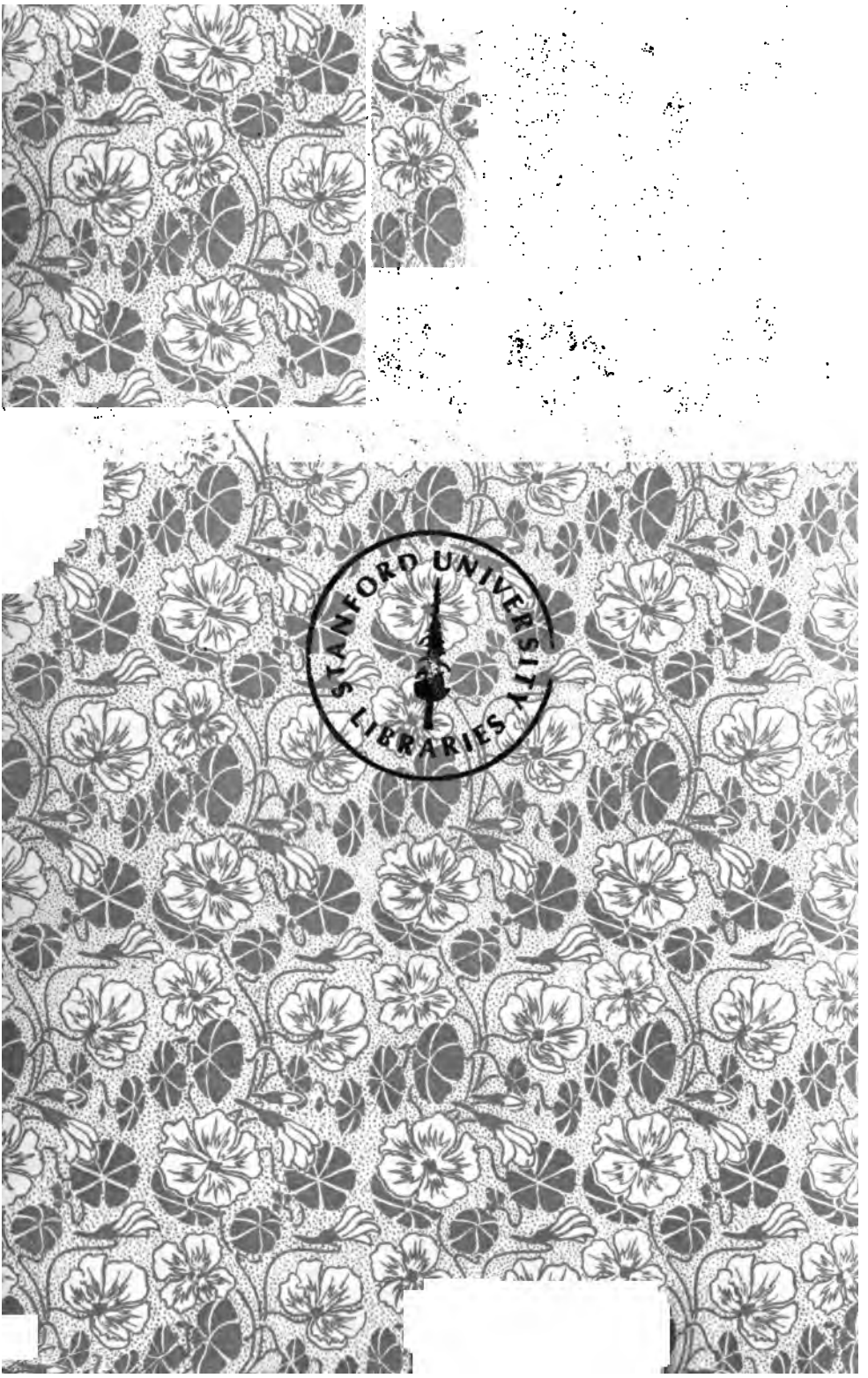
A. LEUE

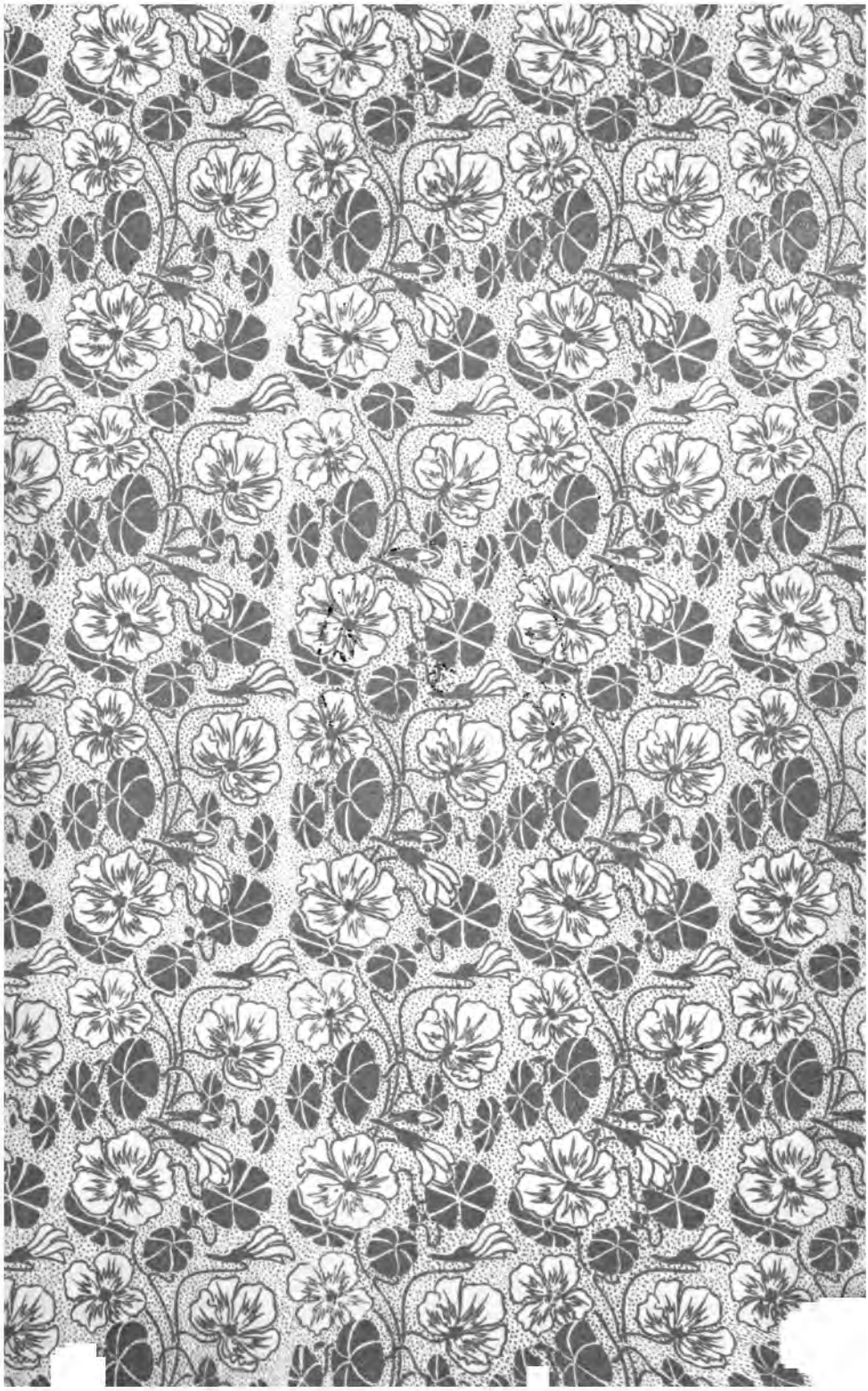
kaiserl. Hauptmann a. D.



BERLIN

Verlag von Wilhelm Süsserott


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Die Verteidigung von Dar-es-Salaam (S. 29)

Dar-es-Salaam.

Bilder aus dem Kolonialleben

von

A. Leue,
Kaiserl. Hauptmann a. D.

Mit einem Titelbilde
nach einem Gemälde von Rudolf Hellgrewe,
sowie 15 Vollbildern nach photographischen Aufnahmen.

Wilhelm Süsserott,
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1903.

TME

E 3/11.1

DT449
D3L4

Vorwort.

Die gute Aufnahme, die meine oſtafrikaniſchen Erinnerungen aus der Zeit von 1887 bis 1899 bei den Kolonialfreunden bisher gefunden haben, ermutigt mich, eine Sammlung anſpruchsloſer Skizzen und Bilder aus meinem Kolonialleben herauszugeben. Sollte das Buch, was ich herzlichſt wünſchen möchte, dazu beitragen, das allgemeine Intereſſe für unſere vielfach verkannte Kolonie Deutſch-Oſtafrika zu fördern, ſo erfüllt es ſeinen Zweck.

Friedenau, den 13. Februar 1903.

A. Leue.

Inhalt.

	Seite
Die Gründung von Dar-es-Salaam	1
Pugu	11
Schauri	19
Im Lager des Löwen	21
Die Rebellion	25
Kondutschi	37
Kissiju	48
Palamakaa	58
Kilwa Kiwinje	68
Lindi	83
Afrikanische Werwölfe	96
Die schwarze Tasche	104
Ein Buschgefecht	118
Canis pictus	129
Morogoro	134
Usagara	139
Kismet	142
Tabora	158
Bibi Dischа	226
Mitinginia	234
Rhinoceros bicornis	246
Uwinsa	249
Udjiji	262
Uha	276
In den Steppen von Ugogo	299

Die Gründung von Dar-es-Salaam.

Am 17. Mai 1887 war unter Führung von Dr. Karl Peters die Expedition der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in der Stärke von annähernd zwanzig Europäern in Sansibar angelangt. Jetzt konnte, nachdem in Deutsch-Ostafrika nach mehr als zweijährigem Ringen die Bahnen geebnet waren, die Kultivierung des Schutzgebietes in Angriff genommen werden. Die Frage war nur, wie dies geschehen sollte. Der mohamedanisch-arabischen Mißwirtschaft die christlich-europäische Zivilisation aufzupfropfen, war schwieriger, als man vermutet hatte. — Wir begannen damit, daß wir die bis dahin in der Kolonie angelegten Stationen ausbauten, und die durch diplomatische Verhandlungen uns gesicherten Vertragshäfen Dar-es-Salaam und Pangani alsbald besetzten.

Mir persönlich wurde der Auftrag zu teil, in Dar-es-Salaam eine Station anzulegen. Zu diesem Zwecke wurden mir sieben Europäer unterstellt, die ich zunächst damit beschäftigte, aus den Magazinen von Sansibar die Ausrüstung zu besorgen. — Mit überlegenem Lächeln beobachteten die in Sansibar wohnhaften Europäer unser Tun. Daß sie keinen Grund gehabt hätten, sich über unsere Unerfahrenheit lustig zu machen, will ich nicht behaupten. Völlig unbekannt mit tropischen Dingen mochten wir uns ungeschickt und schwerfällig genug benehmen. Standen wir doch den afrikanischen Verhältnissen gegenüber, wie etwa Rekruten dem ungewohnten Kriegsdienste. Bekanntlich ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Es will alles studiert und gelernt sein. — Heute, wo es in Berlin vorzügliche Ausrüstungsgeschäfte gibt, wo man auf prächtigen Reichspostdampfern nach Ostafrika reist und dort überall gute Hôtels und vortreffliche Wohnungen vorfindet, ist es keine Kunst, in der Kolonie wohl vorbereitet zu erscheinen, nnd dort von vornherein mit Sicherheit aufzutreten. — Wir mußten aber alles

an uns selbst erproben und behufs Erwerbung von Kenntnissen und Erfahrungen unsere eigene Haut zu Markte tragen.

Nach einigen Tagen waren wir zur Abreise bereit. Daß wir nur das Allernotwendigste an Waren, Hausgerät und Handwerkszeug mit uns nahmen, verstand sich von selbst. Zelte und Feldbetten gab es überhaupt nicht. Einige Möbel wie Tische und Stühle sollten uns per Segeldau nachgesandt werden. Schwierig war vor allem die Lösung der Diener-Frage. Für die Sansibariten war das Festland zu jener Zeit noch der dunkele Kontinent, in den sich nur ganz wagehalsige Menschen hineinwagten. Die Küste zu besuchen, galt selbst den Sansibar-Europäern als ein Unternehmen, das man gern Missionaren und Afrikareisenden überließ. Machte einmal, wie es hie und da vorkam, Jemand von Sansibar aus einen schooting-trip nach der Küste, so gab dies Anlaß zu wochenlangem Gespräch. — Auch die Farbigen Sansibars neigten wenig dazu, sich zu längerem Aufenthalte nach der Mrima, der Küste, zu begeben. Nur ein Teil der Wanguana, welche Träger von Beruf waren, machten darin eine Ausnahme. Die Suahili und Komorenser, aus denen sich meist die Boys rekrutierten, konnten sich schwer dazu verstehen, Sansibar, das ihnen als ein Paradies erschien, zu verlassen. Alle Farbigen stimmten jedoch darin überein, daß sie, sobald sie sich auf dem Festlande eine kleine Summe verdient hatten, schleunigst nach der Insel zurückkehrten, um dort das Geld durchzubringen. — Endlich jedoch wurden wir auch dieser Verlegenheit Herr. Unterstützt durch einige deutsche Herren, die schon längere Zeit in Ostafrika geweilt hatten, gelang es uns, sowohl einen Koch, als auch verschiedene gute Diener zu engagieren. Besonders mein Boy Mandoa war ein vorzüglicher Bursche, der mir 10 Jahre lang die ausgezeichnetsten Dienste geleistet hat. — Hatten wir im allgemeinen Grund, mit der Auswahl unserer Dienerschaft zufrieden zu sein, so machte uns eine Schar von 12 arabischen Kriegsknechten, die uns zu unserem Schutze als eine Art Leibwache beigegeben war, um so mehr zu schaffen. Eine trägere und in-

dolentere Gesellschaft, als diese mit Schwert und Luntenflinte bewaffneten Wiroboto, kann man sich kaum denken. Der einzigste von ihnen, der sich einigermaßen brauchbar erwies, war der Schausch (Unteroffizier) Abdallah. Alle übrigen, an ihrer Spitze der sogenannte Akida (Offizier), mußten nach kurzer Zeit als gänzlich unzuverlässig und unfähig wieder entlassen werden.

Am Morgen des 24. Mai gingen wir an Bord S. M. Kreuzer's „Möwe", dessen Kommandant sich freundlicherweise bereit erklärt hatte, uns nach Dar-es-Salaam überzusetzen. Dr. Karl Peters, Baron von Gravenreuth und einige andere Herren beteiligten sich an dieser Fahrt. Da unsere Farbigen sich zur Einschiffung nicht pünktlich einstellten, so verzögerte sich unsere Abfahrt um einige Zeit. Auch der vorzügliche Akida fehlte noch. Im letzten Augenblicke sandte ich leichtsinnigerweise meinen Boy Mandoa zu ihm, um ihn zu rufen. Aber weder Boy noch Akida kehrten wieder. Schließlich um die Mittagszeit lichtete die „Möwe" den Anker. Als wir eben aus dem Hafen dampften, bemerkte ich, wie ein Boot seitwärts mit den Wellen kämpfte, um sich uns zu nähern. Mein Boy und der Akida saßen darin. Lag mir auch an dem Hanswurst von Araber nicht viel, so hätte ich doch ungern meinen einzigen Diener zurückgelassen. Ich bat daher den Kommandanten, anzuhalten und die Insassen des Bootes aufzunehmen. Und wirklich war er liebenswürdig genug, meiner Bitte zu willfahren. — Mein Boy hatte den Akida erst in der Stadt aufsuchen müssen.

Nach einigen Stunden kam die Mrima in Sicht, die mit ihren blauen Bergen und bewaldeten Höhen auf uns einen freundlichen Eindruck machte.

Gegen Sonnenuntergang trafen wir im Außenhafen von Dar-es-Salaam ein. Wie ein Land der Verheißung lag unsere neue Heimat vor uns. Die Meeresufer waren mit einem dichten Walde von Palmen und Mangobäumen bestanden. Von der schmalen Hafen-Einfahrt war, einer vorliegenden Halbinsel wegen, nichts zu sehen. Auch der Ort selbst wurde durch die Bäume unseren Blicken entzogen. — Einfahren konnten wir

am selben Tage nicht mehr, da die Wasserverhältnisse sich ungünstig zeigten. Mangels Seezeichen war zu jener Zeit bei Flut die Fahrstraße nicht sichtbar; und man mußte die tiefste Ebbe abwarten, um den engen Kanal passieren zu können. Heute, wo der Weg durch Bojen vorgezeichnet ist, kann zu jeder Zeit selbst der größte Dampfer ohne Schwierigkeit einfahren. —

Als wir am Morgen des 25. Mai 1887 im Binnenhafen von Dar-es-Salaam einliefen, waren wir überrascht von der Schönheit dieses Platzes. Wie Kulissen sprangen bewaldete Anhöhen in den Hafen vor. Das ganze Becken, welches so tief war, daß die Möwe bis dicht ans Ufer heranfahren konnte, zeigte sich umsäumt von Schamben und Baumgärten. Auch der Ort selbst bot einen erquickenden Anblick dar. Wie aus lauschigen Verstecken, so schauten die Gebäude aus Busch und Grün hervor. In der der Einfahrt gegenüberliegenden Ecke des Hafens erhoben sich auf dem hohen Ufer die Palastruinen von Dar-es-Salaam. Ursprünglich hieß die Ortschaft „Msisima" Als aber der Sultan von Sansibar, Seyid Majid bin Said, in den sechziger Jahren sich am Hafen von Msisima eine neue Residenz gründete, gab er der Anlage den Namen „dar-es-salaam", das ist „Haus des Heils". Wie mir die Araber versicherten, versteht man unter dar-es-salaam das Allerheiligste des mohamedanischen Himmels, den Ort, wo der Prophet am Trone Allah's kniet. Wenn später das Wort dar-es-salaam vielfach mit „Hafen des Friedens" übersetzt wurde, so beruht dies wohl darauf, daß die ungebildeten Eingeborenen, die in die Tiefen des islamitischen Glaubens nicht eingedrungen waren, irrtümlicherweise meist bandar-es-salaam (Ankerplatz des Heils) sagten.

Als Seyid Majid, der in Dar-es-Salaam nur vorübergehend residiert hatte, 1870 starb, war von der Palast-Anlage erst das Hauptgebäude fertiggestellt. Von den Nebengebäuden standen nur die rohen Mauern. Und in diesem Zustande verblieben sie auch, weil der Nachfolger in der Regierung, Seyid

Bargaſch bin Said, nach arabiſcher Sitte das angefangene Werk ſeines Bruders unvollendet liegen ließ. Ebenſo wie Seyid Bargaſch, machten es auch die indiſchen und arabiſchen Großen von Sanſibar. Sie waren froh, daß ſie in Sanſibar wohnen bleiben konnten, und ließen die Gebäude, die ſie auf Veranlaſſung Seyid Majids in Dar-es-Salaam aufgeführt hatten, ruhig wieder verfallen. Infolgedeſſen ſank Dar-es-Salaam ebenſo ſchnell, wie es emporgeſtiegen war. Als wir 20 Jahre ſpäter, im Jahre 1887, unſeren Fuß auf ſeinen Boden ſetzten, war es eine Ruinenſtadt. Ort und Hafen waren verödet, in den Sälen des Sultanſchloßes wohnten die Fledermäuſe, und in den mauerumhegten Luſtgärten wucherten die Ricinusſtauden. Ein Teil des Palaſtes wurde damals als Gefängnis benutzt; und auf den Marmorfließen, auf denen einſt die zarten Füßchen der Haremsdamen gewandelt waren, klirrten die Feſſeln der Kettengefangenen.

Kaum hatte die Möwe den Anker geworfen, ſo gingen wir, bis an die Zähne bewaffnet, an Land. In einem Nu war auch, mit Hülfe der Matroſen, unſer Gepäck gelandet, und wir konnten uns daran machen, uns zu etablieren. Wohnung nahmen wir in einem langgeſtreckten Steingebäude der Straße Barra-Raſta, das einem Inder gehörte und aus einer Anzahl abgegrenzter Hausabteilungen beſtand. Das Gebäude war aber ſo dumpf, finſter und ſchmutzig, daß wir nicht darin hauſen konnten und uns gezwungen ſahen, vorläufig auf dem flachen Dache unter einer Schutzvorkehrung zu wohnen.

Die Bevölkerung von Dar-es-Salaam beſtand aus Arabern, Indern, Suahili und Wanguana, und mochte etwa 3000 bis 4000 Köpfe zählen. An der Spitze der Einwohnerſchaft ſtand der arabiſche Wali, Abdallah bin Said, der über eine Truppe von 50 Irregulären verfügte. Dieſe Krieger trugen die gewöhnliche arabiſche Gewandung und führten als Bewaffnung Vorderlader und lange Schwerter. — Außerdem unterſtanden dem Wali noch die Verwalter, Aufſeher und unfreien Arbeiter der Sultansplantage.

Zeigten uns auch die Araber finstere Mienen, so erwiesen sich doch die übrigen Daressalaamer als äußerst friedfertige Leute. Wo wir gingen und standen, umgab uns ein Haufen von Kindern und Erwachsenen, die uns neugierig anstaunten. Die indischen Krämer gaben sich Mühe, uns behilflich zu sein. Sie mochten fühlen, daß eine neue Aera für Ostafrika anbreche. In überraschend kurzer Zeit hatten sie mehr Tische, Stühle und Kitanden (Negerbetten) herbeigeschleppt, als wir verwenden konnten. Auch die Schwarzen verhielten sich sehr zutunlich. Ein älterer Mann, Namens Hamiß Mganda, trat sofort in unsere Dienste und stellte uns eine Anzahl Arbeiter, die unser Gepäck besorgten und unser Haus reinigten.

Gleich nach unserer Ankunft begaben wir uns im feierlichen Aufzuge zu dem Vertreter des Sultans, um ihm unsere Empfehlungsbriefe zu bringen und unsere Wünsche vorzutragen. Er wohnte in einem der beiden unmittelbar am Hafen gelegenen großen Häuser, die später in deutschen Besitz übergingen und jetzt die Hauptgebäude des Forts ausmachen. Umgeben von seinen Vertrauten empfing uns der Wali in einer etwas verfallenen Halle, deren gemauerte Sitzbänke mit zersprungenen Marmorplatten belegt waren. So artig wir ihm auch entgegentraten, so kalt und abweisend zeigte er sich uns gegenüber. Selbst, als wir ihm ein kostbares Jagdgewehr nebst Patronen zum Geschenk überreichten, erwärmte er sich nicht sonderlich. Auf unsere herzlichsten Freundschaftsversicherungen hatte er nichts weiter zu erwidern als ein mürrisches „na-am“, zu deutsch etwa „ja-ja“. — Augenscheinlich hatte er heimlich von seinem Herrn, dem Sultan, Instruktionen erhalten, welche sich keineswegs mit denen deckten, die in dem von uns überbrachten officiellen Schreiben Seiner Hoheit standen. Da wir einsahen, daß wir bei dem Wali nichts erreichen würden, und da wir die Unterhaltung mit ihm auch nicht sonderlich interessant fanden, so empfahlen wir uns bald. — Nachmittags fuhr die „Möwe“ wieder ab, und mit ihr die Gruppe der deutschen

Dar-es-Salaam

Herren, die uns das Geleit gegeben hatten. Wir waren also nun auf uns selbst angewiesen.

Die nächsten Tage benutzten wir dazu, uns einigermaßen häuslich einzurichten. Dies war aber keine leichte Sache. Gewährte die Stadt auch, von Weitem gesehen, einen recht malerischen Anblick, so bestand sie doch bei näherer Betrachtung fast nur aus Schutt und Moder. Alle Straßen waren verwachsen und mit Gras und Gestrüpp bedeckt. Zur Verbindung der einzelnen Quartiere und Häuserkomplexe dienten schmale Negerpfade. Infolgedessen wimmelte es in der Ortschaft von Schlangen, Skorpionen, Skolopendern, Stechfliegen, Mücken und anderem Ungeziefer. — Die größten Beschwerden wurden uns von den Mosquitos bereitet, die sich zwischen dem alten Gemäuer in Menge aufhielten. Ganze Wolken von diesen Blutsaugern wirbelten auf, sobald man sich einer dunkelen Zimmer-Ecke näherte. Erst nachdem wir mit Besen und Scheuerlappen gearbeitet, und dem Lichte und der Luft, dem Winde und dem Sonnenscheine, Einlaß verschafft hatten, gelang es uns, die Gemächer einigermaßen von ihnen zu befreien. Immerhin mußten wir unsere Betten sorgfältig mit Mosquito-Netzen umgeben, um des Nachts nur einige Stunden schlafen zu können.

Für unsere Küchenbedürfnisse legten wir hinter dem Hause einen Gemüsegarten an; und ebendaselbst bohrten wir auch einen abyssinischen Brunnen, der uns leidlich klares und trinkbares Wasser lieferte. — Auch sahen wir uns genötigt, uns einen Hühnerhof sowie eine kleine Herde von Rindern, Schafen und Ziegen zuzulegen, da auf dem Markte frisches Fleisch nicht zu haben war. Überhaupt machte es uns Schwierigkeit, uns das, was zu des Lebens Nahrung und Notdurft gehörte, regelmäßig zu verschaffen. Hatte doch der Wali den Einwohnern streng untersagt, uns irgendwie entgegenzukommen. Bald änderte die uns anfangs so freundlich gesinnte Bevölkerung ihr Benehmen, und zeigte sich gegen uns frech und aufsässig. Häufig zogen unter Gebrüll und Getöse die Irregulären an unserem Hause vorüber, und knallten vor unserer Türe mit

ihren Gewehren herum, daß uns die Kugeln um die Ohren pfiffen. Einmal fuhr sogar ein Geschoß durchs Fenster in die Decke meines Zimmers hinein. Täglich mußten wir uns auf einen Angriff gefaßt machen und durften Tag und Nacht die Waffen nicht aus der Hand legen. Wollte man bei dem Vertreter des Sultans vorstellig werden, so ließ er sich gewöhnlich verleugnen. „Der Wali betet und ist daher nicht zu sprechen", hieß es in den meisten Fällen. Obgleich wir Haus und Garten kaum verließen, erhob der Wali alle Augenblicke in Sansibar Beschwerden über Übergriffe, die wir uns erlaubt haben sollten. Schließlich kam die „Möwe" wieder auf einen Tag nach Dar-es-Salaam, um die Sachlage zu untersuchen, konnte aber nur feststellen, daß alle Behauptungen des Walis auf Unwahrheit beruhten. Tatsächlich haben wir den Arabern niemals Grund zur Klage gegeben. Im Gegenteil. Wir taten alles, um uns mit der Bevölkerung gut zu stellen. Selbst die arabische Leibwache, die dem Wali ein Dorn im Auge war, sandte ich nach Sansibar zurück, zumal die Leute, ihrer Unzuverlässigkeit wegen, uns doch keinen Schutz boten. Nichtsdestoweniger hörten die Chikanen der Sultansorgane nicht auf. Nur mit Mühe konnte ich unsere Dienerschaft vor dem Haß und der Hinterlist der Araber schützen. Und mehr als einmal mußte ich einen meiner Leute aus den Händen der Sultanssoldaten befreien. Irgendein Grundstück zu erwerben, war uns nicht möglich. Jeder unserer Schritte wurde mit Argusaugen überwacht. Ein Suahili, der uns eine Schamba zu verkaufen gedachte, verschwand plötzlich aus Dar-es-Salaam, um nie wiederzukehren. Er soll nach Sansibar geschafft und dort im Gefängnis zu Tode gepeitscht worden sein. Ohne Frage waren diese Vorkommnisse die Vorboten des Aufstandes, der ein Jahr später in Ostafrika losbrach. Seltsamerweise aber hielt man damals, sowohl in Sansibar wie in Berlin, unter völliger Verkennung der Verhältnisse die Küstenbevölkerung für durchaus harmlos, und war sogar nicht abgeneigt, uns deutschen Beamten die Schuld an diesen Unruhen beizumessen.

Zu all den Unannehmlichkeiten, die die Ansiedlung zu Dar-es-Salaam an sich mit sich brachte, kam noch die Ungunst des Klimas hinzu. Innerhalb von vier Wochen litten sämtliche Europäer an Malaria. Sechs Herren erkrankten so schwer, daß sie nach Sansibar zurückkehren mußten. Zwei von ihnen, Baumeister Simmerer und Zoll-Assistent Schöneburg, starben daselbst im Hospital. Am 24. Juni 1887, also genau 4 Wochen nach unserer Ankunft, befand sich außer mir nur noch ein Beamter in Dar-es-Salaam. Wer die damaligen sanitären Verhältnisse Dar-es-Salaams mit den heutigen vergleicht, wird den Umschlag kaum begreifen. Während früher zu Dar-es-Salaam jeder Europäer in kürzester Frist am Fieber erkrankte, kann man heute jahrelang in der Stadt leben, ohne auch nur einen Tag darunter zu leiden. Es bestätigt dies aber die Richtigkeit des alten Erfahrungssatzes, daß die Malaria der Kultur weiche. Aus demselben Grunde ist auch zu erhoffen, daß sich im gleichen Maße, wie die Kultur in der Kolonie fortschreitet, auch die Gesundheitsverhältnisse daselbst heben werden.

Da ich die Massen-Erkrankung der Europäer hauptsächlich unseren üblen Wohnungsverhältnissen zuschrieb, so sorgte ich in erster Linie für ein besseres Wohnhaus. Aus Sansibar ließ ich einige farbige Maurer und Zimmerleute kommen, und renovierte mit ihnen ein uns zur Verfügung gestelltes arabisches Haus, welches unmittelbar am Hafen gelegen war, und das heute das westliche Gebäude des Forts bildet. Eigentlich war es eine Ruine, von der nur noch die vier Wände intakt waren. Decken und Treppen waren teilweise eingestürzt und das Erdgeschoß lag voll von Schutt. Der Ausbau ging aber verhältnismäßig schnell von statten. In wenigen Monaten waren die Gebälke ausgewechselt, die Türen und Fenster eingesetzt, und die Fußböden gestampft. Schon nach einem halben Jahre konnte das Haus, sauber abgeputzt, bezogen werden.

Wir lebten wie im Himmel, als wir endlich in dem neuen Hause wohnten. War auch unser Heim nur dürftig ausmöbliert, so fühlten wir uns doch außerordentlich wohl darin. Mein

Zimmer lag in der oberen Etage, und von meinem Fenster aus genoß ich eine herrliche Aussicht auf die blaue Wasserfläche und die grüne Umgebung des Hafens. Tag und Nacht erfrischte uns die Seebrise, und mit der Kühle stieg auch unser Wohlbehagen. Uns war zu Mute, als hätten wir bis dahin in einem schwülen Sumpfe gelebt. Die Malaria, die wir in der alten Wohnung gar nicht hatten loswerden können, war wie weggeblasen, und mit einem Schlage hob sich auch wieder unser Lebensmut. — Unsere Vergnügungen bestanden aus Wasserfahrten und Jagdpartien. Für den Betrieb auf dem Hafen stand uns ein ausrangiertes Marineboot zur Verfügung, das uns vortreffliche Dienste leistete. — Wenn wir auch von dem Verkehr mit Sansibar ziemlich abgeschnitten waren, so hatten wir doch nicht selten Besuch von Europäern. Mehrere Expeditionen gingen von Dar-es-Salaam ins Innere, und umgekehrt langten aus dem Innern zuweilen Europäer bei uns an, um von der Küste nach Sansibar zu segeln. Außerdem ließ sich in Dar-es-Salaam eine evangelische Mission nieder, mit der wir freundschaftliche Beziehungen anknüpften. Während unser Verhältnis zum Wali nach wie vor ein gespanntes blieb, traten wir der Bevölkerung allmählich näher. Selbst ein Teil der Araber stellte sich freundlich zu uns und tauschte Besuche mit uns aus. Vor Allem freundete sich der Kadi Mohamed bin Seliman mit mir an und begleitete mich oft auf meinen kleinen Excursionen. Manchen Abend verbrachte er bei Kaffee und Scherbet in meiner Barasa und erzählte mir interessante Geschichten aus seiner Heimat Hadramaut. Zuweilen brachten meine arabischen Freunde auch ihre Saiteninstrumente mit und trugen mir nach fremdartig klingenden Melodien seltsame Liebeslieder vor.

Da wir mangels an Land auf dem Gebiete des Plantagenwesens in Dar-es-Salaam selbst nicht wirken konnten, so legten wir, um wenigstens etwas zu tun, mit gutem Erfolge eine Kopalwäscherei an. Dar-es-Salaam war damals für den fossilen Kopal, der im Hinterlande, Usaramo, vielfach gegraben wurde, der Hauptausfuhrplatz. Ende Dezember 1887 erhielt ich von

der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auch die Erlaubnis, außerhalb des sansibaritischen Küstenstreifens, in Usaramo, wo wir wenigstens unsere eigenen Herren waren, eine Zweigstation anzulegen. Damit trat mein Aufenthalt in Dar-es-Salaam in eine neue Phase. Aber schon damals, als ich noch dem Kadi Mohamed bin Seliman ausmalte, wie unter deutschem Regime sich die Hafenstadt Dar-es-Salaam prächtig entwickeln könnte, und wie in diesem Falle an Stelle der öden Ruinen sich Villen und Kaufhäuser erheben würden, hing drohend über unseren Häupten die Gewitterwolke des Aufstandes, die nur auf einen günstigen Zeitpunkt wartete, sich zu entladen.

Pugu.

Das Herz schlug mir höher, als ich eines Morgens mit einer kleinen Karawane aus Dar-es-Salaam ausrückte, um in den mir noch unbekannten Bergen von Usaramo eine neue Ansiedlung zu begründen. Nachdem wir die hinter Dar-es-Salaam liegenden Dörfchen durchzogen hatten, marschierten wir auf der sogenannten Mackinnon-Road über Gongolaboto nach Pugu. Der Bau der Mackinnon-Road war zur Zeit Seyid Majid's von einigen Engländern in Angriff genommen worden, in dem Bestreben, dadurch den Karawanen-Verkehr nach Dar-es-Salaam hinzulenken. Als aber mit dem Tode des Sultans Dar-es-Salaam als Residenz aufgegeben wurde, gab man auch den Weiterbau der Mackinnon-Road auf. Über eine Wegelänge von 30 bis 40 Kilometern war man überhaupt nicht hinausgekommen. Natürlich war im Jahre 1887, also nach zwei Jahrzehnten, die ursprünglich drei Meter breite Straße schon wieder so verwachsen, daß eigentlich weiter nichts als der Name von ihr übrig geblieben war. Sie teilte eben das Schicksal aller oder doch vieler ostafrikanischen Buschwege, deren Oberfläche nicht befestigt worden ist, der Barra-Barra's, von denen

man oft keine Spur mehr vorfindet, wenn einige Regenzeiten darüber hinweggegangen sind.

Hinter Dar-es-Salaam führte uns unser Weg bald ins Pori, in die Wildnis. Unter Pori versteht man in Ostafrika den Wildbusch, der sich hauptsächlich aus Sykomoren, Tamarinden, Akazien, Miombo, Dumpalmen, Kopalbäumen, Euphorbien und Laubbäumen zusammensetzt. Belebt wurde das Pori durch Wachteln, Perl- und Frankolinhühner, sowie durch wilde Tauben und grüne Papageien. Da es einige Tage vorher stark geregnet hatte, war Flur und Hain mit jungem Grün bedeckt. Ein frischer Wind wehte von der See her und kühlte die von den Strahlen der Morgensonne durchleuchtete Atmosphäre ab. Es war mir eine Lust, die würzige Luft des Pori's einzuatmen. Mir war so leicht und froh zu Mut, als ginge ich im deutschen Frühling durch den heimatlichen Wald. —

Nach einem Marsche von $4^1/_2$ Stunden erreichten wir Pugu, eine Landschaft, die auf den Vorbergen der Usaramo-Hügelkette gelegen war. Von dort aus konnte man die Küste und die See erblicken und die Schiffe auf dem Meere fahren sehen. Der Boden auf diesen Höhen war fruchtbar und für eine Versuchspflanzung geeignet. Leider lag Pugu nicht hoch genug über dem Meeresspiegel, um gegen die Malaria völlig gefeit zu sein. In Usaramo gab es aber überhaupt keinen Platz, der gänzlich fieberfrei gewesen wäre.

Pugu gefiel mir außerordentlich und ich erwählte es, nachdem ich vorher noch einige Forschungsexcursionen nach Kisserave, Kola und Kurutini gemacht hatte, als Stelle für die Anlegung der Station. In erster Linie gedachte ich eine Kautschuk-Pflanzung anzulegen. Die Landolphia wuchs dort im Walde in großer Menge, und ich nahm an, daß diese Kautschuk-Liane in einer Gegend, wo sie schon wild fortkäme, mit Leichtigkeit plantagenmäßig zu ziehen sein müßte. Aber auch mit Kaffee, Tabak und Baumwolle wollte ich Versuche anstellen.

Zuerst gingen wir daran, uns Wohnhäuser zu bauen. Auf einem herrlichen, mit Palmen und Mangobäumen be-

ſtaydenen Platze, der von den Eingeborenen früher ſchon zu Schambazwecken benutzt worden war, errichteten wir zum Schutz gegen Sonne und Regen eine mächtige Strohdachhalle, in der wir unſere Zelte aufſtellten. Sodann legten wir um einen rechteckigen Hof herum eine regelrechte Farm an in Geſtalt von Ställen, Magazinen und anderen Baulichkeiten. Unweit des Wohnhauſes gruben wir einen Brunnen, den wir mit einer Pumpe ausſtatteten. Dieſe Pumpe lieferte uns ein gutes, etwas eiſenhaltiges Waſſer, und zwar ſo reichlich, daß wir unſeren ganzen Garten damit bewäſſern konnten. Die Wege in unſeren Anlagen wurden mit Ananas- und Bananenſtauden bepflanzt. Alle Gemüſe, abgeſehen von Spargel und Blumenkohl, kamen in Pugu vorzüglich fort, beſonders Rüben, Wurzeln, Rettig, Radieschen, Salat, Spinat, Kürbis, Gurken, Melonen, Hülſenfrüchte und die meiſten Kohlarten. Außerdem bauten wir Negerfrüchte an, wie Eierfrüchte, Ladyfinger, Erdnüſſe und Tomaten. Bald prangten auch unſere Saatbeete mit Tabak- und Kaffeepflänzchen; und alles ſchien den beſten und ausſichtsvollſten Verlauf zu nehmen.

Unſer Gehöft, deſſen Umfang ſich immermehr vergrößerte, wurde ordentlich und ſauber gehalten. Allmählich bildete es ein ganzes Dorf von Strohdächern. Bei Abendbeleuchtung zur Zeit, wenn unſere kleine, von Dar-es-Salaam nach Pugu geſchaffte Viehherde eingetrieben wurde, hatte ich oft den Eindruck, als befände ich mich in Deutſchland auf dem Lande.

Was die Kautſchuk-Pflanzung anbelangte, ſo begnügte ich mich vorläufig damit, einen dichten Buſch, in dem ſich die Landolphia zahlreich vorfand, in der Weiſe zu lichten, daß an alle Lianen leicht heranzukommen und ihr Wachstum zu beobachten war. Da mir das Weſen der Kautſchukpflanzen noch fremd war, mußte ich mich vor der Hand auf dieſe Tätigkeit beſchränken. Vor allem intereſſierte es mich zu wiſſen, in welchem Alter und in welcher Jahreszeit der milchige Saft der Landolphia wohl am reichlichſten fließen möge. — Das Daſein in Pugu gefiel mir ſehr gut, und ich kann wohl ſagen, daß das halbe

Jahr, das ich dort zubrachte, die glücklichste Zeit meines Lebens gewesen ist. Nur als im April 1888 die Masika (Regenzeit) hereinbrach, und Tag um Tag der Regen so intensiv vom Himmel herabströmte, daß wir kaum unsere Halle verlassen konnten, fühlte ich zuweilen eine leise Sehnsucht nach meinem steinernen Palazzo in Dar-es-Salaam.

Zu jener Zeit ließ sich in unserer Nähe auch die bayrisch-katholische Mission der Benediktiner nieder, der ich bei der Anlegung ihrer Station mit Rat und Tat beistehen konnte. Auch die Ansiedlung einiger Oesterreicher kam hinzu, so daß wir schließlich ein kleines Gemeinwesen bildeten. Jede der anderen Parteien hatte einen der uns benachbarten Hügel in Besitz genommen, und zwar dergestalt, daß nach allen Richtungen hin die Ellbogenfreiheit gewahrt blieb. — Zur besseren Verbindung von Pugu mit Dar-es-Salaam ließ ich die Mackinnon-Road wieder herstellen, und über die Regenbäche, wo es nötig war, hölzerne Brücken schlagen. Als Fahrgelegenheit stand mir ein zweiräderiger Karren, der mit einem Paar indischer Zugochsen bespannt war, zu Gebote.

Die wenigen Eingeborenen, die in und um Pugu wohnten, stellten sich freundlich zu uns, und unterstützten uns, wo sie konnten. An Arbeitern mangelte es uns nie, und die Lohnpreise waren mäßig. Mehr als 12 Pesa = 25 Pf. pro Tag und Kopf habe ich, wenn ich mich recht erinnere, niemals gezahlt.

Verlief unser Leben auch im allgemeinen in gleichmäßigen Bahnen, so fehlte es uns doch nicht an allerlei kleinen Abenteuern. Bald wurden die Arbeiter beim Klären des Busches von Schlangen oder anderen Ungetümen angegriffen, bald fiel ein Raubtier in die Herde ein. Unmittelbar neben unserem Garten erlegte ich einmal einen Python, eine Riesenschlange, die übrigens nur Hühnern und sonstigem kleinen Getier nachstellte und bösartiger aussah, als sie war. — Auch von Raubwild erhielten wir manchen Besuch. — Eines Abends, kurz nach Sonnenuntergang, nachdem sich Arbeiter und Hofleute ent-

fernt hatten, saß ich, auf das Abendessen wartend, in der Türe unserer Halle. Vor mir, auf der entgegengesetzten Seite des Hofes, lag das Küchengebäude, aus dem eben der Küchenjunge heraustrat, um unter einer nahen Gruppe von Bäumen den Tisch zu decken. Aufblickend gewahrte er mitten auf dem Hofe ein Tier, das wie ein Hund auf den Hinterbeinen saß und sehnsuchtsvoll nach der Küche schaute. Ohne sich zu besinnen griff der Bursche nach einem Stück Brennholz, und warf es dem Wildling an den Kopf. Als ich mich, einigermaßen verwundert, vorbeugte, um mich nach dem befehdeten Gegenstande umzusehen, bemerkte ich, wie ein großer Leopard in weiten Sprüngen dem offenstehenden Hoftore zustrebte.

Hie und da befaßten wir uns auch mit der Jagd, wenngleich bei dem geringen Wildstande des Berglandes die Erfolge meist hinter unseren Erwartungen zurückblieben. Wir hatten übrigens genug zu tun, um unsere Herde und unseren Hühnerhof gegen Feinde und Angreifer zu schützen. Selbst den Tag über knallte oft das Gewehr, um einem Milan, einer meterlangen Warna-Eidechse, oder sonst einem Schädlinge den Garaus zu machen. Mein Assistent war ein großer Nimrod, der es sich zur Pflicht gemacht hatte, das Raubwild auszurotten. Am Rande eines Baches, der unweit von unserer Besitzung das Tal durchfloß, hatte er sich auf einem Baume einen Hochstand errichtet, um von dort aus den Raubtieren zu Leibe zu gehen. Besonders erpicht war er natürlich auf die Löwen, die während der Regenzeit, wenn die Antilopen sich vor dem Regen in entferntere Landstriche geflüchtet hatten, sich oft in den bewohnten Gegenden zeigten. Mehr als einmal konnten wir des Morgens konstatieren, daß auch unser rings geschlossenes Anwesen nächtlicherweise von ihnen umkreist worden war. Waren doch ihre Spuren in dem vom Regen durchweichten Boden nicht zu verkennen. Gewöhnlich wurde uns jedoch des Nachts das Erscheinen eines Löwen schon lange vorher durch Trommelsignale kund, da die Eingeborenen in ihren Dörfern die Pauken schlugen, wenn sie mit ihren feinen Sinnen einen Löwen in der Nähe

witterten. Durch das Getrommel gedachten sie die Bestie zu verjagen. Seltsamerweise kamen die Löwen, die doch in der Wildnis ihre Jagd meist mit Gebrüll eröffnen, stets lautlos heran, wenn sie sich in die Dörfer wagten. Ihre Anwesenheit merkte man nicht selten erst an der unheimlichen Ruhe, die urplötzlich eintrat. Haus- und Waldtiere verhielten sich bei der Annäherung des Königs der Wälder mäuschenstill, und es war, als ob alle Kreaturen den Atem anhielten.

Als wieder einmal in unserer Nachbarschaft von einem Löwen ein Einbruch in eine Stallung versucht worden war, veranlaßte mich mein Gehülfe, mich mit ihm auf den Anstand zu begeben. Gegen 11 Uhr Nachts, als der in Abnahme begriffene Mond eben aufgegangen war, gingen wir zu dem oben erwähnten Bache, wo die Raubtiere dem zur Tränke kommenden Wilde aufzulauern pflegten, und kletterten auf den Hochsitz, nachdem wir in geringer Entfernung von uns als Lockmittel eine junge Ziege an einen Strauch gebunden hatten. An das Bein des Lämmleins banden wir einen langen Bindfaden, und nahmen ihn mit auf den Hochstand, um daran zu zupfen, falls das Tier sich allzu ruhig verhalten würde. Die Ziege tat auch ihre Schuldigkeit, und meckerte fast ununterbrochen, aber kein Löwe ließ sich blicken. Zuweilen vernahm man in der Ferne das Geheul einer Hyäne oder den Ruf eines Servals. Auch knackte es hie und da vor uns im Gebüsch. Das war aber alles. Bald fing der Sitz auf den Ästen an, unbequem zu werden. Übelriechende Baumwanzen flogen uns ins Gesicht, und Ameisen und Mosquitos peinigten uns unausgesetzt. Dabei durften wir uns nicht einmal eine Cigarette anstecken, um nicht Gefahr zu laufen, das Raubwild zu verscheuchen. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß sich irgendetwas von Bedeutung ereignete. Eine bleierne Müdigkeit überfiel mich, und kaum konnte ich die Augen offen halten. Hätte ich nicht gefürchtet, vom Baume herabzustürzen, so würde ich mich ruhig dem Schlafe überlassen haben. Schon wollte ich meinem Gefährten den Vorschlag machen, nach Hause zu gehen, als mich das ängstliche Benehmen

der Ziege mit einem Mal wieder munter machte. Das Tier, das bis dahin ganz behaglich im Grase gelegen hatte, witterte augenscheinlich Gefahr. Unruhig richtete es sich auf, sprang hin und her, und versuchte sich loszureißen. Endlich blieb es, wie von Entsetzen gelähmt, stehen und starrte nach dem nahen Gebirgshange hin. Als ich meine Augen nach jener Richtung hob, sah ich ein unbestimmtes Etwas sich langsam durch das kniehohe Gras auf uns zu bewegen. Wenngleich die Nacht, infolge des Mondscheins, leidlich hell war, so war doch von einem eigentlichen Büchsenlichte keine Rede. Mir fiel damals auf, wie schwierig es selbst bei einigermaßen klarem Mondscheine ist, zu zielen. Von irgendwelchem Jagdfieber merkte ich übrigens an mir keine Spur. Ich verständigte mich leise mit meinem Begleiter, und legte, nachdem ich meine Büchse gespannt hatte, auf das sich uns nähernde, schemenhafte Wesen an. Was es für ein Tier sein mochte, war nicht zu erkennen. Daß es ein Raubtier, also möglicherweise ein Löwe wäre, bezweifelten wir nicht. Mehrfach blieb es, wie zögernd, stehen. Als es auf 60 bis 70 Schritt herangekommen war, schien es die Gefahr zu erkennen. Vielleicht hatte es unsere Büchsen im Mondlichte blinken sehen. Jedenfalls wandte es sich ab, um Kehrt zu machen. In dem Augenblicke, wo es mir seine Breitseite zukehrte, berührte ich den Stecher und gab Feuer. Gleichzeitig feuerte auch mein Jagdgenosse sein Gewehr ab. Grunzend drehte sich das Zielobjekt im Kreise herum, und brach zusammen. Vorsichtshalber schossen wir noch einmal auf das Tier, und kletterten sodann, nachdem wir wieder geladen hatten, frohen Mutes vom Baume herab. Als wir nun, das Gewehr schußbereit in der Hand, auf unsere Beute losgingen, fanden wir zu unserer Enttäuschung, daß wir eine mächtige Tüpfelhyäne zur Strecke gebracht hatten. Und darum dieser Aufwand von Mühen und Beschwerden! Wenngleich wir auch die Hyäne, die uns und unsere Herde in ihrer Frechheit oft genug belästigte, redlich haßten, so bot sie uns doch für eine stolze Löwenhaut keinen Ersatz. Wir ließen die widerliche Bestie

darum verachtungsvoll liegen, und zogen mit unserem Zicklein nach Hause. War schon um 11 Uhr unser Spaziergang durch das wilde Buschwerk kein reiner Genuß gewesen, so war unser Rückzug mitten in der Nacht, zumal die Ziege ganz unvernünftig meckerte, in noch höherem Grade unangenehm. Konnte doch der Löwe uns jeden Moment auf dem Nacken sitzen. — Hungrig und müde, steif und zerschlagen, zerstochen und zerbissen, langten wir in unserer Behausung wieder an, und gelobten uns, uns in Zukunft bezüglich nächtlicher Jagdausflüge nicht zu übernehmen.

Inzwischen nahmen die Arbeiten in Pugu ihren Fortgang. Während der Einrichtung der Pugu-Station war ich nur vorübergehend nach Dar-es-Salaam gekommen. Gewöhnlich ging ich Sonnabends zur Küste, und kehrte Montags nach Pugu zurück. Unsere Pflanzung nahm einen hübschen Aufschwung und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Auch die Missionsstation, mit der noch ein Schwesternhaus verbunden worden war, entwickelte sich immer mehr, und Jedermann in Pugu fühlte sich froh und glücklich.

Anfang Juli 1888 wurde ich definitiv zurückbeordert, um in Dar-es-Salaam die ersten Vorbereitungen zur Übernahme der Küsten-Administration, die am 15. August 1888 in die Hände der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft übergehen sollte, zu treffen. Vorerst sollte ich den Bezirk von Dar-es-Salaam, zu dessen Chef ich ernannt worden war, bereisen, und mich mit den darin amtierenden arabischen Walis und Akidas behufs freundschaftlicher Verhandlungen in Verbindung setzen.

Mit Bedauern verließ ich Pugu, zu dessen Aufblühen ich das Meinige beigetragen zu haben glaubte. Einige Monate darauf brach die Araber-Rebellion aus, und vernichtete alles, was wir bis dahin geschaffen hatten. Auch mein geliebtes Pugu sollte leider vom Sturme des Aufstandes nicht verschont bleiben.

Eine Ansiedlung

Schauri.

In Deutsch-Ostafrika gibt es ein Wort, das eine vielfache Bedeutung hat. Es ist das Wort Schauri und heißt soviel wie Verhandlung, Beratung, Partei, Rat, Sache, Sitzung. Ohne Schauri kann der Ostafrikaner gar nicht leben. Nichts bereitet ihm solchen Genuß wie ein recht langes Schauri. Soll ein Huhn, eine Ziege, ein Ochse, ein Elfenbeinzahn oder sonst ein Objekt verkauft oder erworben werden, so geht dem Handel ein endloses Schauri voraus. Will der Ostafrikaner eine Frau nehmen, so macht er mit sich selbst, mit seinen Verwandten und seinen zukünftigen Schwiegereltern Schauri. Hat ein Knabe ein Mägdlein lieb, so macht er in erster Linie mit ihm Schauri. Will es sich nicht betören lassen, so macht der abgewiesene Liebhaber schleunigst Schauri mit einem Medizinmanne behufs Lieferung von Liebestränken und anderen Zaubermitteln. Leidet jemand an einer hartnäckigen Krankheit, so unternimmt er oft große Reisen, um mit einem berühmten Mganga, wir würden sagen Spezialisten, Schauri zu machen. Weigert sich ein Häuptling im Innern, zum Schauri zu kommen, so ist er kaïdi, also ein Rebell. Machen auf einer schwierigen oder gefährlichen Expedition die Träger unter sich Schauri, so hat der Chef allen Grund, auf seiner Hut zu sein. Krieg und Frieden, Schuld und Sühne, alles hängt vom Schauri ab. Selbst der Straßenräuber setzt sich vor der Ausübung eines Verbrechens mit seinen Komplizen zu einem Schauri zusammen, in welchem Vor- und Nachteile der Tat sorgfältig erwogen werden. Bietet man dem Ostafrikaner unter der Hand für einen Gegenstand auch den denkbar höchsten Preis, so läßt er sich ohne Schauri doch ungern auf die Sache ein. Lieber gibt er ihn nach längerem Schauri billiger weg. Er will doch wenigstens sein Vergnügen davon haben. Behelligt man den Farbigen, sei er nun Araber, Suahili oder Stammesangehöriger, mit einer ihm unangenehmen Affaire, so gebraucht er stets die Ausrede: „Si shauri yangu“

(das ist nicht meine Sache). Macht man ihn in politischer Hinsicht für einen Genossen verantwortlich, so erwidert er gewöhnlich: Der Mann gehört zu einem anderen Schauri.

Wegen jeder Bagatelle wird Schauri gemacht. Einst erbat sich auf einer Expedition während der Marschpause mein Diener Urlaub, um wegen seines Mittagsmahles mit seinen Freunden Schauri zu machen. Nach etwa einer Stunde kehrte er zurück. „Nun," fragte ich scherzend, „was gedenkt Ihr denn zu speisen?" — „Bananen," war die Antwort. — „Und um das herauszutüfteln, braucht Ihr eine Stunde Zeit?" rief ich lachend. — „Ja," sagte er empfindlich, „wir konnten doch vorher nicht wissen, was wir essen wollten."

Diese Leidenschaft der Farbigen für das Schauri-Abhalten wissen sich die indischen Kaufleute vorzüglich zu Nutze zu machen So schlau die Eingeborenen auch sind, so werden sie von den Indern doch meist übertrumpft. Wegen eines Elfenbeinzahns machen die Händler oft acht Tage lang Schauri. Zahn um Zahn wird in dieser Weise verhandelt. Ein Europäer hielte dies gar nicht aus. Der Inder aber ist unermüdlich und erreicht gewöhnlich auch seinen Zweck. Für ihn ist die Zeit ja kein Geld.

Zu seinem höchsten Glanze entwickelt sich das Schauri in seiner Eigenschaft als öffentliche Gerichtssitzung. Der Schauritag ist für den Farbigen ein Festtag. Was gibt es für ihn Feierlicheres, Großartigeres und Interessanteres als ein Schauri, dem der Bana mkuba (Bezirksamtmann bezw. Bezirksches) persönlich vorsitzt. Die Großen der Stadt und Umgegend, die Araber, die indischen Händler, die Schirasi-Diwane, die Suahili-Jumben, die benachbarten Stammeshäuptlinge, alle erscheinen in bunten, oft goldgestickten Gewändern, mit silbernen Dolchen und prächtigen Turbanen, um sich auf ihren Bänken pomphaft niederzulassen. Es gehört zum guten Ton, diesen Sitzungen beizuwohnen. Der Wali führt an diesem Tage sein langes kostbares Schwert, welches einen Wert von 1000 ℳ haben soll, und das, wenn der eingravierten Jahreszahl zu glauben ist, schon zur Zeit der Kreuzzüge geschwungen wurde. Links

und rechts vom Gerichtstische sitzen, auf ihren Ehrenplätzen, die Beisitzer, die Sachverständigen, die Akidas und die Gemeindevorsteher. Sachverständiger für das mohamedanische Recht ist der Wali, für Handelsrecht gewöhnlich ein indischer Großhändler. Kurz vor Beginn der Sitzung tritt, allseitig begrüßt, der Bezirksamtmann ein. Neben ihm nehmen Platz der Bezirksamtssekretär, sowie der deutsche und der arabische Schreiber. Vor dem Gerichtstische fungiert, unterstützt von seinen Soldaten, der Polizei-Effendi als Gerichtsvollstrecker. Der Sitzungssaal ist umlagert von vielen hunderten von Zuschauern, Männern und Weibern. Verhandelt werden im Schauri Strafprozesse, Zivilstreitigkeiten, Akte freiwilliger Gerichtsbarkeit, Bezirks- und Steuersachen, städtische Angelegenheiten, kurz alles, was das Wohl und Wehe der Einwohnerschaft berührt.

Ein Bezirksamtmann oder Stationschef, der es versteht, das Schauri verständig und würdig zu leiten, wird stets das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung genießen. Für die Auswahl geeigneter Persönlichkeiten ist dieser Gesichtspunkt nicht unwichtig. Durch ein rechtzeitiges, vernünftiges Schauri kann in Ostafrika, vor allem im Innern, manchem Unheile vorgebeugt werden.

Im Lager des Löwen.

An einem Sonnabend des Monats Mai 1888 war ich gegen drei Uhr Nachmittags von Pugu aufgebrochen, um mich nach Dar-es-Salaam zu begeben. Meine Begleitung bestand nur aus meinem Faktotum Hamiß Mganda, mit dem ich in der Stadt einige Geschäfte zu erledigen hatte, und aus einem Arbeiter, der meinen Koffer trug. Da ich zu Hause erwartet wurde, war anzunehmen, daß ich in meiner Wohnung alles in Ordnung finden würde. Wir brauchten uns darum nicht zu beeilen. Aus diesem Grunde befanden wir uns auch gegen

Sonnenuntergang noch mitten im Pori, etwa $1^1/_2$ Stunden von Dar-es-Salaam, und zwar an einer Stelle, wo sich während der Regenzeit einige Teiche gebildet hatten. An diesen Teichen, die, von Quellen gespeist, die trockene Zeit überdauerten, führte uns unser Weg unmittelbar vorüber. Eben, als wir das Gewässer passiert hatten, ertönte vor uns lautes Rufen und Sprechen. Und gleich darauf liefen ein par Eingeborene, die, von Dar-es-Salaam kommend, sich gleichfalls verspätet hatten, mit allen Zeichen der Angst an uns vorüber.

„Nimm dich in Acht, Herr", schrie mir einer der Wasaramo zu, „dort hinter dem dicken Baume steht ein Löwe!" Ehe ich von den Leuten noch nähere Erkundigungen hatte einziehen können, waren sie schon meinen Blicken entschwunden. — Was nun? — Sollten wir uns seitwärts in die Büsche schlagen, und versuchen, den Baum zu umgehen? — Das war leichter gesagt, als getan. Infolge der ständigen Bodenfeuchtigkeit war das Buschwerk in jener Gegend mit mannshohem Gras durchwachsen. und teilweise so verfilzt, daß es sich als undurchdringlich erwies. Und wer bürgte uns dafür, daß wir nicht gerade im Dickicht auf das Raubtier stoßen würden? — Umkehren konnten und wollten wir natürlich auch nicht. Es blieb uns also nichts übrig, als vorwärts zu gehen. Nach kurzer Beratung beschlossen wir demgemäß, das Hindernis aus dem Wege zu räumen. Während Hamiß seine Mauserbüchse schußfertig machte, sah ich selbst meine Büchsflinte nach, und versorgte, da der Kugellauf schon geladen war, den Flintenlauf noch mit einer Posten-Patrone Nr. 0. — Mein Gefährte war ein älterer Mann, der in seinem vielbewegten Dasein schon manche Gefahr siegreich bestanden hatte, und darum vor nichts in der afrikanischen Welt zurückscheute. — Nachdem ich dem unbewaffneten Kofferträger befohlen hatte, uns in einiger Entfernung zu folgen, setzten wir uns in Marsch, und gingen auf den Baum zu. Es dämmerte schon und wir mußten uns beeilen, das Abenteuer zu bestehen, wenn wir nicht dabei im Dunkeln tappen wollten. Ging alles glatt ab, so konnten wir in einer

halben Stunde, also vor Einbruch der Nacht, die ersten Schamben von Dar-es-Salaam erreichen, von wo aus der weitere Marsch bis zur Stadt nichts mehr auf sich hatte. —

Als wir, das Gewehr zum Schuß erhoben, an dem ominösen Baume anlangten, war kein Löwe vorhanden.

„Gott weiß, was die albernen Waschensi wieder gesehen haben," rief ich enttäuscht aus, „diese Kerle sind doch wirklich zu feige." — Tatsächlich war ich ordentlich ungehalten darüber, daß unsere Entfaltung von Mut und Entschlossenheit so ganz umsonst gewesen war. Ja, unsere Tapferkeit kam mir geradezu lächerlich vor. —

„Sachte, sachte," meinte Hamiß besonnen, „sieh nur, Herr, hier hat der Löwe gestanden, und dort hat er sich entfernt."

„Also doch", dachte ich, und schaute genauer zu. Wahrhaftig, deutlich konnte man an einer Furche im Grase sehen, wo das Raubtier längs des Weges hingeschritten war. Der Fährte folgend, bemerkten wir, daß sie gleich darauf seitwärts in den Busch führte.

Der Weg war frei. — Als ich, so unerwartet, die Gefahr als beseitigt betrachten konnte, atmete ich zuerst beruhigt auf; alsdann aber überlegte ich mir, ob es nicht eines „Afrikaners" unwürdig sei, der ersten ernstlichen Begegnung mit einem Löwen auszuweichen.

„Höre, Hamiß," stieß ich etwas übereilt hervor, „wir wollen doch einmal sehen, wo der Löwe geblieben ist!"

„Gut," entgegnete der Uganda-Mann gleichmütig, „rücken wir ihm aufs Fell."

Eigentlich war es kein sonderliches Vergnügen, durch die Dschungeln dem Ungetüm nachzuschleichen, und meine Lust verflog fast ebenso schnell, wie sie gekommen war; aber anstandshalber konnte ich nun nicht mehr zurück. Noch einen Blick warf ich rings auf den schweigenden Wald, um festzustellen, daß es noch hell genug sei; und vorwärts ging es, dem Raubtier entgegen, in der Erwartung, es jeden Moment anspringen

zu ſehen. Wir waren der Spur erſt eine geringe Strecke weit nachgegangen, und gerade unter einem Gebüſch durchgekrochen, als wir beide überraſcht ſtehen blieben. Vor uns, zwiſchen den Bäumen, lag ein runder, etwa 5 bis 6 Meter im Durchmeſſer betragender Platz, auf dem das Gras völlig niedergetreten war. Ohne Frage ſtanden wir vor dem Lager des Löwen, in dem er vielleicht ſchon wochenlang gehauſt hatte. Aber wo war er ſelbſt, der Herr der Wälder? — Im Begriff, den Platz zu betreten, vernahmen wir plötzlich einen dumpfen, drohenden Laut. Im ſelben Augenblicke erhob ſich vor uns aus dem hohen Graſe ein mächtiger, grau-gelber Körper, und flog, wie ein Pfeil, über die nächſten Büſche fort. Wir hörten noch einige Sprünge; es rauſchte und knackte noch etliche Mal; und ſodann war es wieder ſo ſtill, wie zuvor. — Wir ſtanden, wie erſtarrt. Hätte der Löwe uns angenommen, ſo wären wir ohne Zweifel verloren geweſen. Blitzſchnell, wie eine Erſcheinung, war er vorübergeſauſt. Obgleich wir auf den Anblick des Löwen gefaßt geweſen waren, ſo hatten wir doch nicht die Zeit gehabt, das Gewehr zu heben.

Jetzt hatten wir Muße, die Stelle näher zu betrachten. Sie lag voll von Tierſchädeln, Antilopengehörnen, Schweinsknochen und anderen tieriſchen Überreſten. Der Boden war glitſcherig von Blut und Fett, und bedeckt mit Stücken von Fleiſch und Haut. Übrigens roch es in dem Lager weniger unangenehm, als man hätte denken ſollen. Man hatte den Eindruck, als befände man ſich in einem Schlachthauſe. Menſchen-Gebeine fanden ſich nicht vor, ein Beweis, daß der Löwe noch kein Menſchenfreſſer war. Ich betone, er war es noch nicht; aber es hinderte ihn auf dieſer vielbegangenen Strecke nichts, es bald zu werden. Ihn brauchte nur eines Tages einmal der Hunger zu plagen.

Aus den näheren Umſtänden ging hervor, daß der Löwe ſich in dieſer Gegend häuslich niedergelaſſen hatte, um das Wild, das zu den Waſſerteichen zur Tränke kam, bequem belauern und abfangen zu können. Auch dieſen Abend war er aller Wahr-

scheinlichkeit nach auf einer Pürsche begriffen gewesen, hatte sich aber zurückgezogen, als er mit den ihm unbekannten menschlichen Wesen zusammen getroffen war. —

Wenige Minuten später setzten wir unseren Marsch fort, froh, das Abenteuer, wenn auch ohne Beute, so doch mit heiler Haut bestanden zu haben. Nur mit Mühe konnten wir den Kofferträger einholen, der auf die nähere Bekanntschaft mit dem Löwen keinen Wert gelegt, und unsere Abschweifung vom Wege benutzt hatte, sich in der Richtung auf Dar-es-Salaam schleunigst davon zu machen.

Als ich einige Zeit darauf nach Pugu zurückkehrte, zeigte ich im Vorüberziehen meinen europäischen Begleitern, unter denen sich auch der bekannte Reisende Otto Ehlers befand, die Wohnstätte des Raubtieres. Sie war aber, wie es schien, von ihrem Inhaber inzwischen verlassen worden. Von den Tierüberresten nahmen sich die Herren einige Gehörne mit, zum Andenken an das Lager des Löwen.

Die Rebellion.

„Bana Mkuba, steh auf, sie kommen!" rief ein Askari, der in der Frühe des 10. Januar 1889 zu Dar-es-Salaam an mein Bett stürzte, und mich aufgeregt am Arme rüttelte.

„Wer kommt?" fragte ich noch halb im Schlafe.

„Die Feinde, die Rebellen!" versetzte er und rannte wieder davon.

„Na, endlich!" dachte ich, kleidete mich schnell an, und stieg auf das flache Dach unseres Hauses.

Schon seit Monaten hatten wir uns in kleinen Scharmützeln mit den Aufständischen herumgeschossen, ohne daß es zu einem ernstlichen Gefechte gekommen war. Gingen wir unsererseits gegen sie vor, so wichen sie uns aus oder zogen sich zurück. Wochenlang waren sie auch aus der Umgegend ver-

schwunden, und wie vom Erdboden verschlungen gewesen. In der letzten Zeit hatten sie von allen Seiten Succurs bekommen. Ganze Daus voll Krieger waren direkt aus Arabien angelangt. Das Hauptlager der Rebellen befand sich etwa eine Stunde von Dar-es-Salaam, bei Mabibu, jenseits des Upanga-Krieks. Ihr Anführer war Seliman bin Sef, ein vornehmer Araber aus Maskat. Sie mochten insgesamt einige Tausend Köpfe, darunter 500 bis 600 Araber, zählen, eine Kriegsmacht, der wir nur ein Häuflein von wenigen Europäern und etwa 30 Farbigen entgegenzustellen hatten. Seit zwei Tagen hatten uns die Aufständischen eingeschlossen. Doch konnten wir die Halbinsel, auf der Dar-es-Salaam liegt, bis an den Palmenwald von ihnen freihalten. Auch gelang es ihnen nicht, uns von der See abzuschneiden. Gegen diese Gefahr schützte uns schon die Anwesenheit des deutschen Kreuzers, der seit 8 Tagen im Hafen lag.

Auf dem Dache standen meine Leute kampfbereit und lehnten an der Brustwehr, die die Plattform rings einschloß. Einige Weiße waren gerade damit beschäftigt, unser 4,7 cm. Geschütz zu laden. Einer der Posten zeigte mir die Aufständischen, die in drei Trupps, auf die östlich von uns gelegene und etwa $^1/_2$ Stunde entfernte evangelische Mission zu, am Meere entlang zogen. Eben schritten sie über eine Wiese, auf der noch wie ein weißer Schleier der Morgentau ruhte. Jeder Haufen führte die arabische Kriegsfahne.

Um die Missionare, die sich mit ihren Damen die Nacht über im Fort aufgehalten, bei Tagesgrauen jedoch nach Hause begeben hatten, zu warnen, ließ ich einen Kanonenschuß abfeuern. Als die Rebellen sich entdeckt sahen, setzten sie sich in Laufschritt, und drangen in die Baumschamben, die jetzigen Gouvernements-Parkanlagen, ein, die sie noch von der Mission trennten. — Auf dem Kriegsschiffe, der Möwe, wurde es lebendig. Eine Gestalt kletterte bis zur höchsten Spitze den Hauptmast hinauf. — Und gleich darauf entlud sich krachend ein Geschütz. Die Granate schlug unmittelbar vor den Arabern

Evangelische Mission zu Dar-es-Salaam

ein, und scheuchte sie eine Strecke weit zurück, zum Heile der Missionsmitglieder, die hierdurch Zeit gewannen, sich in die Boote zu retten. Hätte die „Möwe" nur einen Moment gezögert, so wären die Missionare mit ihren Frauen ohne Frage verloren gewesen. Bald drangen die Araber wieder vor, und eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer auf die Fliehenden. Zeitweise erschienen einzelne Individuen auf dem Ufer des Hafens, wahrscheinlich in Verfolgung der farbigen Missionsleute, die in den Booten keinen Platz mehr gefunden hatten und nunmehr in heller Flucht am Hafen entlang unserem Gehöfte zustrebten. Jetzt fiel von der „Möwe" Schuß auf Schuß in die Mission, die von den Rebellen nach der Einnahme sofort angesteckt und ausgeraubt worden war. Ein dichter Qualm stieg von der Mission auf, und hüllte die Scene in eine Wolke, aus der es wie bei einem Gewitter blitzte und knatterte. —

Unser Stationsboot, welches ich, sofort nach dem Alarm, der Mission zur Hülfe geschickt hatte, fuhr mit den Missionsfahrzeugen zum Kriegsschiffe, und verblieb auch dort, weil die Bootsleute nicht wagten, bei unserem Hause, wo sich inzwischen ein heftiges Gefecht entsponnen hatte, zu landen. Während ich nämlich die Vorgänge auf der Mission beobachtete, rief plötzlich der auf der nördlichen Seite des Daches wachehaltende Askari: „Bana, wako adui!" zu deutsch, „Herr, hier sind Feinde!" Und richtig sahen wir Haufen von Arabern, die sich in nächster Nähe durch die engen Straßen der Stadt drängten. Kaum hatten wir einige Schüsse auf dieselben abgegeben, als eine Salve über uns weg fegte, welche bewies, daß die ganze Stadt schon vom Feinde besetzt war. Aus dem ganzen Halbkreise, dessen Mittelpunkt unser Haus war, erhielten wir heftiges Feuer. Obgleich wir nach Möglichkeit Deckung nahmen, so hatten wir doch alsbald Verluste. Ein Askari erhielt einen Schuß durch den Hals, und stürzte zusammen. Ich hatte eben ihn fortschaffen lassen, da wurde unserem Zollbeamten Borenstein der Arm zerschmettert. — Das Feuer der Angreifer, die sich überall in den Ruinen und in den Inderhäusern, hinter den

Mauern und auf den Dächern eingeniſtet hatten, wurde nun unſererſeits lebhaft erwidert. Unſer kleines Schnellfeuergeſchütz, von Herrn von Bülow bedient, bewährte ſich außerordentlich gut. Die Granaten ſchlugen durch die morſchen Wände der vom Feinde beſetzten Häuſer, und platzten in den Zimmern, wie wir deutlich wahrnehmen konnten. Aber auch die Araber ſchoſſen recht genau. An dem ſcharfen Pfeifen der Kugeln merkten wir, daß viele von ihnen Hinterlader führten. Die dicht vor uns liegenden Häuſer der etwa 150 Meter von uns entfernten Barra-Raſta waren uns beſonders unangenehm, weil die Araber daſelbſt Schießſcharten in die Mauern geſtoßen hatten, und von dort aus jeden Weißen ſorgfältig aufs Korn nehmen konnten. Man durfte nur den Kopf heben, um ein Zielobjekt zu ſuchen, ſo ſchlugen auch ſofort rechts und links einige Kugeln ein. Beſonders der Zinnenkranz auf unſerem Treppenturm war gefährlich, weil ſich unſere Häupter dort ſcharf gegen den Himmel abhoben. So lange ſich die Angreifer auf eine Beſchießung unſeres Hauſes beſchränkten, konnten ſie uns nicht viel anhaben. Es gab in dem Gebäude, nach dem Feinde zu, nicht einmal Fenſterſcheiben zu knicken, weil wir dort keine hatten. Bedenklicher wäre die Sache geweſen, wenn die Araber geſtürmt hätten, was von ihnen auch geplant worden war. Hilfe von der „Möwe“ war nicht zu erwarten, da ſie anderweitig noch engagiert war, und man von Bord aus die Situation bei uns auch nicht überſehen konnte. Ich bereitete daher zur Abwehr eines Sturmangriffes alles vor, und ließ Schrotflinten, Jagdbüchſen, Revolver und Repetiergewehre laden und bereitſtellen. Jeder meiner Leute erhielt für den Fall des Sturmes ſeinen Platz angewieſen, und hatte ſich dort ſo günſtig wie möglich zu poſtieren. Nun mochte der Feind kommen. — Aber er kam nicht.

Gegen 10 Uhr fing das Feuer der Araber an, ſchwächer zu werden. Und allmählich ſahen wir ſie ſich aus der Stadt zurückziehen. Immer ſchneller eilten ſie, von unſeren Granaten verfolgt, dem Palmenhaine zu. Da ſich einige Haufen noch in

der brennenden Stadt hielten, wurde unsererseits ein Ausfall gemacht, um sie gänzlich zu vertreiben. — Es war dies auch um so nötiger, als es uns an gutem Wasser gebrach, und unsere Pumpe mitten in der Stadt, in unserem Gemüsegarten stand. — Für den Notfall hatten wir allerdings auch im Fort einen Brunnen, dessen Wasser aber brackig war.

Nachdem das Gewehrfeuer aufgehört hatte, gingen wir, die feindlichen Stellungen in der Stadt zu besuchen. Abgesehen von einigen Blutlachen, und einigen zurückgelassenen Patronenpaketen und Pulverhörnern war indes nichts zu sehen. Tote und Verwundete hatte der Feind nach arabischem Brauch mit sich geschleppt. — Gegen Mittag schloß ich mich einer Landung der Marine auf der Mission an. — Wir fanden sie vollkommen zerstört und ausgeraubt. In den Ställen lag ein Teil der Kühe und Esel tot in halbverbranntem Zustande. Das übrige Vieh war weggeführt worden. Es tat mir unendlich leid, die mühsame Arbeit des so hervorragend tätigen und umsichtigen Missionsleiters Greiner vernichtet zu sehen. Bis zum letzten Augenblick hatte der mutige Mann seine Ansiedlung bebaut und bewacht. — Die Farbigen der Mission, Männer, Weiber und Kinder, konnten sich größtenteils in unser Fort retten. Nur wenige wurden vermißt. — Von den europäischen Missionsmitgliedern war nur die Nichte des Missionars, ein junges Mädchen, durch einen Schuß in die Hand verwundet worden. —

Naturgemäß hatten alle Angehörigen der Askari und der Hausleute Zuflucht in unserem Anwesen gesucht. Hierdurch bekamen wir aber eine Einquartierung, die bald nicht mehr zu ertragen war. Unser von hohen Mauern umgebener Hof bot den Anblick eines Zigeunerlagers. Schließlich, als der Zuzug, infolge der Ankunft der Missionsangehörigen, allzu groß wurde, blieb mir nichts übrig, als sämtliche Farbigen in dem benachbarten Walihause, welches leer stand, unterzubringen. — Die indischen Kaufleute der Stadt waren schon einige Tage vorher zum größten Teil nach Sansibar gefahren. Diejenigen, welche zurückgeblieben

waren, hatten Aufnahme gefunden auf der „Möwe“, von wo aus sie dem Kampfe zuschauten.

Des Nachmittags zeigten sich am Hafen verschiedentlich feindliche Trupps, die sich aber zurückzogen, sobald sie unter Feuer genommen wurden. Ein Beobachtungsposten der Aufständischen befand sich unter einem Baobab auf dem hohen Ufer desjenigen Kriks, welcher der Hafen-Einfahrt gegenüberliegt. Von unserem Hause mochte dieser Punkt etwa 1200 bis 1500 Meter entfernt sein. Um den Feind von dort zu vertreiben, hatten wir schon wiederholentlich sowohl mit dem Gewehr, wie mit dem Geschütz hinübergeschossen. Die Aufständischen ließen sich jedoch nicht stören. Im Gegenteil; wie wir durch unsere Krimstecher feststellen konnten, richteten sie sich unter dem Baume ganz häuslich ein. — Ein bei uns anwesender Marine-Offizier ließ aus seinem Boote einen Maaten heraufrufen, der in der Handhabung von Revolver-Kanonen besonders geschickt sein sollte. Der Unteroffizier kam aufs Dach und richtete unser Geschütz. — Als der Schuß fiel, flog das Projektil über die Feldwache hinweg. — Jetzt sahen wir, wie eine Person in einem weißen Gewande aufstand, und sich, um unser zu spotten, mit ausgebreiteten Armen mitten vor den Baum stellte. Dies ging uns doch über die Gemütlichkeit. Von allen Seiten wurde der Zielende angefeuert, sich Mühe zu geben, und den Kerl zu treffen. Auf den Kopf des letzteren wurde geradezu ein Preis gesetzt. Der Maat zielte auch so genau, wie es ihm möglich war. Endlich war er fertig und zog ab. Krachend entlud sich die Kanone; und gleich darauf blitzte es an dem Affenbrotbaume auf. Die weiße Gestalt fiel aufs Gesicht, und die übrigen Wachmannschaften rissen aus. — Nach einer kurzen Weile erhob sich aber der Gefallene, winkte uns höhnisch zu, und verschwand im Gebüsch. Er war nur betäubt gewesen. Wie wir später konstatierten, war die Granate über seinem Kopfe in den Baum gedrungen.

Am folgenden Morgen fielen schon bei Tagesgrauen die ersten Schüsse. Der Feind hatte sich im Dunkeln der Stadt

genähert, und sich in den Brandruinen festgesetzt. Es entwickelte sich sofort ein erbittertes Gefecht, welches uns jedoch, da wir während der Nacht Vorkehrungen zur besseren Deckung getroffen hatten, keinen sonderlichen Schaden zufügte. Eine Anzahl von Arabern hatte auch die dichtbelaubten Bäume ringsum bestiegen, und feuerte von oben in die Gallerien, Zimmer und Hallen der 1. Etage unseres Hauses hinein. Wir wunderten uns anfangs nicht schlecht, trotz der gedeckten Stellung überall von den feindlichen Kugeln verfolgt zu werden, — und zwar dermaßen, daß uns die abgesprengten Kalksteine und Holzsplitter um die Ohren flogen, — bis wir endlich die Schützen auf den Bäumen entdeckten. — Sie hätten uns recht unbequem werden können, wenn wir gezwungen worden wären, uns ihren Schüssen auszusetzen. Nichtsdestoweniger warteten wir sehnlichst darauf, daß die Gegner den Sturm versuchen möchten. Wir hätten sie um so wärmer empfangen können, als wir durch die Ankunft eines Matrosen-Detachements um 10 Weiße stärker waren als am vorhergehenden Gefechtstage. Außerdem hatte die „Möwe" ihre Lage soweit geändert, daß sie die feindlichen Positionen, ohne die Fortgebäude zu gefährden, teilweise bestreichen konnte. Eine ihrer Granaten traf einen Mangobaum, der sich sofort senkte, und aus dessen Blätterdach mehrere Krieger herabfielen. Die Getroffenen wurden aber alsbald von einigen ihrer Kameraden, die hinter den nächsten Häusern hervorstürzten, weggeschafft.

Man mußte es den Arabern lassen, daß sie sich im allgemeinen recht mutig und ritterlich zeigten. Ihre Toten und Verwundeten ließen sie ungern im Stich. Es mußte ihnen schon geradezu an Kopf und Kragen gehen, wenn sie sie zurücklassen sollten.

Nachdem die Rebellen noch eine Zeitlang das Feuer standhaft unterhalten und auch das Kriegsschiff heftig beschossen hatten, brachen sie gegen 9 Uhr das Gefecht ab, und zogen sich zurück.

Nachmittags kam aus dem arabischen Lager ein Parlamentär, der mir einen Brief von Seliman bin Sef überbrachte,

worin mir der feindliche Anführer naiverweise riet, Dar-es-Salaam aufzugeben, unter der Motivierung, daß ich mich auf die Dauer ja doch nicht gegen das Araberheer, das zahlreich sei wie Sand am Meer, zu halten vermöchte. Hinter Mauern zu fechten, sei überhaupt keine Kunst. Wenn wir Mut hätten, so sollten wir doch aus unseren Schlupflöchern einmal herauskommen.

Ich ließ ihm sofort erwidern, daß ich zu meinem Bedauern nicht in der Lage sei, seinen Wünschen zu entsprechen und ihm Dar-es-Salaam zu überliefern. Ich sei aber gern bereit, ihm gefällig zu sein, und ihm im Freien zu begegnen.

Um den Rebellen zu zeigen, daß es mir mit dieser Bereitwilligkeit Ernst sei, rückte ich am Morgen des 12. Januar mit sämtlichen Askaris und zwei Europäern, von Bülow und Holz, gegen 4 Uhr Nachts auf die andere Seite der Stadt, und legte dem bei Tagesgrauen zu erwartenden Feinde einen Hinterhalt. Wer aber nicht kam, das waren die Araber. Es war also nicht unsere Schuld, wenn es mit dem Stelldichein im Freien nichts wurde.

Da die Araber sich nicht sehen ließen, hatten wir Muße, die Stadt zu durchsuchen. Überall fanden wir die Spuren eines übereilten Rückzuges. In den Häusern und Straßen lagen Vorderlader, Tabatiere-Gewehre, Pulverhörner, Haufen von Patronen, Kopfbedeckungen, Tücher und dergleichen. Die Steinhäuser waren vielfach zerstört, und es war zu bewundern, daß die Araber so lange darin dem Granatfeuer Stand gehalten hatten.

Da die Rebellen auch Nachmittags nicht angriffen, vermutete ich schon, daß sie sich nach Pugu wenden würden, um ihre Niederlage zu rächen; und ich machte meinen Kameraden den Vorschlag, die Mitglieder der katholischen Mission St. Benediktus, die von Europäern allein noch oben waren, in der Nacht herabzuholen. Der Marsch war aber zu gewagt, als daß ich auf eine besonders freudige Zustimmung hätte rechnen können. Nach den Pugubergen hinaufzukommen, war leicht, da der Feind nicht darauf vorbereitet war; der Rückweg würde

uns aber wahrscheinlich eine Umzingelung und den Untergang gebracht haben. Auch wurde mir eingewendet, daß es fraglich sei, ob die Missionare bereit sein würden, ihre Ansiedlung aufzugeben und uns zu folgen. Und dieser Einwand war nicht unbegründet. Schon mehrfach, und zuletzt am 7. Januar, also 3 Tage vor dem ersten Gefechtstage, hatte ich die Mission von St. Benedikt warnen und von der Lage der Dinge an der Küste in Kenntnis setzen lassen. In Pugu glaubte man aber bis dahin nicht recht an einen ernstlichen Angriff, und man hielt die Gerüchte von dem Herannahen eines Rebellenheeres für ebenso falsch, wie sie sich schon so oft als falsch erwiesen hatten. — Im übrigen vertrauten die Missionare auf ihre allerdings sehr guten Beziehungen zu der dortigen Land-Bevölkerung, ohne zu bedenken, daß die feigen Wasaramo ihnen gegen die Araber und mohamedanischen Küstenleute keinen Schutz bieten konnten. Auch schmeichelten sie sich wohl mit dem Gedanken, daß sie von den Aufständischen ebenso geschont werden würden, wie die Mitglieder der Mission vom heiligen Geist zu Bagamoyo. Waren sie doch stets beflissen gewesen, öffentlich darzutun, daß die Wege der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nicht ihre Wege seien. — Diese Hoffnung war aber trügerisch. Wenn die Bagamoyo-Missionare von Buschiri als neutral anerkannt wurden, so geschah es nicht, weil sie der katholischen Kirche angehörten oder ideale Zwecke verfolgten, sondern einfach, weil sie als „Franza" galten. Daß Franzosen und Deutsche verschiedene Nationen waren, die nichts mit einander gemein hatten, wußte in Sansibar und an der Mrima jedes Kind. Außerdem waren die Franzosen damals in Ostafrika sehr beliebt, weil sie sich den Antisklaverei-Bestrebungen fernhielten. Und nur die Engländer genossen die Ehre, von den Mohamedanern ebenso gehaßt zu werden, wie wir. Auf eine schonende Behandlung seitens der Rebellen konnte also die Pugu-Mission nicht rechnen. Das hatte ich ihrem Pater Superior schon verschiedentlich auseinandergesetzt. So bedauerlich für sie diese Verquickung ihrer Bestrebungen mit unseren Angelegenheiten auch war, so war sie

doch nicht zu ändern. Daß es aber den Missionaren sauer wurde, ihre schön gelegene und trefflich eingerichtete Station aufzugeben und der Willkür der Waschensi zu überlassen, war zu verstehen und zu begreifen.

Da sich niemand freiwillig meldete, mich zu begleiten und auch die Marine eine Teilnahme ablehnen mußte, so blieb mir nichts übrig, als von der Expedition abzustehen. Um aber wenigstens das Mögliche zur Rettung der Mission getan zu haben, sandte ich zwei meiner besten Askari ab, um die Missionare auf entlegenen Pfaden herabzuführen. — In der Nacht zum 13. Januar marschierten diese Leute ab, und kamen, da sie ihrer Sicherheit wegen einen weiten Umweg hatten machen müssen, am folgenden Nachmittage auf St. Benedikt an. Sie fanden die Mission aber schon als Trümmerhaufen vor. In den brennenden Ruinen lagen auf dem Hofe die Leichen von zwei erschossenen Brüdern, und vor dem Altar der kleinen Kapelle die verstümmelten Überreste der jungen blauäugigen Schwester Martha. Auch die übrigen Europäer-Ansiedlungen in Pugu erwiesen sich als ausgeraubt und abgebrannt, und sämtliche Plantagen als zerstört. Die Askari flohen den unheimlichen Ort, und kamen in der folgenden Nacht mit der Meldung von der Vernichtung der Pugu-Niederlassung in Dar-es-Salaam wieder an. Wie sie von Augenzeugen gehört hatten, war der Überfall am Mittage des 13. Januar, also wenige Stunden vor ihrer Ankunft, geschehen, gerade, während die Brüder nach dem Essen das Tischgebet sprachen. Der Anführer der Aufständischen war der Beludschen-Jemadar Safiri von Kissiju, unser Todfeind, gewesen. —

Inzwischen hatte ich Kundschafter ins arabische Lager geschickt, und von ihnen erfahren, daß sich in demselben 3 Missionare und 1 Schwester als Gefangene befänden. Da 9 Weiße auf der Mission anwesend gewesen waren, so schloß ich, daß 2 Brüder geflohen sein müßten, und schärfte den Posten die größte Aufmerksamkeit ein, um zu verhüten, daß nicht im Dunkeln auf die Flüchtlinge geschossen würde. Und richtig

meldete die Wache in der Nacht vom 14. zum 15. Januar, daß sich einige weiß gekleidete Gestalten unserem Hause näherten. Es waren die beiden geflohenen Missionare, welche auf geheimen Pfaden von einem Msaramo nach Dar-es-Salaam geführt worden waren. Die Brüder waren sehr erschöpft, und durch Hunger und Durst stark mitgenommen. Nachdem sie sich einigermaßen erholt hatten, erzählten sie, daß sie von oben, von Pugu aus, die Kämpfe um Dar-es-Salaam recht gut hätten beobachten können. Der Brand der Stadt sowohl, wie jede Phase des Kampfes, ja jeder einzelne Kanonenschuß, sei deutlich wahrnehmbar gewesen. — War doch Pugu von Dar-es-Salaam kaum 20 Kilometer entfernt.

Während am folgenden Tage die beiden Missionare nach Sansibar abreisten, schrieb ich selbst einen Brief an Seliman bin Sef, worin ich ihm die Greuel von Pugu vorwarf, und gegebenen Falles mit Repressalien drohte. Vor allem erinnerte ich ihn daran, wie edelmütig wir uns unsererseits gezeigt hätten, als von uns einige Monate vorher verwundete Araber mit ihren Frauen gefangen worden wären. Da wir damals die Gefangenen ohne Lösegeld freigegeben hätten, so dürften wir jetzt eine ähnliche Handlungsweise auch wohl von den Rebellen erwarten. —

Der feindliche Anführer antwortete höflich aber kühl, daß die gefangenen Missionare gut behandelt, aber nur gegen die Übergabe von Dar-es-Salaam ausgeliefert werden würden.

Als ich am 17. Januar diese Forderung als unannehmbar ablehnte, griffen die Araber uns noch am selben Abend wieder an. Wir saßen gerade, allerdings gut gedeckt, in unserer Halle beim Abendessen, als plötzlich eine Salve von Geschossen, über unsere Köpfe weg, in die Wand prasselte. Wir sprangen sofort auf und griffen zu den Waffen. Da wir die Gegner in der Dunkelheit nicht sehen konnten, so beobachteten wir die Maxime, daß wir nur auf das feindliche Feuer reagierten. — Wo es also beim Feinde aufblitzte, da schlugen auch alsbald unsere Kugeln ein. Dieser Kampfweise, welche große Ansprüche

an die Nerven stellt, zeigten sich die Araber nicht lange gewachsen. Sie brachen das Nachtgefecht ab und zogen sich zurück.

Am 25. Januar kam es nochmals zu einem größeren Gefecht beim Ras Chokir, dort, wo heute das Europäer-Hospital liegt, in welchem die Araber eine schwere Niederlage erlitten und unter Zurücklassung von vielen Toten die Flucht ergriffen. Aber auch für uns ging es hierbei nicht ohne Verluste ab. — Da dieses Rencontre auf schattenlosem Felde während der größten Mittagshitze stattgefunden hatte und sehr anstrengend gewesen war, war der Kommandeur der Landungstruppen, Kapitänleutnant Landferman von S. M. S. Sophie, einem Hitzschlage erlegen. Außerdem wurden von der Marine 2 Matrosen, von meinen Leuten 3 Farbige schwer verwundet. Unter den letzteren war auch mein tapferer Aufseher Hamiß Mganda. Auch ich, der ich schon mehrere Tage lang am Fieber gelitten, hatte mir während des Gefechts einen Anfall von Hitzschlag zugezogen, infolgedessen ich so schwer erkrankte, daß ich nur noch mit Mühe meinen Dienst versehen konnte, und Mitte Februar nach Sansibar ins Hospital geschafft werden mußte.

Die Leichen der am 25. Januar gefallenen Araber hatte ich durch den Kadi Mohamed bin Seliman nach mohamedanischem Ritus bestatten lassen. Als ich dies dem verwundet in seinem Lager liegenden Seliman bin Sef, der sich nach der Zahl und den Namen der Gefallenen erkundigt hatte, anzeigte, erwiderte er sehr artig, daß er mir verbindlichst danke, und nicht verfehlen werde, uns im gegebenen Falle das Gleiche zu tun.

Infolge der wiederholt erlittenen Niederlagen waren die Araber so mutlos geworden, daß sie Ende Januar 1889 ihr Lager bei Mabibu verließen und sich zerstreuten. Während ein Teil sich nach den südlich gelegenen Ortschaften Kissiju und Kilwa wandte, begab sich der andere zu dem vor Bagamoyo liegenden Buschiri. Auch die gefangenen Missionare wurden dem Rebellenführer Buschiri übergeben, der sie noch eine Zeitlang festhielt, und sodann gegen ein Lösegeld von 7000 Rupie in Freiheit setzte.

Der Verluſt der Aufſtändiſchen vor Dar-es-Salaam ſoll ſich insgeſamt auf rund 100 Tote und Verwundete belaufen haben. Unter den Toten befanden ſich Kipilipili und Achmed bin Hinduan ſowie andere bekannte Araber, unter den Verwundeten Seliman bin Sef und der Wali Matari von Kiſſiju.

Kondutſchi.

Mitte Februar 1889 war ich, ſchwer erkrankt, durch S. M. S. Möwe von Dar-es-Salaam nach Sanſibar gebracht, und dort ins Hoſpital geſchafft worden. Am 5. März ging ich nach Deutſchland auf Erholungsurlaub. Am 1. Juli trat ich in die Truppe des behufs Niederwerfung des Aufſtandes inzwiſchen neu geſchaffenen Reichskommiſſariats ein und Anfang Auguſt 1889 übernahm ich als Chef meine alte Station Dar-es-Salaam.

Wenige Wochen darauf maſchierte der Reichskommiſſar Major v. Wißmann mit 600 Mann zur Feſtigung der deutſchen Herrſchaft ins Innere, nach Mpapua, ab. Kaum war er fort, als hinter ſeinem Rücken die Aufſtändiſchen wieder ihr Haupt erhoben. Beſonders rebelliſch zeigten ſich Bueni und Kondutſchi, zwei zwiſchen Bagamoyo und Dar-es-Salaam liegende Küſtenplätze. Dies war um ſo gefährlicher, als das Gerücht ging, daß aus Mahenge große Mafiti-Horden unter Führung Buſchiris gegen die Küſte heranzögen. Es handelte ſich alſo darum, die Aufſtändiſchen vor der Ankunft Buſchiris zu zerſprengen und zur Ruhe zu bringen. — Bueni gehörte zum Bezirk Bagamoyo, Kondutſchi zum Bezirk Dar-es-Salaam. Kondutſchi, ein Ort von rund 1000 Einwohnern, hatte ſich ſtets als Sklavenausfuhrplatz unliebſam bemerklich gemacht und war ſchon einmal von der Marine bombardiert worden.

Mir war dieſer Ort inſofern in fataler Erinnerung, als ich im Anfange des Aufſtandes dort auf ein Haar den Rebellen

in die Hände gefallen wäre, und zwar infolge der Verräterei meines Freundes Muini-Somari, des Bruders des Kondutschi-Jumben Muini-Higa. Nur der Besonnenheit des letzteren hatte ich es zu danken gehabt, wenn ich der Gefahr entronnen war. — Muini-Somari, der mit seinem Bruder Muini-Higa einer Schirasifamilie*), also dem Adel des Landes angehörte, besaß in der Gegend von Kondutschi großen Einfluß. Aus diesem Grunde war es mir angenehm, gut mit ihm zu stehen, und ich hatte ihn in Dar-es-Salaam oft beschenkt und bewirtet. Er war mir auch sehr entgegengekommen und hatte mich stets seiner getreusten Freundschaft versichert. Wenn ich nach Kondutschi kam, wurde ich von ihm aufs liebenswürdigste aufgenommen; und mehr als einmal habe ich auf der Veranda seines Hauses übernachtet. — Beim Beginn der Unruhen, also im Herbst 1888, passierte ich eines Tages auf dem Rückwege von Bueni, wo ich mit Frhr. v. Gravenreuth, dem Stationschef von Bagamoyo, eine Zusammenkunft gehabt hatte, den Ort Kondutschi. Da ich schon 3 Stunden marschiert war, gedachte ich bei den mir befreundeten Kondutschi-Häuptlingen eine Ruhepause zu machen. Muini-Somari empfing mich und führte mich feierlichst an der Hand zu dem Hause des Muini-Higa, wo ich mich auf der Veranda niederließ. Sodann verschwand Muini-Somari und kehrte nicht wieder. Auch Muini-Higa ließ sich nicht sehen. Während ich mich auf einer Decke ausstreckte, um mich dem Schlummer zu überlassen, hörte ich in der Ferne dumpfe Paukenschläge. Gleichzeitig wurde es im Dorfe mobil, und überall sah man Männer mit Gewehren durch die Straßen laufen. Meine Leute, deren ich fünf (einen Boy, zwei Askari und zwei Träger) bei mir hatte, wurden unruhig.

„Herr", sagte mein Diener Mandoa, „hier ist etwas im Werke!"

„Gegen uns, meinst du?" fragte ich überrascht.

„Natürlich gegen uns!" versetzte der Boy erregt.

---

*) persischen Ursprungs.

Schnell richtete ich mich auf und machte Gewehr und Revolver schußfertig.

In diesem Augenblicke kam ein junger Sklave des Jumben herangestürzt, und rief: „Fliehet, fliehet! Muini-Higa läßt Euch sagen, er könne Muini-Somari und seine Bande nicht länger zurückhalten. — Ich soll Euch führen".

„Was? Muini-Somari?" entgegnete ich bestürzt, „ist er es, der uns angreifen will?"

„Ja, gewiß" sagte lachend der Bursche, „er hat schon seine Kriegshosen an!"

„Gut, mein Junge, führe uns! aber führst du uns falsch, so bist du des Todes".

„Sei ohne Sorge, Bana-Mkuba." —

In etwas unbehaglicher Stimmung zogen wir ab. — Da Muini-Higas Gehöft ziemlich am Ende des Dorfes lag, so befanden wir uns bald im Freien. Wir durchquerten eine Palmenschamba, schritten durch einige Fruchtfelder, und tauchten sodann in das dichte Pori ein, wo wir auf kaum sichtbaren Waldpfaden Dar-es-Salaam zueilten. Hinter uns hörten wir die Kondutschileute, die uns suchten, mit ihren Gewehren in die Büsche knallen. — Einige Stunden darauf waren wir in Sicherheit, und konnten den Führer ablohnen und entlassen.

Wie sich später herausstellte, war Muini-Somari ein Sklavenhändler und die Seele des Aufstandes in meinem Bezirke gewesen. An den Kämpfen von Dar-es-Salaam hat er sich fleißig beteiligt, und mehrfach wurde er persönlich von meinen Leuten gesehen. Allzugern hätte ich ihm einmal eine Kugel auf die Kriegshosen gebrannt; aber er kam mir nie vor den Lauf. —

Anfang September 1889 erhielt ich seitens des Stationschefs von Bagamoyo, Frhr. von Gravenreuth, welcher als ältester Offizier an der Küste die Geschäfte des Reichskommissariats führte, den Befehl, zur Vertreibung der Aufständischen in der Gegend von Kondutschi mit ihm zusammentreffen. Vor seiner Ankunft sollte ich aber keinen Angriff unternehmen.

Eine große Kriegsmacht war es nicht, die ich für diese Expedition disponibel hatte. Die ganze Besatzung von Dar-es-Salaam bestand nur aus 80 Mann, wovon ich die Hälfte jedenfalls zum Schutze der Station zurücklassen mußte. So marschierte ich denn an dem bestimmten Tage gegen 3 Uhr früh mit einigen Europäern, 40 Sudanesen, und einer geringen Anzahl von Trägern nach Kondutschi. Als wir gegen 8 Uhr Morgens diesen Platz erreichten, machte die ganze Gegend den Eindruck, als sei sie ausgestorben. Auch von Gravenreuth und seinen Leuten war nichts in Erfahrung zu bringen. Eingedenk der Order, daß ich bis zu Gravenreuths Eintreffen jedes Gefecht vermeiden solle, ging ich an dem Dorfe vorüber, und besetzte, um auf die Bagamoyo-Truppe zu warten, unmittelbar am Meere ein kleines sandiges Kasuarinen-Wäldchen. Da sich in dem Orte nichts rührte, sandte ich eine Recognoscierungspatrouille hinein. Die Soldaten kehrten nach kurzer Zeit wieder mit der Meldung, daß Kondutschi von den Einwohnern verlassen sei. Als einzigen Bewohner hätten sie einen indischen Händler angetroffen, den sie mir zur Vernehmung mitbrächten. Der Inder, ein ziemlich mürrischer und einsilbiger Patron, teilte mir mit, daß die Aufständischen bei meiner Annäherung abgezogen seien Seit dem Bombardement wären sie permanent auf dem Qui-vive. Ihre Weiber und Kinder hätten sie in die Berge geschafft, während sie selbst sich hier nur zeitweilig aufhielten, um ihren Geschäften nachzugehen. Auch die zerschossenen Häuser hätten sie nur provisorisch wieder aufgebaut. Er persönlich sei im Dorfe zurückgeblieben, da er glaube, als englischer Untertan nichts befürchten zu müssen.

Da mehr aus dem Manne nicht herauszubekommen war, so ließ ich ihn wieder gehen; machte ihn aber vorher auf die Gefahr aufmerksam, der er sich für den Fall eines Gefechts aussetze, und riet ihm, sich an Bord einer Dau, die im Hafen lag, zu begeben und nach Sansibar abzufahren.

Stunde auf Stunde verrann, ohne daß von Gravenreuth etwas verlautete. Eine Patrouille, die ich nach einer etwa

1 Stunde entfernten, kleinen Ortschaft am Meere vorausschickte, um nach ihm auszuschauen, kehrte resultatlos zurück. Meinem Kameraden entgegen zu marschieren, hatte keinen Zweck, da ich nicht wußte, welche Straße er kommen würde. Nur die letzte Strecke des Weges, und zwar, von dem oben erwähnten Fischerdorfe bis nach Kondutschi, führte der Weg am Strande entlang. Auch wollte ich meine Leute, die einen mehr als fünfstündigen Marsch hinter sich hatten, nach Möglichkeit schonen. War doch anzunehmen, daß sie ihre Kräfte heute noch gut gebrauchen konnten. —

Vorläufig hatte ich die Soldaten wegtreten lassen, ihnen jedoch anbefohlen, in meiner Nähe zu bleiben. Ich selbst lag im Schatten der Kasuarinen und lauschte träumend auf das Rauschen des Seewindes, der in den Kronen der nadelholzartigen Bäume spielte. — Es mochte etwa 12 Uhr sein, als in der Ferne einige Schüsse fielen. Ich glaubte zuerst, sie rührten von Leutnant v. P. her, der mit seinem Jagdgewehr gegangen war, um sich durch das Schießen von Brachvögeln und Strandschnepfen über die Langeweile hinwegzutäuschen. — Von allen Seiten stürzten aber die Soldaten herbei mit dem Alarmrufe: „arab! arab!“ — Das Wort „Araber“ war für die Sudanesen ein Kollektivname für alle Rebellen. —

Ich ließ „Sammeln“ blasen und die Mannschaften ins Gewehr treten. Sodann trat ich aus dem Gehölz heraus, um mit dem Fernglase den Feind zu observieren. Überall auf dem hinter Kondutschi liegenden Bergzuge ließen sich in hellen Haufen die Aufständischen blicken. Zu vielen Hunderten zogen sie über den baumlosen Kamm der Höhe weg und stiegen langsam zu Tal, um hier in dem sie verdeckenden Busche zu verschwinden. Seltsamerweise kamen sie aber nicht auf uns zumarschiert, sondern zeigten sämtlich die Tendenz, sich nach Norden, also auf Bueni zu, zu wenden. Dieser Umstand kam mir verdächtig vor. Mußte ich doch annehmen, daß die Rebellen mich von Bueni abschneiden wollten. Möglicherweise hatten sie auch von den Bergen aus den Heranmarsch Gravenreuths wahrgenommen,

und gedachten jetzt, ihn anzugreifen, oder doch seine Vereinigung mit mir zu verhindern. Nach kurzer Beratung mit Leutnant v. P. brach ich daher auf und zog am Meere entlang, gleichfalls nach Norden, indem ich mich mit den Aufständischen, die man von Zeit zu Zeit in der Ferne wahrnahm, in gleicher Höhe hielt. Während die Soldaten unten auf dem festen Strande gedeckt marschierten, gingen oben auf dem hohen Ufer einige leichtfüßige, scharfäugige Somali-Matrosen, die die Bewegungen der Gegner zu überwachen hatten. Unsere Position war, da die Rebellen uns nicht sehen konnten, vorzüglich. Wären sie in der Richtung auf das Meer eingeschwenkt, so hätten wir hinter der Düne liegend, ihnen einen bösen Empfang bereiten können. Leider hielten sie sich aber stets in respektvoller Entfernung, und entschwanden auch bald gänzlich unseren Blicken. Bei dem Fischerdorfe war unser Marsch zu Ende, weil der Strand hier felsig und ungangbar wurde. Über Land weiter zu marschieren, war nicht ratsam, da wir anderenfalls die Bagamoyo-Truppe leicht hätten verfehlen können. — Das Fischerdörfchen lag oben auf dem Korallenfelsen, und bestand aus einem Dutzend Hütten, die einen mäßig großen Platz umschlossen. Der Ort war zur Verteidigung vortrefflich geeignet, da man sich dort in geschützter Stellung befand, während man selbst nach allen Seiten hin freies Schußfeld hatte. — Besonders oben von einer hinter den Hütten sich auftürmenden Steinterrasse, auf der an langen horizontalen Stangen Fischernetze zum Trocknen hingen, hatte man wie von einer Warte eine gute Aussicht in das Land. Aus all diesen Gründen beschloß ich, den von den Einwohnern verlassenen Ort zu besetzen, und mich vorläufig darin zum Warten einzurichten. Um mit den Aufständischen wieder Fühlung zu gewinnen, entsandte ich eine Sudanesen-Patrouille, die nach einer Weile berichtete, daß sich die Rebellen wieder nach Kondutschi verzogen hätten. Ich war also so klug wie zuvor. Immerhin war ich den Bagamoyo-Leuten um eine Stunde näher gerückt. Um endlich festzustellen, wo Gravenreuth stecke, beauftragte ich meinen braven Hamiß Mganda, ihn zu suchen.

Ein Fischerdorf

Dies war zu der damaligen Zeit an der aufrührerischen Küste keine kleine Sache. Jedesmal aber, wenn es hieß, eine gefährliche Mission auszuführen, war es Hamiß, der sich bereit erklärte, sie zu übernehmen. In Begleitung eines Trägers, der die Wege in dieser Gegend genau kannte, zog er kurz vor 1 Uhr ab. — Schon um 4 Uhr kehrten die Boten zurück. Sie hatten Gravenreuth noch in Bueni gefunden, wo derselbe nach sechsstündigem Marsche von Bagamoyo aus um die Mittagszeit angelangt war. — Er treffe im Laufe des Nachmittags bei mir ein, und hoffe, daß es alsdann bei mir etwas zu beißen gäbe, ließ er mir sagen. — Für ein gutes Diner war aber schon gesorgt. In den Strandreusen der Fischer waren vortreffliche Seefische gefangen worden. Außerdem gab es Enten und Hühner, die sich unser Koch in Kondutschi zu besorgen gewußt hatte. An Getränken wie Wein und Mineralwasser, die wir aus Dar-es-Salaam mitgebracht hatten, fehlte es auch nicht. — Kurz, als Gravenreuth gegen 5 Uhr mit etwa 100 Mann einrückte, konnte er sich mit den ihn begleitenden Herren sogleich zu Tisch setzen und Hunger und Durst stillen. —

Den Bagamoyo-Herren kam unsere Lebensweise sehr sybaritisch vor, da es ihnen selbst ungefähr an Allem mangelte. — Dachte doch der tapfere Gravenreuth nie daran, sich mit einer Ausrüstung von Proviant und Trinkvorräten zu versehen. Ich habe kaum in der Welt einen Menschen gefunden, der auf Märschen so bedürfnislos gewesen wäre, wie er. Jeden Expeditions-Komfort hielt er für elende Verweichlichung, und glaubte unterwegs selbst nicht besser leben zu dürfen, wie der eingeborene Askari. Hierzu kam, daß es in der Periode des Reichskommissariats, so locker es auch auf den Stationen zuging, für schneidig galt, auf Kriegszügen wenig oder gar kein Gepäck mitzunehmen. Feldbetten und sonstige Bequemlichkeiten, die sich später zu Gouvernementszeiten für jeden Europäer von selbst verstanden, gab es damals überhaupt nicht, und hätte Jemand den bescheidenen Wunsch geäußert, auf den Expeditionen an der Küste in einem Zelte zu kampieren, so würde man sich

gefragt haben, ob der Mann sich vielleicht für einen verkappten Prinzen aus dem Mohrenlande halte. Mir ging für diese Art von Entbehrungsfreudigkeit jeglicher Sinn ab. Auch konnte ich den Nutzen derselben nicht einsehen. Ging doch der Vorteil der Troßverringerung durch den Nachteil des Mangels am Notwendigsten wieder verloren. Überhaupt kam es meines Erachtens wenig darauf an, ob eine Expedition, die für den Transport von Geschützen und Munitionsbehältern stets einer gewissen Menge von Trägern bedurfte, einige Koffer und Kisten mehr oder weniger mit sich führte. — Es war aber einmal Modesache, und ihr mußte sich Jeder unterwerfen, der nicht für unkriegerisch oder wohl gar für weichlich gehalten werden wollte. — Als man einige Jahre später von dieser Mode aus sanitären Gründen Abstand genommen hatte, kam der Rennsport auf. Und zwar kam es darauf an, eine gewisse große Strecke in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen. Was dabei aus der Karawane wurde, war ganz egal. Wer nicht mitkommen konnte, blieb zurück. Ein beliebtes Feld dieses Sports waren die Straßen Bagamoyo-Tabora oder Bagamoyo-Muanza. Den höchsten Rekord hat ein Expeditionsführer erreicht, der den Weg von Muanza (am Viktoriasee) über Tabora nach Bagamoyo, also etwa 1200 bis 1300 Kilom., in 30 Tagen zurücklegte. Allerdings kam er auch durchnäßt, baarhäuptig, ohne Schuhe und Strümpfe, allein in Bagamoyo an. Seine letzten Begleiter waren an der Kingani-Fähre, 2 Stunden vor Bagamoyo zurückgeblieben, um den Inhalt eines infolge der Eile gekenterten Bootes aus dem Strome herauszufischen. Seine eigentliche Karawane aber traf innerhalb der nächsten 14 Tage, in völlig aufgelöstem Zustande, brockenweise an der Küste ein. War dies angesichts des Umstandes, daß eine Expedition bei musterhafter Führung ohne Verlust an Gepäck und Menschenleben geschlossen an ihrem Bestimmungsorte ankommen soll, auch keine große Leistung zu nennen, so war der Chef doch für eine Zeitlang der große Mann. Hatte er doch jeden bisherigen Rekord geschlagen. — Aber auch von diesem Sport ist man wieder zurückgekommen. —

Ein kriegerisches Leben entwickelte sich in dem friedlichen Fischerdörfchen, das unsere Expedition jetzt kaum zu fassen vermochte. Rings an den Lagerfeuern saßen die Soldaten und bereiteten sich ihr Abendessen zu, das hauptsächlich aus Reis und Fischen bestand. Wie gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten ging bald eine der Strohhütten in Flammen auf; und es entstand eine Feuersbrunst, die nur mit Not und Mühe gelöscht werden konnte. Nachdem abgekocht, und die Postenkette verstärkt worden war, ging alles zur Ruhe, um für eine nächtliche Aktion die nötigen Kräfte zu sammeln. — Da Gravenreuth darauf brannte, den Rebellen eine Schlappe beizubringen, die ihnen die Lust zur weiteren Betätigung ihrer Feindseligkeit benehmen möchte, so entschloß er sich, Kondutschi noch in der Nacht zu überfallen. Möglich war ja immerhin, daß die Aufständischen es sich nach meinem Abzuge in dem Orte wieder bequem gemacht hatten. —

Innerhalb unseres Dörfchens oder wohl gar in einer der Hütten schlafen zu können, hatte aus allerlei Gründen seine Schwierigkeit, nnd ich zog es vor, mit meiner Decke hinauszuwandeln, und mich draußen auf die Terrasse zu legen, wo die Seebrise wehte, und durch ihr Blasen alle Mosquitos, bösen Dünste, ꝛc. fernhielt. Daß meine Ruhe nicht von einem schleichenden Rebellen, einem Raubtiere, oder sonst einem bösen Nachtgeiste gestört wurde, dafür sorgte schon der wackere Sudanese, der unweit von mir auf Posten stand. Bald hatte mich das Brausen der Flut, die unter mir zwischen den Steinen schäumte, eingelullt, und durch die Frische ihres Hauches mein Blut soweit abgekühlt, daß ich mehrere Stunden lang eines tiefen, traumlosen Schlafes genoß. Völlig erquickt stand ich auf, als gegen 12 Uhr zum Aufbruche geblasen wurde, und rieb mir nur die Glieder, die infolge des harten Lagers etwas steif geworden waren. — In aller Stille rückten wir ab und schritten wie auf einem Teppiche über den elastischen Sandboden des Strandes, der kurz vorher noch vom Meere bedeckt gewesen

war. Der Mond war eben aufgegangen und warf sein Licht in einer breiten zitternden Bahn auf die sich leise bewegende See. — Unser Marsch ging ziemlich geräuschlos vor sich. Alles Sprechen, Husten und Rauchen war verboten. Selbst das Klirren der Waffen mußte nach Möglichkeit unterdrückt werden. — Endlich hatten wir Kondutschi erreicht, und konnten uns zum Angriffe ordnen. Lautlos lag die von Palmenhainen umgebene Ortschaft vor uns. — In drei Abteilungen gingen wir vor und drangen mit Hurrah in die Straßen des Dorfes ein. Wie sich aber herausstellte, war Kondutschi nur zum geringeren Teile besetzt. Die Rebellen räumten auch alsbald den Platz, und zogen sich in die umliegenden Baumschamben zurück, von wo aus sie noch ein kurzes Feuergefecht unterhielten und sodann die Flucht ergriffen. — War es uns auch nicht gelungen, ihnen einen bedeutenden Schaden zuzufügen, so fanden wir doch Gelegenheit, ihnen in anderer Weise Abbruch zu tun. — Zu unserer Überraschung fanden wir nämlich im Dorfe eine große Rindviehherde vor, die man wahrscheinlich über Nacht eingekraalt hatte, um sie bei Tagesanbruch wieder in die Berge zu treiben. Selbstverständlich bemächtigten wir uns der Herde und erklärten sie für gute Beute. Da Gravenreuth mit seiner Abteilung nach Bagamoyo auf dem Seewege zurückkehren wollte, und zu diesem Zweck sich nach Bueni einen Dampfer bestellt hatte, so konnte er das Vieh nicht transportieren und befahl mir, es nach Dar-es-Salaam mitzunehmen.

Um dem Feinde nicht Zeit zu lassen, sich von seinem Schrecken zu erholen und mir im Pori die große Herde streitig zu machen, kam ich mit Gravenreuth überein, daß ich sogleich abmarschieren wolle, während Gravenreuth bis zum Morgen in dem brennenden Kondutschi verbleiben und mir den Rücken decken solle. — Ich wählte für den Rückmarsch die Nachtzeit, weil ich aus Erfahrung wußte, daß man in Ostafrika während der Nacht, wo die Luft nach Ansicht der Mohamedaner von Dschinnen und Geistern wimmelt, vor feindlichen Unternehmungen zwar nicht unbedingt, aber doch so ziemlich sicher ist. — Als

Viehtreiber stellte ich die Somali an, die sich, wie alle Hamiten Ostafrikas vorzüglich dazu eigneten.

Um 2 Uhr verabschiedete ich mich von Herrn von Gravenreuth und seinen Begleitern, setzte mich mit einem Trupp Soldaten an die Spitze der Kolonne, und rückte ab. Hinter der Herde folgte Leutnant v. P. mit der Hälfte der Mannschaften. Abgesehen von einigen Schüssen, die wir gleich beim Abmarsch mit den Rebellen wechselten, blieben wir unterwegs unbehelligt. Ohne Zweifel ließen die Aufständischen sich dadurch irre führen daß Kondutschi unsererseits über Nacht besetzt gehalten wurde. Der Marsch durch das nächtliche Pori war sehr schwierig und dauerte über 3 Stunden. Gegen $5^1/_4$ Uhr erreichten wir die Lisiere des Waldes und betraten das Ufer des Meeres. Eben als wir uns anschickten, auf dem Strande an der Bucht von Msassani entlang zu marschieren, sandte mir der Befehlshaber der Nachhut einen Soldaten mit der Anfrage, ob sich Frhr. v. R., ein Herr vom roten Kreuz, der uns als freiwilliger Krankenpfleger von Dar-es-Salaam aus begleitet hatte, bei mir befände. Besorgt machte ich Halt und ließ die Nachhut herankommen. — Bei mir war Herr v. R. nicht! Wo war er geblieben? — In Kondutschi war mir, als ich zum Abmarsch hatte antreten lassen, gemeldet worden, daß alles zur Stelle sei. — Vor der Front fragte ich die ganze Abteilung, wer etwas über den Verbleib des Herrn v. R. wisse; aber Niemand meldete sich. Alle Nachforschungen waren umsonst. Jeder hatte den Vermißten in Kondutschi gesehen; aber Keiner wußte, wo er abhanden gekommen war. Da es nicht unmöglich war, daß v. R. bei dem kleinen Scharmützel im Pori angeschossen sein könne, so brachte uns seine Abwesenheit in große Verlegenheit. — Gravenreuth gedachte bei Tagesanbruch nach Bueni abzumarschieren. Es ging also nicht an, nach Kondutschi eine Patrouille zurückzuschicken, weil dieselbe dort anstatt unserer Soldaten wieder die Rebellen angetroffen haben würde. Nutzlos durfte ich meine Leute nicht opfern. Mit der ganzen Truppe aber zurückzumarschieren, war der allgemeinen Ermüdung wegen

unmöglich. Wo hätte ich auch mit der Viehherde bleiben sollen?

Schweren Herzens setzte ich meinen Marsch bis zum Dorfe Msassani fort, von wo aus ich einen den Rebellen unverdächtigen Eilboten nach Bueni schickte, mit der schriftlichen Anfrage, ob sich der Vermißte vielleicht bei der Bagamoyo-Abteilung befinde.

Die Antwort Gravenreuths, die noch am selben Abend in Dar-es-Salaam bei mir einlief, war, wie ich hier gleich vorausschicken will, daß Herr v. N. bei ihm in Kondutschi verblieben sei, weil er, durch die Sorge um einen Verwundeten nochmals aufgehalten, uns in der Dunkelheit nicht habe einholen können. Unsere Angst um ihn war also unbegründet gewesen.

Die erbeutete Rinderherde, die rund 250 Haupt zählte, brachten wir glücklich nach Dar-es-Salaam. Wie Hamiß Mganda behauptete, befand sich eine Anzahl von Tieren darunter, die uns 9 Monate vorher durch die Kondutschileute von der Gemeindeweide geraubt worden waren. —

Wenige Tage später hörte ich, daß Kondutschi des Krieges müde, und daß Muini-Somari nach Sansibar entflohen sei. —

Kissiju.

Die im Januar 1889 bei Dar-es-Salaam zurückgeschlagenen Araber hatten sich, soweit sie sich nicht dem vor Bagamoyo liegenden Buschiri angeschlossen, nach dem Süden des Bezirks verzogen. Einer ihrer Anführer, der Akida Matari von Kissiju, der im Gefecht vom 25. Januar verwundet worden war, hatte sich auf einer Kitanda (Negerbett) nach Hause tragen lassen; und seine Krieger waren ihm dorthin gefolgt, um sich bei ihm festzusetzen. Fast ein Jahr lang waren die Aufständischen in Kissiju unbehelligt geblieben. Und hätten sie sich nicht unliebsam

bemerklich gemacht, so würde man sie überhaupt dort ruhig haben sitzen lassen. Aber, die Katze läßt das Mausen nicht. Kaum fühlten sich die Rebellen in Kissiju einigermaßen sicher, so begannen sie, die Umgegend zu brandschatzen, und die Dörfer der Eingeborenen auszuplündern. Vor allem suchten sie Kinder und junge Mädchen einzufangen, um sie in den Zustand der Sklaverei zu versetzen. Ist doch nach arabischer Anschauung das Sklavenrauben sozusagen ein frommes Werk.

„Du sollst den Ungläubigen zu deinem Knechte machen, und ihn erziehen zum wahren Glauben", steht klar und deutlich im Koran, und das läßt sich der Muslim nicht zweimal sagen. Wo es die Verhältnisse des Landes gestatten, d. h. wo er es ungestraft tun kann, gibt er sich redlich Mühe, das Gebot des Propheten zu erfüllen. Den Grad der Wirren in einem Gebiete kann man genau daran ermessen, inwieweit der Araber die Situation ausnützt, um Sklaven zu machen. Wie es scheint, ist ihm dieser Trieb angeboren oder doch mit der Muttermilch eingeimpft.

Der im Hinterlande von Kissiju wohnende Bantustamm der Dengeriko aber, der unter den religiösen Bestrebungen der Araber zu leiden hatte, verspürte keine Lust, den letzteren als Ausbeutungsobjekt zu dienen, und wandte sich mit seiner Beschwerde und mit der Bitte um Abhilfe an mich. Da sich nun die Wasaramo größtenteils uns gegenüber stets als gutgesinnt gezeigt hatten, so nahm ich Veranlassung, ihre Klagen weiterzugeben. —

Auf meine Meldung hin wurden mir auch richtig vom Reichskommissariat in Sansibar 100 Sudanesen unter dem Kommando des Leutnants J. zur Unterstützung geschickt, mit dem Befehle, die Rebellen aus Kissiju zu vertreiben.

Am Morgen des 19. Dezembers 1889 ging ich in Dar-es-Salaam mit 160 Mann und einer Anzahl Träger an Bord des Regierungs-Dampfers Vesuv, um mich nach der im Norden von Kissiju gelegenen Schungu-Bucht zu begeben. Von dort aus gedachte ich über Land zu marschieren und,

wenn möglich, die Araber in Kissiju zu überraschen. Meiner Ansicht nach mußte Kissiju von der Schungubucht in etwa 4 Stunden zu erreichen sein. Dies glaubte ich um so besser zu wissen, als ich im Juli 1888 auf meiner Reise nach Simba-Uranga diese Strecke selbst marschiert war. Ich hatte mich aber doch geirrt, und zwar insofern, als die Entfernung sich nicht auf vier, sondern auf mindestens sechs Marschstunden belief. Wie dem aber auch sein mochte, jedenfalls konnte ich nicht südlicher gehen, weil ich befürchten mußte, von den Aufständischen beobachtet zu werden.

Bei Tagesanbruch fuhren wir von Dar-es-Salaam ab. Auf ein Haar hätte unsere Seereise aber schon im Außenhafen ihr Ende gefunden, weil unser Dampfer so heftig auf einen Felsen aufstieß, daß der Kapitän, nachdem wir losgekommen waren, sofort auf die nächste Sandbank zusteuerte, um das Schiff nötigenfalls auflaufen lassen zu können. Die Schuld an dem Unfalle schob der Kapitän auf den Umstand, daß das Fahrzeug zuviel Tiefgang hätte. Schon oft sei er über jene Stelle gefahren, ohne von einem Felsen etwas verspürt zu haben. Er habe jedoch gleich gesagt, daß das Fahrzeug überladen sei. — Glücklicherweise erwies sich die Debatte über diesen Punkt als gegenstandslos, da der eiserne Boden unseres Schiffleins für diesmal mit einer gehörigen Beule davon gekommen war.

Gegen Mittag passierten wir das schroff sich erhebende Cap Mamba-mkuu (das hohe Riff) und liefen gleich darauf in die Schungubucht ein. Da der Strand sehr flach und unser Kapitän höchst vorsichtig war, so hielten wir soweit draußen im Meere, daß wir von der Ankerstelle bis zum Strande noch eine hübsche Strecke im Boote zurückzulegen hatten. Zum Glück verfügten wir über zwei Segelboote. Hatten wir doch, außer dem zum Schiffe gehörigen Boote, noch unser Dar-es-Salaamer Stationsboot im Schlepptau mitgenommen.

Die Witterung war etwas stürmisch, und die See, in der offenen Bay, ging ziemlich hoch. Flogen die Boote, vor dem Winde laufend, auch pfeilgeschwind zum Ufer hin, so hatten sie doch bei der Rückfahrt zum Schiffe mit um so größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Schließlich erlitt das Schiffsboot, durch das Kreuzen allzu stark beansprucht, noch Havarie, so daß es außer Betrieb gesetzt werden mußte. Infolgedessen ging die Landung der Truppen nur langsam von statten; und Stunde auf Stunde verann, bis die ganze Expedition an Land gesetzt worden war. — Sobald ich festen Boden unter den Füßen hatte, eilte ich mit einer Abteilung am Strande entlang, in südlicher Richtung voraus, um mich am Hori-ya-Bossa, den wir zu überschreiten hatten, der Fähr-Kanoes zu versichern. Ich glaubte, den etwa 100 Meter breiten Meeresarm ganz in der Nähe zu finden, und war nicht wenig überrascht, bis zu dem Gewässer 2 Stunden marschieren zu müssen. So sehr hatte mich die Erinnerung getäuscht. Von dem Kriek aus bis Kissiju waren es allerdings nur noch 4 Stunden. — In dem Dörfchen Bossa befand sich alles auf der Flucht. Ich kannte die Böswilligkeit der Einwohner dieses Platzes aus der Zeit von Juli 1888 genügend, um zu wissen, daß sie uns, wenn es ihnen überhaupt möglich wäre, Schwierigkeiten machen würden. Dank unserer Geschwindigkeit indes konnten wir uns etlicher der im Mangrovengebüsch versteckten Einbäume bemächtigen. Auch gelang es uns, einige Fährleute zu erwischen nnd sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Als ich endlich mit der Vorhut den Hori überschritten hatte, war die Sonne schon untergegangen. — Nun hieß es warten. Da die beiden Einbäume nur je 5 Mann faßten, kam die Mannschaft sozusagen tropfenweise an. Um 9 Uhr war noch nicht alles anwesend. In der Voraussetzung, daß wir alle wachbleiben würden, hatte ich nach dem Feinde zu nur einen Posten ausgestellt. Ich selbst hatte mich sodann auf eine Kiste gesetzt, um etwas auszuruhen. —

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Mir war gewesen, als hätte mich Jemand am Arme gerüttelt und mir ins Ohr geschrien: „Auf! auf! der Feind!“ Erschreckt richtete ich mich auf und schaute um mich. Der ganze Platz rings umher war bedeckt mit regungslos schlummernden Soldaten. Beleuchtet vom bleichen Lichte des längst aufgegangenen Mondes lagen sie da wie die Toten. Wenn wir überfallen worden wären! Wie die Soldaten in einzelnen Trupps angelangt waren, hatten sie sich, meinem Beispiele folgend, zur Ruhe hingestreckt. — Alles schlief. — Nur ein einziger Soldat stand in einiger Entfernung, einem Schemen gleich, auf Posten. Es war noch derselbe Mann, den ich, um Wache zu halten, abends dort hingestellt hatte. Ich sah nach der Uhr. Es war 2 Uhr, also höchste Zeit abzumarschieren. — Um zu alarmieren, gab ich einen Gewehrschuß ab. In einem Nu war alles auf den Beinen. —

Nachdem ich hatte antreten lassen, und mich von dem Vorhandensein aller Expeditionsmitglieder überzeugt hatte, brach ich mit der Karawane auf. Da mir der Weg über Bavu und Magatani einigermaßen bekannt war, setzte ich mich mit meinem arabischen Freunde Mohamed bin Seliman, der mich auch auf meinem ersten Marsche via Kissiju begleitet hatte, an die Spitze der Kolonne. Lautlos zogen wir im Mondenschein über den schwankenden sumpfigen Wiesengrund dahin. Als im Osten der Tag graute, stießen wir in der Gegend von Bavu plötzlich auf einige Abteilungen von Aufständischen, welche uns im flotten Tempo entgegenkamen, sofort aber Fersengeld gaben, wenn sie uns witterten. Kaum hatten wir Zeit, ihnen einige Schüsse nachzusenden. Da mir dieser Umstand auffiel, so befahl ich den Mannschaften unseres Vortrupps, sich künftig nach Möglichkeit den Blicken der uns begegnenden Rebellen zu entziehen, damit es uns gelänge, einige von ihnen lebendig zu ergreifen.

Kurz vor dem Dorfe Magatani, als es eben anfing, hell zu werden, bemerkte ich, wie die an der Spitze marschieren-

den Mannschaften sich duckten und hinter dem Buschwerk Deckung suchten. Alsbald gab ich, nach rückwärts, dem Gros ein Zeichen, Halt zu machen, und sprang ins Gebüsch. Gleich darauf erschien auf der Bildfläche ein hellfarbiger, arabisch gekleideter Mann, der einem Haufen von Bewaffneten voranschritt. Ahnungslos ging er in die Falle. Das Versteck der Soldaten passierend, kam er eilfertig auf uns zu. Ohne Zweifel hätten wir den ganzen Trupp der Aufständischen festnehmen können, wenn nicht einem meiner Leute in der Hast das Gewehr losgegangen wäre. — Jetzt galt es aber, hurtig zu sein. — Nicht achtend des Feuers der Rebellen, die im ersten Schreck, ohne zu zielen, ihre Vorderlader auf uns abbrannten, stürzten wir auf sie los. Wie ein Schwarm Tauben, auf die der Habicht stößt, schwirrten die Gegner nach allen Richtungen auseinander. Die meisten kamen auch glücklich davon. Nur um den Führer war es geschehen. Schäumend vor Wut, wie ein rings umstellter Eber, zog er sein krummes Schwert, und schlug, wie wahnsinnig, damit um sich. Aber die Gegenwehr war umsonst. Während ein Sudanese ihm in den Arm fiel, und ein anderer ihn am Bart erfaßte, riß ich selbst ihm die Waffe aus der Hand. — Im nächsten Augenblicke war er niedergeworfen und gefesselt. —

Als ich den Gefangenen fragte, wer er sei, weigerte er sich, seinen Namen zu nennen.

„Das ist kein Araber, sondern ein Beludsch," rief Mohamed bin Seliman, der inzwischen einem der übrigen Rebellen erfolgreich nachgejagt war, und atemlos mit dem Ergriffenen, einem jungen Burschen, herankam. — Auch der letztere zeigte sich verstockt und wollte nicht mit der Sprache heraus.

Mir kam der Beludsch gleich bekannt vor. Irgendwo mußte ich ihn in Ostafrika schon gesehen haben. Nachdenklich blickte ich auf den Boden. Vor mir lag die Scheide des Schwertes, das ich dem Gefangenen abgenommen hatte. Ich

hob sie auf, um die Klinge einzustecken. Hierbei fiel mir das Gehänge auf, das mit einigen französischen Fünffranksstücken verziert war.

„Ich weiß bestimmt, Mohamed", sagte ich zu dem Araber, „daß ich dies Schwertgehänge schon einmal gesehen und mit dir selbst über diese silbernen Knöpfe gesprochen habe. Entsinnst du dich nicht, wo es war?"

„Gewiß", versetzte der Kadi, „es muß vor $1^1/_2$ Jahren in Kissiju gewesen sein. — Ich möchte daher fast glauben, daß der Kerl dort der Beludschen-Jemadar Safiri von Kissiju ist." —

Jetzt ging mir ein Licht auf. Richtig, der Gefangene war Safiri, der Rebellenführer, der sich am 13. Juli 1888 in Kissiju so feindlich gegen mich benommen hatte. — Der Hauptanstifter des Aufstandes, der Zerstörer von Pugu und der Mörder der Missionsmitglieder Bruder Petrus, Bruder Benedikt und der Schwester Martha, war es, der uns in die Hände gefallen war. Das war ein guter Fang. Aus dem Rebellen-Lager von Mabibu vor Dar-es-Salaam hatte dieser Schurke mir und meinen Leuten verschiedentlich die schändlichsten Schmähbriefe geschrieben, und uns mit allen möglichen Todesarten bedroht.

„Warst du es nicht, Safiri, der sich vermaß, unser Fleisch den Geiern zum Fraß geben zu wollen?" fragte ich den Beludschen, indem ich ihm die Hand auf die Schulter legte. Der Gefangene antwortete nicht und schaute nur düster vor sich hin, wohl wissend, daß für ihn alle Hoffnung verloren sei.

Jetzt, als der Begleiter Safiris sich klar gemacht hatte, daß sein Herr erkannt worden sei, wurde er redselig. Um glimpflich behandelt zu werden, bestätigte er meine Annahme bezüglich der Persönlichkeit seines Anführers, und teilte mir außerdem noch mit, daß den Kissiju-Rebellen durch die Bossa-Leute unser Anmarsch verraten worden sei. In einem bis tief in die Nacht hinein währenden Schauri hätten die Auf-

ständischen, nicht ahnend, daß wir in der Nacht noch anrücken würden, beschlossen, uns am Bossa-Kriek zu überfallen. Der Sammelplatz für die Rebellen sei das Dorf Bavu gewesen. — Ihre Familien, ihr Vieh und ihre bewegliche Habe hätten sie in der Nacht schon in Sicherheit gebracht. — Das war also der Grund gewesen, weswegen sie uns in hellen Haufen begegnet waren.

Um den Beludschen an der Flucht zu verhindern, ließ ich ihm die Arme auf den Rücken binden. Hierbei entdeckte Mohamed bin Seliman einen Schmuckgegenstand an der Hand Safiris. Es war ein lichtblauer Türkis in silberner Fassung. Sofort trat der Kadi an den Gefangenen heran, und streifte ihm den Ring vom Finger ab, um sich in den Besitz desselben zu setzen.

„Aber Mohamed", rief ich tadelnd aus, „was willst du denn mit dem elenden Dinge. Laß es dem Burschen doch!"

„Nein Herr, das ist ein Glücksring; den darf er nicht behalten!" antwortete der Kadi ruhig, und steckte sich selbstzufrieden den Ring an die Hand. — Da er nach arabischer desturi (Brauch und Sitte) handelte, so ließ ich ihn gewähren. Viel Schonung hatte der Beludsch ja auch nicht verdient. Der Kadi aber hatte ob der mir bewiesenen Treue von seinen Landsleuten und Glaubensgenossen soviel leiden müssen, daß ich ihm diese Genugtuung schon gönnen mußte.

Wir setzten nun unseren Marsch fort, und trafen gegen $6^1/_2$ Uhr vor Kissiju ein. Mir persönlich wurde das Gehen sehr sauer, da mir meine hart gewordenen Marschstiefel, die am Tage vorher durch Salzwasser mehrfach gründlich durchnäßt worden waren, die Füße wund gerieben hatten. Keiner war daher froher als ich, als endlich die Baumgärten und Mangohaine von Kissiju vor uns auftauchten. Ich ließ sofort zwei Züge meiner Truppe ausschwärmen und ging mit den Schützenlinien gegen den Ort vor. Es gab ein kurzes Feuergefecht, in dem etwa ein Dutzend Rebellen gefangen genommen wurden. Als wir in Sokoni, dem Marktviertel,

ankamen, hatten gerade die letzten der Araber Reißaus genommen. Ich ließ sie eine Strecke weit verfolgen und alsdann ihre Häuser durchsuchen. Die Gebäude erwiesen sich jedoch als leer. Nur auf der Veranda des Akidas Matari fand sich einsam und verlassen eine große arabische Kaffeekanne vor, die man dort augenscheinlich vergessen hatte. Es war dieselbe Kanne, aus der ich $1^1/_2$ Jahre vorher von dem Akida mit Kaffee bewirtet worden war. — Den ritterlichen Matari aus seinem Heim vertreiben zu müssen, tat mir sehr leid. — Hätte er sich unterworfen, würde ich ihn gern auf seinem Grund und Boden haben sitzen lassen. Seiner Unversöhnlichkeit wegen war jedoch nichts mit ihm anzufangen. Mitgegangen, mitgehangen. —

Mit der Einnahme von Kissiju war meine Arbeit getan. Als eine Patrouille, die ich über die Dünen ans Meer gesandt hatte, meldete, daß der Vesuv verabredetermaßen herandampfe, machte ich alles zum Abmarsch, bezw. zur Einschiffung bereit. Um den geflohenen Einwohnern ad oculos zu demonstrieren, daß wir nicht gegen die farbige Küstenbevölkerung, sondern nur gegen die aufständischen Araber Krieg führten, ließ ich die Häuser der letzteren abbrennen, alle übrigen Gehöfte indes unberührt stehen. — Die Frage war nun, was ich mit den gefangenen Rebellen beginnen solle. An Bord des Schiffes konnte ich sie wegen Platzmangels nicht schaffen, und über Land in dieser aufrührerischen Gegend auch nicht eskortieren lassen. Das einfachste wäre gewesen, sie füsilieren zu lassen, da sie als Rebellen mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren. Wären wir selbst ihnen in die Hände gefallen, so hätten sie ihrerseits wohl kurzen Prozeß mit uns gemacht. Dessenungeachtet dachte ich natürlich nicht daran.

Es blieb mir daher, da eine Prügelstrafe die Leute nur unnötigerweise erbittert hätte, nichts anderes übrig, als sie ungestraft laufen zu lassen.

Ob dies praktisch richtig sei, war mir fraglich. Indes, was sollte ich tun? Immerhin konnte ich mich damit trösten, daß ich nicht mit leeren Händen nach Dar-es-Salaam zurückkehrte, sondern einen der berüchtigsten Rebellenführer in Fesseln mit heimbringe.

Ich ließ also die übrigen Gefangenen feierlichst herbeiführen, machte ihnen angesichts eines aufmarschierten Truppen-Detachements klar, daß sie sich der Todesstrafe schuldig gemacht hätten, und schenkte ihnen nach einer Vermahnung sodann Leben und Freiheit. Die Leute, die sich mit dem Gedanken, erschossen zu werden, schon abgefunden zu haben schienen, wußten gar nicht, wie ihnen geschah. Ganz verblüfft standen sie da. Eben noch in Gefahr, den Tod zu erleiden, sahen sie sich plötzlich straflos und frei. Nur ihrer Waffen waren sie verlustig gegangen. Sie wagten zuerst gar nicht, sich fortzubegeben, und legten eine solche Verwirrung an den Tag, daß sie kaum ein Wort des Dankes hervorzubringen vermochten.

Zwei Stunden später befand ich mich wieder an Bord des Dampfers Vesuv, wo der brave Kapitän gegen die Mitnahme des Gefangenen leise protestierte.

„Es geht wahrhaftig nicht", meinte er. „Ein Tropfen zuviel macht das Gefäß überlaufen."

„Dann läuft es eben über, lieber Kapitän", erwiderte ich lachend. „Den Jemadar müssen wir mitnehmen, mag es gehen, wie es geht."

Als ich den Gefangenen, der unter der Fesselung stark zu leiden schien, losbinden ließ, wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß er über Bord springen könne. Ich glaubte zwar nicht daran, weil die Farbigen im allgemeinen zum Selbstmord wenig inklinieren, hieß jedoch meine Leute, auf den Beludschen Acht zu geben. Kurze Zeit darauf wurde mir gemeldet, daß der Jemadar wieder habe gefesselt werden müssen, da er schon zweimal den Versuch gemacht habe, sich in die See zu stürzen.

Nach dem schwierigen Nachtmarsche durch die brütend heiße Küsten-Niederung war es für meinen Kameraden und mich ein hoher Genuß, auf der Kommandobrücke des kleinen Dampfers in den bequemen Bombaystühlen liegen zu können, und uns den kühlen Seewind um die Schläfen wehen zu lassen. Da es schon zu spät geworden, um noch am selben Tage unsere Station erreichen zu können, so übernachteten wir, vor Anker liegend, im Schutze der kleinen Insel Fandjowe. Am Mittage des folgenden Tages, des 21. Dezembers 1889, langten wir wieder in Dar-es-Salaam an. Unsere Expedition, die ohne jeden Verlust verlaufen war, stellte sich insofern als besonders erfolgreich heraus, als die rebellischen Araber nicht wieder nach Kissiju zurückgekehrt waren, sondern sich direkt nach Sansibar bezw. nach Arabien begeben hatten. In Kissiju war ihnen doch der Boden unter den Füßen zu heiß geworden.

Dem Beludschen-Jemadar Safiri wurde später in Dar-es-Salaam der Prozeß gemacht. Vom Reichskommissariat zum Tode verurteilt, endete er bald darauf am Galgen. Damit hatte, wenigstens zum Teil, die Vernichtung der katholischen Benediktiner-Mission zu Pugu ihre Sühne gefunden.

Palamakaa.

Bana Heri, der Glückliche, saß im Hinterlande seiner ehemaligen Residenz Saadani, und wehrte sich gegen uns, wie ein eingekreister Löwe. Bald hier, bald dort stieß er vor und teilte nach rechts und links Prankenhiebe aus. Seine Kriegerschaar mochte gegen 1200 bis 1500 Köpfe zählen. — Mit wechselndem Glücke hatten wir bisher gegen ihn gefochten. War er auch von Wißmann bei Mlembule am 4. Januar 1890 aufs Haupt geschlagen worden, so hatten doch vereinzelte militärische Expeditionen mit ihm Zusammenstöße

gehabt, die Schlappen täuschend ähnlich sahen. Es hieß dann gewöhnlich: „Die Sulu haben versagt.“ Allerdings waren es recht unsichere Kantonnisten, unsre lustigen und luftigen Herren Sulu, die so adrett aussahen und so hübsch singen konnten. Nicht allein das Leben, sondern auch die Reputation riskierte man mit ihnen, wenn man sie in einem Gefechte unter dem Kommando hatte. Konnte es doch passieren, daß sie mit derselben Verve, mit der sie vorrückten, auch gelegentlich ausrückten. Wich der Feind, wie es ja meistens der Fall war, zurück, so waren die Sulu tüchtig hinter ihm her; hielt er aber hartnäckig Stand, so war es aus mit ihrem Elan. Die Sulu „versagten“ dann, wie man sich euphemistisch ausdrückte. — Ein Glück war es, daß unsere Sudanesen nicht von ähnlichem Kaliber waren; sonst wären wir mit Bana Heri, der gewohnt war, die Zähne zu zeigen, wohl nicht sobald fertig geworden. —

Ende Februar 1890 wurde festgestellt, daß Bana Heri sich in der Landschaft Palamakaa, 5 Stunden von Saadani entfernt, wieder festgesetzt habe. Frhr. von Gravenreuth, auf der Suche nach ihm begriffen, war dort auf ihn gestoßen, hatte sich aber, heftig angegriffen, vor ihm zurückziehen müssen. Infolgedessen beschloß der Reichskommissar, alle disponiblen Truppen zusammenzuziehen und dem Sultan von Useguha ernstlich damit zu Leibe zu gehen. —

Anfang März erhielt ich den Befehl, mich für den 7. März mit der Besatzung von Dar-es-Salaam marschbereit zu halten. Für die Sicherheit der Station werde das im Hafen liegende Kriegsschiff Sorge tragen. — Am genannten Tage erschien pünktlich ein Regierungsdampfer, uns abzuholen. Außer den zu meiner Kompagnie gehörenden deutschen Offizieren und Unteroffizieren, schiffte sich mit mir auch der in Dar-es-Salaam stationierte Oberbüchsenmacher B. ein, um den Kriegszug mitzumachen. — Bei unserer Ankunft in Saadani fanden wir das Expeditionskorps schon zum größten Teile versammelt. Bis zum folgenden Abend verstärkte es

sich auf etwa 100 Europäer und 700 Farbige. Hierzu kam noch eine Batterie von fünf leichten tragbaren Geschützen, sowie ein ziemlich bedeutender Troß von Boys und Trägern. Da die noch im Bau begriffene, kleine Station Saadani uns nicht alle zu fassen vermochte, so mußten wir sehen, wie wir unterkamen. Wir Dar-es-Salaamer wohnten z. B. unter dem Schützenaufstand, den wir vermittels etlicher Wellblechplatten zum Schutzdach umgestaltet hatten. Auch im übrigen, besonders was die Ernährung anbetraf, waren wir auf Selbsthilfe angewiesen. Fehlte es in Saadani auch nicht an Getränken, so war es doch um den Speisezettel nur schwach bestellt. Im allgemeinen tat man wohl, sich auf das zu verlassen, was man mitgebracht hatte.

Am Mittage des 8. März traf Major Wißmann mit seinem Stabe aus Sansibar ein. In seiner Begleitung befand sich auch Major Liebert, der spätere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und jetzige Generalleutnant. — Nachmittags hielt der Reichskommissar eine Musterung über das Expeditionskorps ab.

Abends hatten wir uns eben zur Ruhe begeben, als gegen 11 Uhr alarmiert wurde. Geschlafen hatte ich überhaupt noch nicht. In einem Nu stand alles unter den Waffen und $^1/_4$ Stunde später rückten wir ab.

Die Straße, auf der wir uns vorwärtsbewegten, war als eine etwas ungewöhnliche zu bezeichnen. Führte sie uns doch nicht über die ebene Baumsteppe, wo wir bequem hätten marschieren können, sondern durch ein trockenes, zeitweise tief eingerissenes Flußbett, das fußhoch mit losem Sande angefüllt war. — Ich bin in Ostafrika manchen schlechten Pfad marschiert, aber keinen, den ich so verwünscht hätte, wie diesen. Für Jemand, der an der Spitze der Expedition ging, mochte die Anstrengung ja nicht so groß sein. Für uns, die wir uns in der Mitte der Kolonne befanden, war dieser Weg höchst beschwerlich. Bei jedem Tritt sank man mit dem Fuße bis über die Knöchel in den aufgewühlten Grund ein. Eine

Zum Gefecht entwickelt

dicke dunstige Atmosphäre brütete über der mit dichten Dschungeln eingefaßten Schlucht. Vor Hitze konnte man kaum atmen, und vor Staub nicht aus den Augen sehen. Schritt für Schritt quälten wir uns in der Dunkelheit weiter. Dabei durfte man nicht einen Augenblick stehen bleiben, um Luft zu schöpfen, wenn man nicht den dicht aufgeschlossen sich nachschiebenden Truppen im Wege sein wollte. —

„Haben Sie eine Ahnung, zu welchem Zwecke wir diesen infernalischen Umweg machen müssen?“ fragte mich einer meiner Kameraden mißgestimmt.

„Ich denke, es wird darauf spekuliert, Bana Heri unangenehm zu überraschen,“ entgegnete ich.

„Na, vorläufig scheint mir die unangenehme Überraschung auf unserer Seite zu sein,“ murrte jener.

„Überhaupt“, rief ein Anderer, „ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings herum ist schöne grüne Weide.“ —

So zutreffend dieses klassische Citat auch sein mochte, so übte es auf uns doch keine erheiternde Wirkung aus. Dazu war jeder allzu sehr mit sich selbst beschäftigt. Alles triefte denn auch von Schweiß, als wir endlich diesen Sandstrom verließen und unseren Fuß auf festen Boden setzten.

Wie allen Kompagnieführern, war mir in Saadani ein Reittier gestellt worden. Leider war es ziemlich schwach, so daß es mich nur mit knapper Not tragen konnte. Außerdem war es auf arabische Manier, und zwar sehr mangelhaft gesattelt. Europäisches Sattelzeug zu erhalten, war mir aber in Saadani nicht möglich gewesen. — Um das Tier zu schonen, ritt ich es nur, wo ich eine glatte Bahn vor mir wußte, und stieg ab, wenn ich merkte, daß es müde wurde. Nach etwa fünf Marschstunden wurde das Gelände hügelig. Eben ritt ich über eine Anhöhe, und wollte schon anhalten und absteigen, als ich fühlte, daß der Maskatesel unter mir schwankte. Um die Balance zu halten, lehnte ich mich zurück

— und verlor im nächsten Augenblick das Bewußtsein. Ich war mit meinem Streithengst seitwärts den Hang hinabgestürzt. — Ob das Tier in ein Loch getreten, oder wie der Unfall sich sonst ereignet haben mochte, ist mir nicht klar geworden. Jedenfalls war sowohl der Sattel gerutscht, als auch der Halfter gerissen. Ich selbst war mit dem Kopf auf einen Stein, und wahrscheinlich mit dem Kreuz auf meinen Revolver, den ich an dem Leibriemen auf den Rücken geschoben hatte, gefallen, infolgedessen ich mir eine leichte Gehirn- bezw. Rückenmark-Erschütterung zugezogen hatte.

Als ich wieder zu mir kam, hörte ich, wie Jemand sagte: „Ja, was ist da zu machen? Wenn er nicht zur Besinnung kommt, muß er hier liegen bleiben. Sie können ja eine Wache bei ihm zurücklassen." Es war ein Militärarzt, der, an mir herumhantierend, diese Worte zu einem meiner Untergebenen sprach.

„Das könnte mir gerade passen", dachte ich, richtete mich in die Höhe, und ließ mir von einigen meiner Soldaten auf die Füße helfen. Sodann taumelte ich, ohne ein Wort zu sprechen, meiner Abteilung nach. Mir war sehr übel zu Mut, und ich kämpfte, ganz wüst im Kopf mit einer bleiernen Müdigkeit. — Gleich darauf machten wir Halt, um, wie es hieß, den Anbruch des Tages zu erwarten. — Ich übergab dem Leutnant meiner Kompagnie das Kommando, wickelte mich in eine Decke und legte mich auf den Erdboden hin. Im nächsten Augenblicke schlief ich, wie ein Toter. Wie mir nachher gesagt wurde, war ich kaum wieder zu erwecken gewesen. — Als wir nach einer Stunde weitermarschierten, fühlte ich mich ziemlich wieder hergestellt.

Wie wir beim Vorgehen sahen, hatten wir auf den Höhen vor Palamakaa Halt gemacht. Der Morgen graute; und schon war es so hell, daß wir die im Tale liegenden Dörfer erblicken konnten. Aus einzelnen Gehöften stieg in bläulichen Fäden der Rauch zum Himmel empor. Am Rande des Plateaus, auf dem wir standen, waren unsere Geschütze

montiert worden. Schon waren die Artilleriſten damit beſchäftigt, ſie zu laden. — Langſam zog unſere, aus drei Kompagnien beſtehende Abteilung, an der Batterie vorüber, und ſtieg rechts ſeitwärts durch ein Palmen-Wäldchen ins Tal hinab, während eine andere Abteilung nach dem linken Flügel abmarſchierte. Ein Kanonenſchuß fiel. Unten auf den taunaſſen Wieſen wurden Kompagnie-Kolonen formiert. — Und das Gefecht begann.

Vom Feinde war allerdings vorläufig nicht viel zu entdecken. Die zunächſt vor uns liegenden beiden Dörfer waren menſchenleer, und es machte zuerſt den Eindruck, als ob Bana Heri abgezogen ſei. Als wir aber gegen eine dritte Ortſchaft vorgingen, ſtießen wir auf Gegenwehr und erhielten Feuer. Wie es ſchien, ſchoſſen die Gegner zumeiſt aus Vorderladern, und zwar aus großer Entfernung. Einige der Geſchoſſe, mit denen wir bedacht wurden, flogen mit ſchnurrendem Geräuſche zwiſchen uns durch, ein Beweis, daß ſie ſchon einmal aufgeprallt waren. Einer meiner Askari wurde am Bein getroffen, erhielt aber, abgeſehen von einem gehörigen Schlag, keine Verletzung. Hie und da tauchten Trupps von Rebellen vor uns auf, und verſchwanden alsbald wieder. Gewöhnlich bekamen wir ſie erſt zu Geſicht, wenn ſie hinter Buſch und Grün aufſprangen, um auszureißen. Da wir uns auf einen heißen Tanz mit Bana Heri gefaßt gemacht hatten, waren wir einigermaßen überraſcht, ſo geringen Widerſtand zu finden. Heute war keine Gefahr, daß unſere Sulu „verſagten“. — Wieviel Dörfer wir genommen haben, iſt mir nicht mehr erinnerlich. Jedenfalls hat es uns keine große Mühe gemacht. — Um die Mittagszeit hörte überall das Feuer auf; und das Gefecht durfte als beendigt betrachtet werden. Augenſcheinlich hatte ſich der Feind ins Dickicht zurückgezogen. An eine Verfolgung der flüchtenden Rebellen, die ſich in dem kupierten Terrain ſofort zerſtreuten, war natürlich nicht zu denken. — Wir hatten gerade Halt gemacht, um uns zu ſammeln, als eine Ordonnanz angeſtolpert

kam mit dem Befehle, daß wir zu einer durch eine Flagge kenntlich gemachten Höhe abrücken sollten, um dort das Lager zu beziehen.

In einem Dörfchen auf der Spitze der Anhöhe, wo auch unsere Geschütze aufgefahren waren, hatte sich der Stab einquartiert. Wir lagerten in einem Gehöfte auf dem nördlichen Hange, während auf der Südseite die Sulu mit gewohnter Akkuratesse ihre Schutzdächer errichtet hatten. — Der Osten und Westen der Höhe war von Sudanesen-Abteilungen besetzt.

Nachdem wir es uns bequem gemacht hatten, dachten wir auch daran, uns an Speis' und Trank zu erquicken, und ich schickte einen Unteroffizier zur Bagage, um unseren Proviant herbeizuschaffen. Hatte ich doch, um nicht in Verlegenheit zu kommen, von Dar-es-Salaam aus eine ganze Kiste mit Bisquit, Konserven und sonstigen köstlichen Vorräten mitnehmen, und sie einem besonders zuverlässigen Träger anvertrauen lassen. — Wer beschreibt aber unseren Schrecken, als uns gemeldet wurde, daß unsere Kiste nicht aufzufinden sei. Konstatiert war worden, daß sie auf dem Lagerplatze seitens des Trägers abgeliefert, dort aber von einem ihm unbekannten Europäer mit Beschlag belegt worden sei. — Nachträglich wurde die Kiste allerdings aufgefunden, aber leider war sie leer. — Sie war versehentlich in die unrichtigen Hände gelangt. Selbstverständlich gab es infolgedessen viele Entschuldigungen und schönen Worte; indes, was nützten sie uns? Die Kiste war leer. — Mit ebenso leerem Magen und entsprechend übler Laune streckten wir uns zur Ruhe aus. Aber auch dieser zu pflegen, war uns nicht lange vergönnt. Nach kurzer Zeit griffen uns in unserer festen Stellung mit geradezu naiver Keckheit am hellen Nachmittage die Rebellen nochmals an. Wie es schien, wollten sie nur die Ehre des Tages wahren. Anfangs kümmerten wir uns um das Geplänkel wenig oder gar nicht und blieben ruhig liegen. Als aber die Kugeln anfingen, bei uns einzuschlagen,

ließen wir unsere Leute antreten, und Salvenfeuer geben. Es dauerte auch nicht lange, so zogen sich die Rebellen wieder zurück. Um sie ernstlich zu vertreiben, wurden nach allen Richtungen hin starke Patrouillen ausgesandt. Von Europäern wurde bei dem Lager-Scharmützel der Oberbüchsenmacher B., der mit mir aus Dar-es-Salaam gekommen war, verwundet. Die Bana Heri-Leute sollen bei dieser Gelegenheit 30 Tote verloren haben. Eine von den oben erwähnten Patrouillen war bei der Verfolgung der flüchtigen Rebellen auf eine auf steiler Anhöhe liegende feindliche Buschboma gestoßen, und hatte sich unter Verlusten zurückziehen müssen. Nur mit Mühe hatten sie ihre Verwundeten mitschleppen können.

Da vermutet wurde, daß diese Position das Hauptquartier Bana Heris darstelle, wurde die Abteilung Gravenreuths, zu der auch ich gehörte, damit beauftragt, sie am Morgen des 10. März mit Sturm zu nehmen. —

Über Nacht wurde unsere Ruhe nicht gestört. Um 4 Uhr rückten wir ab, und beim Morgengrauen langten wir an Ort und Stelle an. Der Feind war auf seinem Posten. Wir hatten eben unsere Stellungen eingenommen, als wir schon mit einer allgemeinen Salve begrüßt wurden. An dem Pfeifen der Kugeln, die über uns weg flogen, war zu merken, daß die Rebellen diesmal über eine Menge von Hinterladern verfügten. Das Dorf auf dem Berge schien stark befestigt zu sein, da an seiner ganzen Lisiere fortwährend Schüsse aufblitzten. — Nachdem Gravenreuth die feindliche Stellung eine Zeitlang unter Geschütz- und Gewehrfeuer hatte nehmen lassen, gab er den Befehl, zu avancieren.

Während mir die Aufgabe zufiel, die Boma in der Front anzugreifen, hatten die beiden anderen Kompagnien sie zu umgehen und sie in den Flanken zu berennen. Mit „Marsch! Marsch!“ ging es über eine Wiese an den Berg heran, und — hinauf. Da aber der steile Hang mit dichtem, undurchdringlichem Buschwerk bewachsen war, so war dies leichter gesagt als getan. Zum Glück fanden wir bald einen

zum Dorf hinanführenden Schleichpfad, den wir benutzen konnten. Während wir, die Europäer voran, hinaufkletterten, knallten dicht über uns die Gewehre der Rebellen, und zwar zeitweise mit so hartem Schlage, daß wir glaubten, sie hätten Geschütze dort oben. Dabei hörten wir die Verteidiger rufen und schreien. Wir wären wohl die Ersten auf dem Platze gewesen, wenn wir nicht zum Schluß noch unseren Weg mit Dorngestrüpp verrammelt gefunden hätten. Als das Hindernis endlich beseitigt worden war, und wir das Plateau betraten, liefen eben einige Sudanesen der Bagamoyo-Kompagnie, die rechts die Dorfstraße heraufgestürmt waren, an uns vorüber. Wenige Augenblicke später war die Ortschaft mit Truppen angefüllt. Die Rebellen hatten jedoch die Stellung schon geräumt, und waren in dem das Dorf umgebenden Busche verschwunden. Schnell wurden, hinter ihnen drein, noch einige Salven abgegeben, und ein Maschinengewehr zum Feuern gebracht. — Sodann verstummte der Gefechtslärm. Unserer Pflicht war Genüge getan. —

Nachdem wir oben noch einige Zeit verweilt hatten, verließen wir das brennende Dorf und zogen zum Lager zurück. Gegen 10 Uhr trafen wir dort wieder ein. Gleich nach unserer Ankunft wurde seitens des Reichskommissars der Befehl zum Rückmarsch nach Saadani gegeben, da inzwischen durch Patrouillen festgestellt worden war, daß die feindlichen Streitkräfte sich größtenteils zerstreut hätten. — Der Löwe Bana Heri war nicht wiederzuerkennen. —

Mir war der Auftrag zuteilgeworden, mit meiner Kompagnie den Abmarsch zu decken und die Nachhut zu übernehmen. Demgemäß hatte ich Gelegenheit, noch eine kurze Ruhepause zu machen. Als sich endlich die ganze Expedition in Bewegung gesetzt, und auch der Troß das Lager verlassen hatte, rückte ich nach.

Der 10. März war ein heißer Tag. Stand doch die Sonne senkrecht über unserem Scheitel. Infolgedessen hatten wir alle Hände voll zu tun, die Maroden mitzunehmen. Vor

allem litt der, kurze Zeit vor dem Gefecht aus Europa angekommene Sukkurs von deutschen Militärpersonen stark unter der ungewohnten Hitze. Nicht weniger als 7 Personen, einige allerdings in leichterem Grade, wurden vom Sonnenstich bezw. Hitzschlag betroffen. Besonders zwei Unteroffiziere, die auch am selben Abend in Saadani gestorben sind, erwiesen sich als totkrank. — Indes selbst unter dem Schutze einer Wache durften wir Keinen liegen lassen, da er anderenfalls dem Feinde in die Hände gefallen wäre. Wurden wir auf dem Rückmarsche auch nicht, wie sonst, von den Rebellen durch Angriffe belästigt, so war doch nicht daran zu zweifeln, daß sie der Expedition wie die Schakale nachschlichen. Wir waren daher gezwungen, Halt zu machen, wenn die Kranken nicht weiter kommen konnten. Selbstverständlich tat ich alles, um ihnen behülflich zu sein. Ich stellte ihnen mein Reittier zur Verfügung, und ließ sie nach Möglichkeit unterstützen und tragen. Das, was ihnen aber am nützlichsten gewesen wäre, nämlich Wasser, konnte ich ihnen nicht geben, da wir selbst nichts hatten und unterwegs nichts zu finden war. — Schließlich sandte ich zum Gros, und requirierte für die Kranken eine Anzahl von Reittieren.

Doch nicht allein die Weißen, sondern auch die Farbigen zeigten sich durch Hitze und Anstrengung stark mitgenommen. Ein Sudanese, den wir aufgelesen, weigerte sich absolut, zu gehen, und warf sich immer wieder zu Boden, um, wie er sagte, zu sterben. Mit Gewalt mußte er weitergeschleppt werden, bis er endlich zur Besinnung kam und wieder vernünftig wurde.

Gegen 2 Uhr mittags kamen wir nach Mlembule, dem Rendezvousplatze, wo ich die Kranken ärztlicher Pflege übergeben konnte, und um 4 Uhr zogen wir unter Trommelschlag und Hörnerklang wieder in Saadani ein. Ein großes Gelage, bei dem wir uns für die überstandenen Entbehrungen schadlos hielten, beschloß den Tag. —

Wie sich bald herausstellte, war die Widerstandskraft Bana Heri's gebrochen. Wenige Tage darauf fing er Unterhandlungen an, und am 6. April 1890 ergab er sich mit 400 Mann, dem Reste seiner Streitmacht. —

Kilwa Kiwinje.

Im Frühjahr 1890 ging man in Deutsch-Ostafrika mit Macht daran, die Vorbereitungen für die Einnahme des Südens der Kolonie zu treffen. Anfang April hatte ich Gelegenheit, auf dem Regierungsdampfer „München" eine Recognoscierungsfahrt des Reichskommissars Majors Wißmann in südlicher Richtung mitzumachen, an der unter anderem auch Major Liebert teilnahm. Im Hafen von Kilwa Kiwinje fuhren wir soweit an den Strand heran, daß wir die von den Rebellen errichteten Verschanzungen in Augenschein zu nehmen vermochten. Bei unserer Annäherung bedeckten sich die feindlichen Werke mit Bewaffneten, die gespannt unserem Tun zuschauten. Wären wir mit der „München" auf Grund geraten, so würden wir wohl einige unangenehme Momente erlebt haben, denn die Aufständischen schienen nur darauf zu warten, uns zu Leibe gehen zu können. — Der Führung unseres ebenso bewährten wie umsichtigen Kapitäns Prager durften wir jedoch vertrauen. Wie dreist die Rebellen waren, zeigt der Umstand, daß sie zu unserer Beobachtung eine Dau absandten, die dicht an uns vorüberseglte. Als das Fahrzeug in unsere Nähe kam, begab ich mich auf Befehl des Reichskommissars mit einer Anzahl Soldaten hinüber, um es zu besichtigen. Außer der schwarzen Besatzung fand ich einige Araber vor, die auf meine Frage: Wohin? vorgaben, auf der Reise nach Mafia zu sein. — Während ich die völlig leere Dau mit ihrem Personal unbehindert ihres Weges

Arabische Burgruine zu Kilwa Kisiwani

ziehen ließ, nahm ich die Araber mit an Bord, wo sie dem sie verhörenden Reichskommissar mitteilten, daß die Bewohner von Kilwa Kiwinje entschlossen seien, sich aufs äußerste zu verteidigen. — Obgleich die Araber hoch und heilig beteuerten, nicht zu den Aufständischen zu gehören, wurden sie doch in Haft behalten. Als sie aber vier Wochen später, nach der Einnahme von Kilwa, in Freiheit gesetzt wurden, gestanden sie mir offen ein, daß sie doch von den Rebellen auf Kundschaft ausgesandt worden wären. Zur Erläuterung bemerke ich, daß während des ganzen Aufstandes an der Küste ein regelmäßiger Dauverkehr stattfand, der allerdings der Kontrolle der Regierungsfahrzeuge unterlag. —

Vor Kilwa Kiwinje fuhren wir nach dem sechs Stunden südlicher liegenden Kilwa Kisiwani, wo beim Angriff auf die erstere Stadt voraussichtlich die Truppen gelandet werden sollten. Es war mir außerordentlich interessant, das alte Kilwa zu besuchen, das schon zu Vasko de Gama's Zeiten und lange vorher von hoher Bedeutung gewesen ist. Bei unserer Einfahrt sahen wir auf der frisch grünen, mit Kokospalmen bestandenen Insel vielfach die Ruinen portugiesischer und arabischer Bauwerke, die Zeugen ehemaliger Macht und Herrlichkeit, sich erheben. Der Hafen selbst ist ausgezeichnet und leicht anzulaufen. Allerdings scheint er heute nicht mehr die frühere Tiefe zu besitzen. Konnten doch die portugiesischen Schiffe einst rings um Kilwa Kisiwani herumfahren, während heute der die Insel vom Festlande scheidende Kanal sich als so flach erweist, daß er kaum noch für Ruderboote befahrbar ist. —

Nachdem wir die Landungsstelle und die sonstigen Hafenverhältnisse erkundet hatten, verließen wir Kilwa Kisiwani und fuhren ohne Aufenthalt über Nacht nach Dar-es-Salaam zurück. —

Ende April 1890 wurde in Dar-es-Salaam alles versammelt, was an dem Feldzuge gegen die Rebellen des Südens teilnehmen sollte. An Schiffen fanden sich im Hafen

die Kreuzer „Carola“ und „Schwalbe“, das gecharterte Sultansschiff „Barawa“, und die Regierungsdampfer „Harmonie“, „München“, „Max“ und „Vesuv“ ein. Die Expeditionstruppe, die gegen 1000 Mann zählte, war in drei Abteilungen zu je drei Kompagnien eingeteilt. Da mir als dem Stationschef von Dar-es-Salaam die Leitung der Verladung von Menschen, Reittieren, Geschützen, Munitionskasten und Gepäck zufiel, so hatte ich in jenen Tagen alle Hände voll zu tun.

An Kanonen nahmen wir mehrere Batterien mit, da wir für die Armierung der neu zu schaffenden Stationen des Südens von vornherein Sorge zu tragen hatten.

Am 30. April früh waren wir endlich soweit fertig, daß die Reise beginnen konnte. Ordentlich großartig nahm es sich aus, als unsere stolze Flotille morgens gegen 8 Uhr in See stach. Der Himmel sorgte indes dafür, daß wir uns nicht überhoben. — Zu gleicher Zeit nämlich setzte die Masika*) nochmals ein und machte unsere Fahrt zu einer höchst ungemütlichen. Der Sturm heulte, das Meer brüllte und die Schiffe knarrten. Vor allem die kleineren Fahrzeuge litten außerordentlich unter dem hohen Seegange. Die „Harmonie“ schlingerte dermaßen, daß sie verschiedentlich in Gefahr kam, zu kentern. Auch die Barawa, auf der ich mich mit meiner Kompagnie befand, stampfte unmäßig und nahm viel Wasser über. Es gab kaum ein Expeditionsmitglied, daß nicht seekrank geworden wäre. So gräulich wurden wir herumgeworfen.

Nachdem wir am 30. April im Schutze der Insel Fandjove, und am 1. Mai an der Südspitze von Mafia übernachtet hatten, trafen wir am Nachmittage des 2. Mai im Hafen von Kilwa Kisiwani ein, höchst erfreut, nach dieser dreitägigen Wasserpartie den Fuß wieder auf festen Boden setzen zu können. An dem Behagen, das einen Jeden nach der Landung überkam, konnnte man merken, daß der Mensch

*) Große Regenzeit.

als Wesen für das Land, und nicht für das Wasser geschaffen ist. —

Beim Einlaufen in den Hafen von Kilwa Kisiwani hatten wir uns gefechtsbereit gemacht. Jedoch ließ kein Feind sich blicken. Später sandten die Einwohner eine Botschaft an uns, in der sie ihre Unterwerfung anzeigten. Unter den Deputierten befand sich auch ein Italiener, der auf der Insel in dem Anwesen „Casa Masa" wohnte, und dort vollständig arabisiert war. — Das heutige Kilwa Kisiwani ist ein Ort von wenigen Häusern, die zwischen den Ruinen des alten Kilwa zerstreut liegen. Von den Trümmerstätten sind von besonderem Interesse: Die alte arabische Burg, die unmittelbar am Wasser gelegen ist; sodann eine umfangreiche Citadelle, in der noch eine Anzahl von Geschützrohren vorgefunden wurde; und schließlich das portugiesische Fort, von dem nur noch die Umfassungsmauern mit ihren Bastionen vorhanden sind. Außerdem gibt es noch eine Reihe von Moschee-Ruinen, die aber größtenteils von Vegetation überwuchert sind. Die große Masse der Häuser des alten Kilwa Kisiwani scheint von der leichten Bauart der Suahelihäuser gewesen zu sein, da von ihnen keine Spur mehr vorhanden ist.

Auf der Landzunge an der nördlichen Hafenseite, gerade gegenüber der Burgruine, landeten wir. Kurze Zeit darauf standen die Truppen rangiert und marschbereit am Ufer. Da jedoch der Tag schon zur Neige ging, legten wir nur noch einen Weg von einer Stunde zurück, bis zu dem Dörfchen Masoko an der Ukyra-Bucht, wo wir übernachteten. — Abgesehen von einem Patrouillen-Geplänkel, bei dem auf unserer Seite ein Mann verwundet wurde, machte sich kein Widerstand geltend. — Meine Nachtruhe ließ etwas zu wünschen übrig. Lagerstätten besaßen wir nicht; und weil in Anbetracht der Moskito und noch bösartigerer Insekten das Schlafen auf dem Erdboden im Dorfe für mich seine Schwierigkeiten hatte, ging ich allein im Lager spazieren. Bei dieser Gelegenheit traf ich auf einen meiner Kameraden, der, dienstlich in An-

ſpruch genommen, mir klagte, daß er vor Müdigkeit die Augen kaum aufhalten könne. Um ihm gefällig zu ſein, erklärte ich mich bereit, an ſeiner Stelle die Poſten zu revidieren. Da er, angenehm überraſcht, bereitwilligſt auf meinen Vorſchlag einging, ſo war uns beiden geholfen. Er durfte ſchlafen ſoviel er wollte, während ich die Zeit verbringen und mich nützlich machen konnte.

Am folgenden Morgen erhielt ich den Befehl, mit meiner Kompagnie die Vorhut zu übernehmen und vorläufig die Sicherheitsvorkehrungen zu treffen. Demgemäß rückte ich in der Richtung auf Kilwa Kiwinje eine Strecke weit vor, und ſtellte die Vorpoſten aus. Abmarſchieren konnten wir noch nicht, da wir auf die Harmonie warten mußten, die am vorhergehenden Tage uns nicht hatte folgen können. Um die Ausſchiffung der auf der „Harmonie" verladenen Truppen zu beſchleunigen, war dieſer Dampfer direkt nach der Ukyra-Bay beordert worden. Es dauerte aber lange, bis er in Sicht kam, und noch länger, bis die Mannſchaften gelandet waren. Stunde auf Stunde verrann; doch an den Aufbruch war nicht zu denken. — Während meine Vorpoſten ſich mit den Rebellen, die ſich uns in kleinen Trupps von Zeit zu Zeit näherten, herumſchoſſen, unterhielt ſich der dienſtfreie Teil meiner Kompagnie damit, in den nahen Strandreuſen Fiſche zu fangen. Dieſer idylliſche Sport hatte auch ſo guten Erfolg, daß wir bald über Haufen ſchmackhafter Seefiſche verfügten. Um dieſen Umſtand zu Gunſten meiner Soldaten auszunützen, gab ich, als die Mittagszeit herannahte, Befehl, abzukochen, in der ſicheren Erwartung, daß unſer Abmarſch noch gute Wege haben würde. Und richtig. Als in der Ferne das Signal zum Antreten erſchallte, hatten meine Leute eben ihre Mahlzeit „Fiſch und Reis" beendet, und konnten den weiteren Ereigniſſen des Tages mit Ruhe entgegenſehen. —

Es war zwei Uhr, als ſich endlich unſere Kolonne in Bewegung ſetzte. Da meine Kompagnie als Avantgarde voranzog, marſchierte ich vorn beim Vortrupp. Als Weg-

führer diente mir in erster Linie einer der vier Wochen vorher bei der oben erwähnten Recognoscierungsfahrt festgenommenen Araber, die sich inzwischen an uns gewöhnt und sich mit uns ausgesöhnt hatten. Auf einige andere am Tage vorher aufgegriffene Schwarze war in Bezug auf Führung kein Verlaß. Nachdem wir noch eine Weile das Meeresufer entlang marschiert waren, schlugen wir den „djia yuu", den oberen Pfad, ein, der besser sein sollte, als der Weg am Strande. Im Begriff, links ins Pori einzubiegen, erhielten wir aus einem kaum 5 Schritt entfernten Gebüsche einige Gewehrschüsse. Die Geschosse sausten zwischen uns durch, ohne einen von uns zu verletzen. Im selben Momente rissen meine Leute ihre Gewehre an die Wange und gaben Feuer. Ein gellender Schrei ertönte. Und aus dem Buschwerk stürzte in hohem Sprunge ein Krieger hervor, der dicht vor uns aufs Gesicht fiel, ohne noch ein Glied zu rühren. Der Mann war tot. Er hatte einen Schuß ins Herz bekommen. Sein Gewehr hielt er noch krampfhaft in der Hand. — Die übrigen Rebellen waren ausgerissen.

Während des ganzen nun folgenden Marsches wurden wir durch feindliche Plänkler belästigt. — Als wir unter anderem gerade einen Salzwasserkriek passierten, und ich mich um nicht naß zu werden, von zwei baumlangen Sudanesen über das Gewässer hinwegtragen ließ, erhielten wir von den das jenseitige Ufer besetzt haltenden Aufständischen eine volle, runde Salve, die zum Glück aber zu hoch ging. Meine beiden Träger waren so verdutzt, daß sich mich alsbald ins Wasser gleiten ließen, welches mir bis an die Knie ging. Wir wateten nun durch, und griffen mit Hurrah den Feind an, der aber nicht standhielt, sondern ohne Weiteres Fersengeld gab.

Oben auf dem jenseitigen Ufer angekommen, ließ ich meine Kompagnie zum Chargieren Halt machen, und den Fliehenden etliche Salven nachsenden. Der Umstand, daß die Rebellen einige Tote am Wege hatten liegen lassen, bewies, daß sie es bei ihrem Rückzuge ziemlich eilig gehabt hatten.

Nichtsdestoweniger trafen wir alle Augenblicke auf neuen Widerstand, so daß sich unser Marsch die Küste entlang zu einem fortgesetzten Gefecht gestaltete. Ob die feindlichen Streitkräfte, auf die wir bei jedem Geländehindernisse stießen, dieselben waren, die wir kurz zuvor zum Weichen gebracht hatten, oder ob sie stets aus anderen Kriegerhaufen bestanden, konnte ich nicht feststellen. Jedenfalls schien der Feind nach einem bestimmten Plane zu handeln, ohne jedoch zu erreichen, daß auch nur eine Marschstockung eintrat. — Gestatteten es doch günstigerweise die Verhältnisse, daß ich einen zur Schützenlinie ausgeschwärmten Zug als Puffer voranziehen lassen konnte. — Es nahm sich sonderbar aus, die Soldaten mit der Büchse unter dem Arme, wie Jäger auf der Hasenjagd, das Terrain absuchen zu sehen. Alle Augenblicke blieb einer stehen, und gab Feuer. In einer trockenen, mit grauweißem Seesalze bedeckten Lagune traf ein dicht vor mir gehender Sudanese auf einen Rebellen, der hinter einem Mangroven-Gebüsche aufsprang. Stehen bleibend, lud der Soldat, der eben geschossen hatte, unbekümmert sein Gewehr. Diesen Moment benutzte der Schwarze, ein Myao, seinen Vorderlader auf den Mann abzubrennen Er schoß aber vorbei und nahm Reißaus. Die Kugel surrte über uns weg. Jetzt legte der Sudanese an, zielte in aller Seelenruhe und drückte ab. — Der Rebell, der, um der Kugel zu entgehen, während des Laufens die wunderbarsten Capriolen und Seitensprünge machte, überschlug sich, und blieb tot liegen.

Kurz vor Sonnenuntergang erhielt ich von Major Wißmann den Befehl, eine geeignete Stelle zum Übernachten auszusuchen. Es war das Dörfchen Tikwiri, wo ich Halt machte. Das Lager wurde dadurch gebildet, daß die Expedition ein großes Karré bildete, in dessen Mitte sich die Europäer, die Träger mit ihren Lasten, und die Reittiere befanden. Die Truppen setzten die Gewehre zusammen und biwakierten an den Pyramidenreihen. Um das Lager herum wurde eine dichte Postenkette gezogen. — Wir wurden indes nicht gestört. Durch die Stille der Nacht dröhnte nur aus der Ferne der Donner

Das Biwak

der Geschütze, von den Kriegsschiffen her, die Kilwa Kiwinje beschossen. —

Mit unserer Verpflegung war es weniger gut, als mit unserer Ruhe bestellt; und ich war froh, daß wir mindestens einigermaßen zu Mittag gegessen hatten. Mit unseren Fahrzeugen, die sich nach erfolgter Ausschiffung sämtlich nach der Reede von Kilwa Kiwinje begeben hatten, standen wir in keinerlei Verbindung. Demgemäß ermangelten wir auch vollständig der Getränke. Als ich im Dunkelwerden durch das Dörfchen schritt, sah ich vor einer Hütte eine Anzahl von Offizieren sitzen, die wacker den Humpen schwangen. „Evoë Bacche", rief ich erfreut, „hier giebt es was zu trinken!"

„Selbstverständlich, kalte Ente!", antwortete einer meiner Kameraden lachend, schöpfte aus einer Urne, und reichte mir ein Glas mit bräunlicher Flüssigkeit. Mißtrauisch roch ich daran, prüfte mit der Zunge, und spendete, mich schüttelnd, den Labetrank den Göttern. — Natürlich erregte diese Libation allgemeine Heiterkeit. Es war Wasser aus den nahgelegenen, versumpften Brunnenlöchern.

Mitten in der Nacht fielen im Lager einige Schüsse. Alles schreckte auf, in der Erwartung, daß alarmiert würde. Indes erfolgte kein Signal. Dagegen stellte es sich heraus, daß die Fahrlässigkeit neu eingetretener Soldaten ein Opfer erfordert hatte. Bei einer Gruppe von türkischen Polizisten war eine Gewehr-Pyramide umgefallen. Einige der Gewehre, die man beim Zusammensetzen weder entladen noch gesichert hatte, waren von selbst losgegangen. Dabei war leider ein am Boden liegender, schlafender Soldat von einer Unglückskugel getroffen und getötet worden. —

Früh am Morgen des 4. Mai wurde der Vormarsch auf Kilwa Kiwinje fortgesetzt. Immer lauter schlug der Lärm der Beschießung an unser Ohr. Um 8 Uhr standen wir gefechtsbereit auf dem westlich von Kilwa Kiwinje gelegenen Singino-Berge, und sahen die Stadt, das Meer, und die feuernden Kriegsschiffe zu unseren Füßen liegen. Geradeaus marschierend,

griff unser Bataillon die Ortschaft vom Westen aus an, während ein anderes zu unserer Linken vorging, und ein drittes uns als Reserve folgte. Als wir die Höhe hinabstiegen, flogen einige Granaten der Schiffsgeschütze über uns weg. Um die Kreuzer zum Einstellen des Feuers zu veranlassen, wurde nach rechts eine Patrouille abgesandt, die, wie vereinbart, am Strande mit einer Flagge zu winken hatte. Gleich darauf hörte das Geschützfeuer auch auf. Seitwärts auf den Höhen sahen wir in einiger Entfernung Haufen von Rebellen halten; indes schenkten wir ihnen vorläufig keine Beachtung. Als wir, eines hartnäckigen Straßenkampfes gewärtig, in die Stadt eindrangen, trafen wir auf keinerlei Widerstand. Zu unserer Überraschung fanden wir die Stadt leer. Sie war über Nacht von ihren Verteidigern verlassen worden. Zu kämpfen hatten wir nur mit einem schweren Unwetter, das während unseres Einmarsches niederging, sowie mit einer scheu gewordenen Rindviehherde, die uns die Wege versperrte und sich wie toll geberdete. Der Regen goß derartig vom Himmel, daß wir in einem Nu bis auf die Haut durchnäßt waren. In Kaskaden stürzte das Wasser von den steinernen Dächern der Häuser herab, und verwandelte die Straßen der Stadt in reißende Bäche. Natürlich benutzten wir diesen Umstand, unsere ausgedörrten Kehlen zu erfrischen und uns durch einen Trunk reinen Wassers zu erquicken. — Die öden Viertel und Plätze hallten wieder von unseren Schritten, als wir durch die Ortschaft zogen. Kein Mensch ließ sich auf der Straße blicken. Nur hier und da sah man an den Fenstern die verängstigten Gesichter von Einwohnern indischer Abstammung, die von den kriegerischen Ereignissen stark beunruhigt worden waren. Hatten doch die Rebellen vor ihrem Abzuge noch die gute Gelegenheit benutzt, die Inderläden zu plündern. Einer der Händler, der versucht hatte, sein Eigentum zu schützen, war in seinem Laden ermordet worden. — Da ich beauftragt worden war, den nördlichen Eingang der Stadt gegen einen Überfall der Rebellen zu decken, so hatte ich noch eine Weile auf einem vorgeschobenen Posten zu verharren. Immerhin benutzte ich

diese Zeit dazu, mich und meine Leute wieder in eine menschliche Verfassung zu setzen. Vor allem ließ ich, sobald der Regen nachgelassen, Feuer anzünden, groß genug, um an ihnen unsere Sachen trocknen zu können. Außerdem wurde bald, da es in Kilwa Kiwinje ausnahmsweise nicht an Fleisch und Proviant mangelte, nach Herzenslust geschmort und gebratet. — Nachmittags wurde meine Kompagnie vom Vorpostendienst abgelöst und in Quartieren untergebracht. Da aber alle besseren Araber- und Inderhäuser schon in Besitz genommen waren, zog ich persönlich vor, auf der Veranda einer Moschee zu kampieren, die an Luftigkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Gegen Abend besichtigte ich die Stadt, die eine auffallend große Zahl von Steinhäusern aufwies, und etwa 10000 Einwohner gezählt haben mochte. Nach der Seeseite zu war sie flüchtig verschanzt worden. Jedoch zeigten sich die Werke teilweise durch die Granaten der Kriegsschiffe schon wieder zerstört. Die auf den Wällen aufgepflanzten Kanonen waren Vorderlader, die gefährlicher aussahen als sie waren. Augenscheinlich hatten sich die Rebellen, die sich aus Küstenleuten und Wayao zusammensetzten, nur auf eine Berennung des Ortes von der Seeseite aus gefaßt gemacht. Als wir uns nun die Freiheit nahmen, die Stadt von der Landseite aus anzugreifen, war es aus mit der Strategie der Aufständischen. Zwar versuchten sie noch unseren Marsch aufzuhalten, gaben jedoch, als ihnen dies nicht gelang, die Stadt endgültig preis. Der Anzahl nach mögen die Rebellen 3000 Mann stark gewesen sein. Die Zahlen 5000 und 6000, die von den indischen Händlern für die Stärke der Verteidiger angegeben wurden, waren jedenfalls übertrieben. — Auf der Reede ankerten die beiden deutschen Kreuzer, das Sultansschiff Barawa, und die 4 kleinen Reichskommissariatsdampfer. Außerdem lag dort das englische Kriegsschiff „Turquoise", welches sich eingestellt hatte, um indische Flüchtlinge aufzunehmen. Es schifften sich auch gegen 120 Inder, meist Weiber und Kinder, ein, die den Wunsch hegten, nach Sansibar gebracht zu werden.

Nachdem ich die Schanzen in Augenschein genommen, begab ich mich nach dem ehemaligen Hause der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, wo im September 1888 die beiden Beamten Krieger und Hessel mit einem Teile ihres farbigen Personals nach heldenhafter Gegenwehr den Tod gefunden hatten.

Nach der Darstellung von Augenzeugen soll sich das traurige Vorkommnis folgendermaßen abgespielt haben: Als Herr Krieger sich im Sommer 1888 als Bezirkschef in Kilwa installiert hatte, hatte sich anfänglich die Situation für ihn recht günstig angelassen. Er hatte es verstanden, sich mit der Bevölkerung gut zu stellen, und sich schon in der Hoffnung gewiegt, daß die Einrichtung der deutschen Verwaltung ohne Weiterungen vor sich gehen würde. Leider hatte er nicht mit Hassan bin Omari und seinen, Sklavenhandel treibenden Gesellen gerechnet. In großen Scharen kamen die im nächsten Hinterlande wohnenden, und unter dem Namen „Mawudjileute" bekannten Banden nach Kilwa Kiwinje gezogen. Mit ihrem Erscheinen änderte sich die ganze Lage der Dinge. Eines Morgens, wenn ich nicht irre, am 20. September 1888 wurde Herr Hessel auf dem Markte von dem wüsten Gesindel daran gehindert, an dem officiellen Flaggenmaste die Gesellschaftsflagge zu hissen, und dabei so hart bedrängt und bedroht, daß er nur mit Mühe die Station wieder gewinnen konnte. Als jetzt Herr Krieger von dem Vertreter des Sultans, dem arabischen Wali, Unterstützung verlangte, riet ihm dieser, Kilwa zu verlassen, da er ihn vor der Wut der wilden Horden nicht zu schützen wisse. Natürlich weigerte sich Herr Krieger, diesem Ansinnen Folge zu geben, und erklärte, seinen Posten bis auf's Äußerste behaupten zu wollen. — Um dies zu ermöglichen, verproviantierte er sich nach Kräften und setzte sein Haus in Verteidigungszustand. Bald darauf wurde er, wie vorauszusehen war, von den Aufrührern eingeschlossen und angegriffen. Vergebens bemühte sich der Wali, den deutschen Herren die Abreise zu ermöglichen und die Aufständischen von Gewalttaten abzuhalten. Als er sah,

daß es mit seiner Autorität zu Ende war, schloß er sich in sein Haus ein, und ließ sich öffentlich nicht mehr blicken. —

Mit größter Unerschrockenheit und anfänglich auch mit Erfolg wehrten die deutschen Beamten die Angriffe ab. Während 8 bis 10 farbige Angestellte das Parterregeschoß hielten, verteidigten die Europäer selbst die obere Etage des Hauses. Ihre Siegeshoffnung wuchs, als sie bemerkten, daß ein deutsches Kriegsschiff, die Möwe, auf der Reede erschien. Alsbald erstiegen sie das Dach ihres Gebäudes, und gaben mit einer Flagge Notsignale. Wenngleich der Kommandant des Kreuzers nicht verkannte, daß seine Landsleute in der Stadt sehr gefährdet seien, so glaubte er doch zu ihrer Rettung nichts unternehmen zu können. Lag doch seitens des Geschwaderchefs, Admirals Deinhard, das strikte Verbot vor, in die Wirren an der Küste irgendwie einzugreifen. Veranlaßt soll diese Direktive dadurch gewesen sein, daß man kurze Zeit vorher einem deutschen Kriegsschiffe den Vorwurf gemacht hatte, in Tanga durch seine Einmischung den Aufruhr geradezu hervorgerufen zu haben. — Andererseits verfügte die „Möwe" nur über ein Landungscorps von etwa 50 bis 60 Mann, das dem Kommandanten nicht stark genug erschien, um es unter den obwaltenden Umständen mit Aussicht auf Erfolg in Aktion treten lassen zu können. — Tatsächlich wäre auch wohl die kleine Truppe der Gefahr ausgesetzt gewesen, in der Stadt, in der es brodelte wie in einem Vulkan, und wo es an allen Ecken und Enden blitzte und krachte, bis auf den letzten Mann aufgerieben zu werden. Haben wir auch 2 Jahre später Kilwa Kiwinje ohne große Mühe in unseren Besitz gebracht, so haben wir doch immerhin eine ganze Flottille und gegen 1000 Mann Fußvolk darangesetzt, die Stadt zu überwinden. Mit 60 Mann würde sich wohl so leicht Niemand an diese Aufgabe herangewagt haben.

Das, was die „Möwe" vielleicht hätte tun können, wäre gewesen, die Ortschaft zu bombardieren. Dies soll aber insofern seine Schwierigkeit gehabt haben, als man vom Schiffe aus, bei der Entfernung von 3000 Meter, nicht genau feststellen

konnte, wo sich die Station in dem großen Häuserkomplex eigentlich befände. Kurz, die „Möwe“ fuhr ab, — und das Schicksal der Beamten war damit besiegelt. — Jedenfalls wird sich auch der Kommandant der „Möwe“ in diesem peinlichen Dilemma nicht gerade wohl gefühlt haben. Für ihn galt der bekannte Spruch: „Und wenn es glückt, dann wird es auch verziehn;“ aber wehe ihm, wenn es nicht glückt. — Ein Unglück war es, daß die deutsche Station mitten in der Stadt lag. Hätte sie am Strande gelegen, so wäre sowohl ihre Verteidigung, wie ihr Entsatz bedeutend leichter zu bewerkstelligen gewesen. —

Inzwischen hatten die tapferen Verteidiger der Station Verluste erlitten. Der Koch der Europäer und ein Boy waren gefallen. Herr Krieger selbst war durch einen Schuß in die Hüfte gelähmt und mußte sich darauf beschränken, sich am Fenster sitzend am Gefecht zu beteiligen. Am vierten Verteidigungstage erhielt er, als er sich eben am Fenster vorbeugte, um ein Ziel für seine Büchse zu suchen, einen Schuß, der ihn tötete. Die tödliche Kugel war von einem Rebellen abgeschossen worden, der auf einer in einem nahegelegenen Garten stehenden Palme saß. Die Palme, die etwa 50 Schritt vom Hause entfernt war, wurde mir an Ort und Stelle auch gezeigt. — Als die im Parterre-Geschoß befindlichen Farbigen, die auch schon unter Wassermangel litten, den Tod ihres Führers, des Bana Mkubas, erfuhren, wurden sie von der Panik ergriffen. Stillschweigend öffneten sie nachts die Riegel, und entflohen, indem sie die Haustür weit offen stehen ließen. Nur zwei Leuten von ihnen gelang es, zu entkommen, und sich später schwimmend an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu retten. Alle übrigen wurden von den Rebellen aufgegriffen und erschlagen. —

Bei Tagesanbruch drangen die Rebellen in das Stationsgebäude ein und stürmten die Treppe zur oberen Etage hinauf. Herr Hessel, der wahrscheinlich infolge von Erschöpfung eingeschlafen gewesen und durch den Lärm erweckt worden war, trat oben an das Geländer und schaute in den unteren Raum

hinab. Sodann ging er ruhig in sein Zimmer zurück, nahm seinen Revolver, und schoß sich, um seinen unmenschlichen Gegnern nicht lebendig in die Hände zu fallen, eine Kugel durch den Kopf. — Nachdem die Mawudji-Leute das Haus gründlich ausgeplündert hatten, enthaupteten sie die Leichname, zerrten die Körper durch die Stadt und trugen unter lautem Siegesgebrüll die Köpfe auf Stangen in den Straßen herum. — Schließlich warfen sie die Leichen in den Kriek, und brachten die Häupter nach Mitaua, um sie ihrem Herrn und Meister, Hassan bin Omari, als Siegestrophäe zu Füßen zu legen.

Wenngleich, wie ich vorausschicke, schon bald nach der Einnahme der erste Stationschef, Kompagnieführer von Zelewski, einigen Leuten, die überführt waren, bei obigen Mordszenen als Rädelsführer mitgewirkt zu haben, den Prozeß hat machen lassen, so hat die Tat doch erst 6 Jahre später ihre eigentliche Sühne gefunden, als Hassan bin Omari, Omari Mender, Abdallah bin Omari und andere Führer der Mawudji-Banden 1894 in Kilwa Kiwinje gehängt wurden. —

Über die oben erwähnten beklagenswerten Vorgänge sind mehrere Versionen im Umlauf. Ich glaube aber, daß meine Schilderung den Tatsachen am nächsten kommt, da sie einerseits von einem der geretteten Angestellten Kriegers herrührt, andererseits von einem in Kilwa wohnenden Araber, der alles persönlich mit erlebt hat. Auch stimmen die Aussagen von indischen Kaufleuten, die sich zu jener Zeit in Kilwa befunden haben, und deren Zeugnis völlig einwandsfrei sein dürfte, mit obiger Darstellung überein. Als ich im Jahre 1892 längere Zeit als Bezirkshauptmann in Kilwa Kiwinje stationiert war, habe ich es mir angelegen sein lassen, in die näheren Umstände dieses dunkelen Ereignisses etwas mehr Licht zu bringen. —

An jenem Abend im Mai 1890 habe ich mir allerdings nur die Räumlichkeiten angesehen, in denen Krieger und Hessel wie echte deutsche Männer in so heldenhafter Weise auf ihrem Posten gefallen sind. In den Türen und Läden, in den Rahmenhölzern und Fensterkreuzen sah man noch deutlich die Spuren unzähliger

Gewehrschüsse; und in der östlichen Wand des Hauses befanden sich eine Anzahl runder Löcher, die von Kanonenkugeln herrührten. —

Während ich mich noch in dem Gebäude befand, wurde mir mitgeteilt, daß die Quartiere meiner Leute in Gefahr wären, Feuer zu fangen. Die Granaten der Kriegsschiffe hatten gezündet und ein ganzes Stadtviertel in Flammen gesetzt. Jetzt, wo das Feuer uns auf die Nägel brannte, mußten wir uns dazu aufraffen, etwas dagegen zu tun, wenn wir nicht riskieren wollten, wieder auf freiem Felde kampieren zu müssen. Ich begab mich daher zum Reichskommissar, um ihm die Sache zu melden und ihn um Unterstützung zu bitten. Er beorderte auch sogleich eine zweite Kompagnie, in Gemeinschaft mit der meinigen das Feuer zu löschen. Auf den Rat eines Sudanesen ließ ich die Brandstelle durch einen Wall von wasserreichem grünen Blattwerk, das sich massenhaft in der Nähe vorfand, abgrenzen, und in diesem Ringe das Feuer sich austoben. Tatsächlich sprang es über diese Grenze nicht hinaus. Einen eigentümlichen Eindruck gewährte es, eine der ölhaltigen Kokospalmen brennen zu sehen. In einem Nu schlugen die Flammen aus der Krone heraus, und der ganze Baum brannte lichterloh wie eine Pechfackel. —

Vier Tage verblieben wir noch in Kilwa Kiwinje, während welcher Zeit fleißig an einem provisorischen Fort gearbeitet wurde. — Als es fertig war, wurde es mit 2 Kompagnien, 3 Geschützen und 15 Europäern dem Kommando des Herrn von Zelewski als des neuen Stationschefs unterstellt. —

Die Verluste, die wir bei der Einnahme von Kilwa erlitten hatten, waren nur gering und bestanden aus einigen Toten, Verwundeten und Sonnenstichkranken. Andererseits sollen die Rebellen gegen 30 Mann verloren haben.

Am 9. Mai gingen wir wieder an Bord der Schiffe und fuhren weiter dem Süden zu.

Der nördliche Eingang von Kilwa Kiwinje

Lindi

im Krieg und Frieden.

1.

Nach der Einnahme von Kilwa fuhren wir am Nachmittage des 9. Mai 1900 auf einer aus den Kaiserlichen Kreuzern Karola und Schwalbe, dem Sansibarschiff Barawa, und den Reichskommissariats-Dampfern Vesuv und München bestehenden Flottille nach dem von den Aufständischen besetzten Orte Lindi ab, wo wir am 10. Mai vormittags eintrafen. Während die Schiffe: Schwalbe, Barawa, Vesuv und München, gleich nach unserer Ankunft in den Kriek einliefen und dicht vor der Stadt ankerten, blieb die Karola, ihres größeren Tiefgangs wegen, in der Bucht liegen, um von dort aus mit ihren Kanonen unseren Angriff zu unterstützen.

Die Stadt Lindi, die ich damals zum ersten Mal erblickte, lag an der Mündung des sich in den Indischen Ozean ergießenden Flußes Lukuledi, und zwar in einem engen, von nicht unbedeutenden Hügelketten begrenzten Tale.

Wenn Lindi auch nicht von großer Ausdehnung war, so machte es doch, wie die meisten afrikanischen Küstenplätze mit seiner aus Hainen von Kokospalmen, Mango- und Orangenbäumen bestehenden Umgebung einen äußerst freundlichen Eindruck. Eine Reihe von weißen Steingebäuden blitzte uns aus dem dunkelen Grün der Baumgärten und Schamben entgegen. Und eine mittelalterliche ruinenhafte, arabische Burg gab dem Bilde ein romantisches Gepräge. —

Wie es schien, gedachten die Aufständischen, sich hier wirklich zum Gefecht zu stellen. Zwischen den Bäumen hindurch sah man sie in hellen Haufen über die Straßen rennen und behufs Verteidigung der Stadt hinter den Mauern Deckung nehmen.

Durch einige Schüsse von der Karola wurde das Treffen unsererseits eingeleitet. Heulend flogen die Granaten quer an uns vorüber in die Stadt hinein, um dort mit dumpfem Schlage

zu explodieren. Im nächsten Augenblicke begann das Geknatter auf allen Schiffen. Aus großen und kleinen Schiffsgeschützen, sowie aus Revolverkanonen und Maxim-Guns, wurde geschossen, und der liebliche Ort dermaßen mit Projektilen überschüttet, daß man hätte glauben sollen, es könne kein Stein auf dem andern bleiben. Bald wurde Fluß und Tal wie durch einen weißen Nebel verschleiert, und es roch stark nach Schwefel und Pulvergasen. — Die Rebellen machten zwar einen leisen Versuch, sich uns zu widersetzen. Hie und da sprang sogar ein Tollkühner, um seine Bravour zu zeigen, an den Strand heraus, und gab auf die Schiffe einen Gewehrschuß ab. Im allgemeinen aber war die Gegenwehr der Araber nur schwach, und ihr Feuer wurde matter und matter.

Die Schutztruppen-Abteilung, der ich mit meiner Kompagnie angehörte, befand sich an Bord der „Barawa". Tatenlos schauten wir der Beschießung zu. Während alle Augen sich auf das Schauspiel richteten, das uns Lindi bot, ereignete sich in unserem Rücken eine kleine Episode, die für eine kurze Zeit unsere Aufmerksamkeit von der Stadt ablenkte. Von der auf der südlichen Seite des Gewässers gelegenen Höhe kletterten einige Araber herab, traten langsam aus dem Buschwerk heraus bis an den Rand des Kriks, und fingen in aller Gemächlichkeit an, ihre Gewehre zu laden. Verwundert schauten wir diesem Gebahren zu, uns fragend, was die paar Männerchen dort eigentlich bezweckten. Als sie aber ihre Böswilligkeit dadurch dokumentierten, daß sie ihre langen Flinten auf uns abbrannten, wurden wir feindlich und nahmen sie aufs Korn. Sie hörten jedoch kaum eine Kugel pfeifen, so machten sie schon Kehrt, und stürzten, viel schneller als sie gekommen waren, Hals über Kopf ins Gebüsch zurück. Dieses eilfertige Verschwinden der Araber nahm sich, im Gegensatz zu ihrem ersten heldenhaften Auftreten, so komisch aus, daß eine Salve von Gelächter ihnen folgte. —

Mit Ungeduld erwarteten wir nunmehr das Signal zum Einsteigen in die Marine-Boote, die sich im Schutze der Schiffe

für die Landung bereit hielten. — Endlich wurde das ersehnte Zeichen gegeben, und die Kanonade hörte auf. — Gleich darauf glitten die mit Schutztruppen-Soldaten gefüllten Boote hinter den Schiffen hervor, und schossen dem Lande zu. Der Feind hielt jedoch nicht stand. Anstatt uns, wie wir erwartet hatten, mit heftigem Gewehrfeuer zu empfangen, riß er aus, und begnügte sich damit, uns aus der sicheren Ferne etliche Kugeln herüberzuschicken. Nachdem die Truppen am Strande rangiert waren, gingen wir durch die Stadt, und warfen mit einigen Salven die Aufständischen aus den Gärten und Schamben in die Berge hinein.

Wenn wir indes geglaubt hatten, daß Lindi unter dem halbstündigen Bombardement stark mitgenommen wäre, so hatten wir uns geirrt. Wir waren nicht wenig erstaunt, in der Stadt kaum Spuren der Beschießung vorzufinden. Hie und da zeigte sich ein Loch in einer Hauswand; einige Zweige waren von den Bäumen gerissen; etliche Stämme hatten Kugellöcher aufzuweisen; das war aber auch alles. Wie es schien, hatten die Granaten die leichten Häuser glatt durchschlagen, und waren dann erst außerhalb der Gebäude in der Luft krepiert. Auch an menschlichen Wesen hatte die Kanonade nur geringe Opfer erfordert. Im ganzen waren, wie wir später feststellten, an Ort und Stelle fünf Leute getötet worden. —

Mit der Einnahme des Platzes hatten wir vorläufig unserer Pflicht genügt und konnten es uns in Lindi gemütlich machen. Zu holen war allerdings in der menschenleeren Stadt nicht viel, und mancher, dem die Schiffskost nicht behagt hatte, fühlte sich in Bezug auf das Mittagessen am Lande erst recht enttäuscht. Da ich aus Erfahrung wußte, daß in einem eroberten Orte in Ostafrika selten etwas Genießbares zu finden sei, so hatte ich vor unserer Abreise aus Kilwa meine Kompagnie für einige Tage mit Proviant versehen lassen. Diese Maßnahme bewährte sich sehr gut. — Denn während sich die große Menge der Mannschaften damit begnügen mußte, den harten Schiffszwieback zu benagen, saßen meine Leute behaglich

an ihren Lagerfeuern und kochten und brieten. Selbst für uns Europäer war so trefflich gesorgt, daß ich einige Kameraden von anderen Kompagnien einladen konnte, an unserem Mahle teilzunehmen. —

Die Nachmittagsruhe unter den Orangenbäumen von Lindi wurde uns insofern etwas verkürzt, als unsere Abteilung noch einen Rekognoscierungsmarsch in die Berge zu machen hatte. Da mir die Vorhut übertragen war, so marschierte ich mit einigen Leuten an der Spitze der Kolonne. Mitten im Busch erhielten wir aus nächster Nähe Feuer. Ich ließ auf die Stelle, wo der Pulverdampf aufgestiegen war, einige Salven abgeben, und stürmte sodann auf die Gegner los. Wir erwischten nur eine alte Frau, die zufällig des Weges gekommen, und schreckerfüllt an der Straße niedergesunken war. „Wa-me-kimbia" (sie sind entwichen), stotterte sie, als sie die Sprache wieder gefunden hatte. Augenscheinlich waren wir auf einen Beobachtungsposten der Rebellen gestoßen. — Als wir gegen Sonnenuntergang auf dem Heimmarsche begriffen waren und eben ein uns völlig verdeckendes Matamafeld passierten, pfiff es uns wieder mehrfach um die Ohren. — Diesmal waren es unsere eigenen Vorposten, die, uns für Feinde haltend, auf uns schossen, weil wir von der gegnerischen Seite anrückten. — Natürlich eilten wir, uns ihnen zu zeigen und sie über ihren Irrtum mit nicht gerade sanften Worten aufzuklären. —

In der Nacht plänkelten die Aufständischen unausgesetzt mit unseren Vorposten herum, wobei einer der auf Feldwache befindlichen deutschen Unteroffiziere verwundet wurde. Wir ließen uns aber dadurch nicht in unserer Ruhe stören. Selbst an die Knallerei gewöhnt man sich schließlich.

Am folgenden Tage kam der Araber Salîm Salûm, der am Lukuledi eine größere Schamba besaß, in einem Parlamentär-Boote den Strom herab und kündigte dem Reichskommissar die Unterwerfung der Lindi-Leute an. Auf Grund dieser Verhandlungen fuhr am 12. Mai Major v. Wißmann auf der „München" stromaufwärts, um auf dem Landgute des Salîm Salûm

mit den feindlichen Anführern Frieden zu schließen. — Noch am selben Tage kehrten die Einwohner von Lindi teilweise in ihre Wohnungen zurück.

Inzwischen war an der provisorischen Befestigung von Lindi fleißig gearbeitet worden. Nachdem die neue Station mit 2 Kompagnien und 6 Geschützen besetzt und dem Kommando eines älteren Offiziers unterstellt worden war, schifften wir uns früh am 13. Mai wieder ein, um die Rückeroberung des Südens unserer Kolonie zu vollenden.

2.

Rund ein Jahr später wurde ich nach Lindi versetzt. Ich wohnte im Fort, und zwar in dem Hauptgebäude, das eben fertig geworden war. An der völligen Herstellung der übrigen Bauten wurde noch gearbeitet. Von der breiten Esplanade aus führte zu der durch eine hohe, krenelierte Mauer geschützten Feste ein aus eisenfestem Holze bestehendes, reich geschnitztes Tor, das in arabischer Schrift den Koranspruch trug: „Ich habe Euch die Tore geöffnet; aber sie (die Ungläubigen) glauben nicht an die Auferstehung". — Die riesige Pforte stammte aus der arabischen Boma, die uns, den Ungläubigen, das Baumaterial für unsere Boma hatte liefen müssen. Welch' mächtige Dimensionen die arabische Zwingburg gehabt hatte, dürfte aus dem Faktum hervorgehen, daß wir aus ihren Steinen unser ganzes Fort mit Mauern, Bastionen und Gebäuden errichtet haben, und daß dennoch zwei ihrer Türme der Nachwelt erhalten geblieben sind. Abgesehen von dem Wohnhause des Bezirkschefs, das auch die schöne große Offiziersmesse in sich schloß, lagen innerhalb der Fortmauern noch das Offiziershaus, das Unteroffiziershaus, die Polizei-Kaserne und das Gefängnis. Die Mannschaften der in Lindi garnisonierenden 4. Komp. der Kaiserl. Schutztruppe waren in einer unweit vom Fort gelegenen Kaserne untergebracht. — Lindi besaß gegen 4000 Einwohner, und zwar Suahili,

Araber und indische Kaufleute. Von Europäern lebten in der Stadt, außer den Angehörigen des Gouvernements, nur die Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und einige Griechen. Lindi war damals ein reger Handelsplatz, der zumeist von Karawanen des Ruvuma-Gebietes besucht wurde. Die alte Straße nach dem Nyassasee, via Songea, wurde wenig begangen, da sie fast 14 Tage lang durch menschenleere, von den Magwangwara verwüstete Gegenden führt. Für die Entwicklung von Lindi war schon manches geschehen. Ich selbst hatte die Hauptstraßen makadamisieren und die prächtigen Orangen-Alleen, die ich durch Hütten und Höfe verbaut gefunden hatte, wieder freilegen lassen. Das Stadtterrain hatte früher unter der Verwaltung eines ingeniösen Arabers gestanden, der das ganze Tal nach Möglichkeit mit Fruchtbäumen, und zwar in erster Linie mit Orangen- und Citronenbäumen bepflanzt hatte. Der brave Araber, der den sinnigen Namen „Amor" geführt hatte, war längst verstorben. Seine Anpflanzungen aber überdauerten ihn und erfüllten, in der Zeit der Blüte, die Luft mit Wohlgerüchen.

Das Dasein in der Stadt Lindi, der schönen, gefiel mir außerordentlich. Das Leben daselbst, das, so weitab vom Weltverkehr, ruhig und friedlich dahinfloß, war geradezu idyllisch. Einen Telegraphen gab es dort noch nicht. Die Post aus Dar-es-Salaam erhielten wir im Laufe des Monats nur zweimal. Und nur einmal im Monat lief der große heimatliche Reichspostdampfer unseren Platz an. — Leider sollte mein Aufenthalt in diesen glücklichen Gefilden nicht von langer Dauer sein. Schon nach fünf Monaten wurde ich nach Deutschland beurlaubt. Und nach meiner Rückkehr aus Europa habe ich Lindi nicht wieder zu Gesicht bekommen. — Die Zeit aber, die ich dort zugebracht, ist mir in angenehmer Erinnerung geblieben. Besonders unvergeßlich ist mir einer der letzten Tage, die ich in der Stadt der Orangen-Alleen verlebt habe. —

Nachdem ich schon früh am Morgen einen Spaziergang auf dem schönen elastischen Strande der Bucht absolviert hatte,

wohin die schaumgekrönten, gleichmäßig heranrollenden Meereswellen die würzige Luft des Ozeans trugen, gedachte ich nachmittags eine Lustfahrt den Lukuledi hinauf zu machen, um gleichsam Abschied zu nehmen von all den schönen Punkten der Umgegend, die ich während meines Aufenthalts in Lindi so oft und gern besucht hatte. —

Meinen Ausflug bis zur Schamba des Salîm Salûm auszudehnen, hatte ich allerdings keine Veranlassung. War doch der Araber schon mittags persönlich bei mir gewesen, um mir in seiner gewohnten feierlichen Weise Adieu zu sagen.

Einige Stunden später, als ich mich eben zum Ausgehen fertig machte und die Meldung des Bahariaschauschs: maschua taiyari! (Boot bereit!) entgegennahm, kam der Araber nochmals zu mir.

„Salâm, Salîm Salûm!" begrüßte ich ihn salbungsvoll, „was steht noch zu Diensten?"

„Nur wenige Worte, Bana Mkuba", versetzte er, „eine Araberin, eine Verwandte von mir, die gehört hat, daß Du über Sansibar fährst, wünscht Dich zu sprechen."

„Was will denn die Dame, Salîm?"

„Ich weiß nicht, was sie auf dem Herzen hat."

„Ist sie alt oder jung, hübsch oder häßlich?" fragte ich scherzend.

„Sie ist jung und schön", antwortete er mit unerschütterlichem Ernste.

„Wann gedenkt sie mich also heimzusuchen?"

„Heut nach dem Abendgebet."

„Gut, so mag sie kommen, edler Schech!"

„Assanti, Bana mkuba, kwaheri!" (Ich danke, Herr, leb wohl!)

„Kwaheri, Salîm!"

Draußen lag das Stationsboot an der Landungstreppe und die sauber gekleideten Bootsleute — ein Schausch und sechs Baharia — saßen, die Ruder in der Hand, auf ihren Bänken. Ich stieg ein und setzte mich auf den mit einem Teppich be-

deckten Steuersitz. — Ein Kommandowort ertönte. Die Ruder tauchten ins Wasser, und wir glitten in den Strom hinein. Mit gleichmäßigem Ruderschlage fuhren wir den Lukuledi aufwärts. Nach einiger Zeit lenkte ich das Boot einer Stelle der der Stadt gegenüberliegenden Flußseite zu, wo ein schmaler Steindamm durch den Schlick und Buschwerk ans Land führte. Jenseits des lichtgrünen Mangrovenbusches, der das Ufer bedeckte, erschallte fröhliches Geschrei und Gelächter. Es befand sich dort am Fuße des Hügels ein gemauertes, etwa 7 Meter im Durchmesser betragendes Bassin, das von einem vom Berge herabstürzenden Gewässer gespeist wurde. Da dieses Quellwasser auf der einen Seite hinein- und auf der anderen Seite herausfloß, so bot das Bassin mit seinem frischen und krystallklaren, etwa metertiefen Wasser eine ebenso praktische als sichere Badegelegenheit. Dem Vernehmen nach verdankte man das Becken dem Gemeinsinne desselben Arabers, der in Lindi und Umgegend auch die übrigen Anlagen geschaffen hatte.

Als ich, gefolgt von meinem arabischen Diener und Gewehrträger, aus dem Gebüsche trat, bot sich uns in nächster Nähe ein anmutiges und unterhaltendes Bild dar. In dem Bassin tummelte sich eine Anzahl junger Suahili-Mädchen, die ihre Kleider auf den Rand des steinernen Beckens gelegt, und, in dieser Einsamkeit sich völlig sicher wähnend, sich ungeniert dem Genuße des Badens hingegeben hatten. Wie wild tobten sie im Wasser herum, und belustigten sich damit, sich gegenseitig mit dem kühlen Naß zu besprengen. Ihre hellbraunen wohlgestalteten Leiber trieften von Nässe, so daß sie in der Sonne blitzten und schimmerten. Augenscheinlich hatten die Mädchen infolge des von ihnen verübten Lärms das Nahen unseres Bootes überhört. Obgleich ich ihnen zurief, sie möchten sich nicht stören lassen, so schrien sie doch vor Überraschung laut auf. Überhaupt zeigten sich diese jungen Damen der Situation wenig gewachsen; ja, sie benahmen sich kopfloser, wie ein aufgeschrecktes Rudel Antilopen. Anstatt sich einfach in ihre, ihnen doch zur Hand liegenden Tücher einzuhüllen, sprangen

sie, ihr Zeug im Stich lassend, aus dem Bassin, und rannten davon, um sich im Gebüsch zu verstecken. — Lachend schauten wir ihnen nach. Sodann beeilten wir uns aber, weiterzugehen, um die Mädchen nicht noch mehr zu ängstigen, und um ihnen Gelegenheit zu geben, sich wieder in den Besitz ihrer Kleider zu setzen. —

Dem an dem Bassin vorüberführenden Gebirgspfad folgend, stiegen wir den steilen Hang hinan, und gelangten nach etwa viertelstündigem Klettern auf ein umfangreiches, fruchtbares Plateau, das durchgängig bewohnt und bebaut war. Indem wir oben einen Orangenhain durchquerten, passierten wir eine Stelle, wo der vorerwähnte Wasserlauf entsprang. Die Quelle war durch Mauerwerk eingefaßt, und in ein als Brunnen dienendes Becken geleitet. Auch wurde das Bächlein dazu benutzt, die Schamba zu bewässern. — In südlicher Richtung zeigte sich das Plateau begrenzt durch eine terrassenartige Überhöhung, die vielfach zerrissen, und durch pittoreske Schluchten und Felspartien ausgezeichnet war. Bald hatte ich einen Punkt erreicht, wo ich mir eine Ruhebank hatte herrichten lassen — Es war mein Lieblingsplatz. — Genoß man doch von hier aus eine Aussicht, wie man sie schöner in Ostafrika nicht sobald finden kann. Das ganze Lindi-Tal, von der Meeresbucht bis an die Höhenzüge des Innern, lag zu meinen Füßen ausgebreitet. — In der Stadt selbst konnte man die Menschen, klein wie Ameisen, sich auf der Straße bewegen sehen. Und das Fort, mit seinen stattlichen Gebäuden und Bastionen, nahm sich aus wie ein Kinderspielzeug. Während im Osten weit draußen die See erglänzte, blinkte im Westen der breite Lukulediﬂuß, der wie ein silbernes Band sich zwischen den Bergen hindurchschlängelte. Was dem Bilde einen besonders zauberischen Reiz gewährte, das waren die leuchtenden Farben, in erster Linie blau und grün in allen Nuancen und Abtönungen, die sich in glühender Pracht über Berg und Tal, Meer und Fluß, ergossen. Über der Ferne aber lag der weißlich schimmernde, zitternde Dunst, der, ohne der Klarheit der Luft Abbruch zu tun, die Tropen-

landschaft gleichsam in einen geheimnisvollen Schleier einhüllt, und ihr eine eigentümlich weiche und poetische Stimmung verleiht.

Nachdem ich mich an dem herrlichen Blicke sattsam ergötzt hatte, spazierte ich zurück, um mich dem Dorfe zuzuwenden, wo unter mächtigen Bäumen einige Araber und Suahili ihr Heim aufgeschlagen hatten. Behaglich saßen die Einwohner vor den Türen, bezw. auf den Veranden ihrer Häuser, den schönen Spätnachmittag genießend. Während die Männer rauchten und plauderten, waren die Frauen zumeist mit dem Flechten von Matten oder dem Zurichten des Abendbrots beschäftigt. Bei einem der Suahili blieb ich stehen, und unterhielt mich ein wenig mit ihm. — In Gedanken verloren, stieg ich sodann auf einem anderen Wege den Berg hinab. — Welch' ein angenehmes Dasein doch diese Farbigen führen, sprach ich zu mir selber. Da sitzen sie vergnügt vor ihren Palmen-Hütten, und lassen sich als echte Kinder des Südens von der Sonne bescheinen. Für Licht und Wärme brauchen sie nicht zu sorgen. Die Früchte wachsen ihnen sozusagen in den Mund. Und was sie sonst für des Lebens Nahrung und Notdurft gebrauchen, können sie sich leicht, wie spielend, verschaffen. Wieviel besser haben sie es doch, als unsere ärmeren Landsleute daheim, die täglich, vom Morgen bis zum Abend, in harter Arbeit ringen müssen, um schließlich auch nur knapp das Leben zu gewinnen. Der Segnungen der Kultur bedarf es wahrlich zum Glücke nicht. — Um glücklich zu sein, muß man zurückkehren zur Einfachheit und Natur. —

Unterwegs begegnete mir ein Trupp farbiger Mädchen, die leichtfüßig, wie die Gemsen, die steile Höhe nahmen. Es waren dieselben jungen Dirnen, die ich vorhin beim Baden überrascht hatte. Jetzt, sittsam bekleidet, waren sie keineswegs schüchtern, sondern gaben mir, auf eine scherzhafte Bemerkung meinerseits, eine frisch-fröhliche Antwort. Keck sahen sie mir dabei in die Augen, und lachend und schäkernd sprangen sie vorüber. —

Mein Boot lag noch an der Stelle, wo ich es verlassen hatte. Ich stieg ein und fuhr weiter. Nachdem ich den Strom eine Strecke weit hinaufgefahren war und mich an den schönen Blicken auf die uns begleitenden Höhen erfreut hatte, lenkte ich, da der Tag zu Rüste ging, nach der Lindiseite hinüber. Hier landete ich mit meinem Gewehrträger, um zu Fuß nach der Station zurückzugehen, während ich das Boot mit den Worten: „Nach Hause!“ entließ.

Uns der Ortschaft zuwendend, passierten wir eine Reihe von Anwesen, die lauschig versteckt in Hainen von Fruchtbäumen lagen. Als wir die ersten Gehöfte von Lindi erreichten, war die Sonne schon im Begriff unterzugehen. Mein Boy, ein sehr gewitzter Araber, schritt, da er die Gegend kannte, voraus, mir den Weg zu zeigen. Hinter einem dichten Rohrzaun, mit dem der Hof eines Inderhauses umschlossen war, stand er still, und sah durch eine Lücke in den Raum hinein. Neugierig, was die Aufmerksamkeit des Burschen wohl in Anspruch genommen haben möge, blieb ich gleichfalls stehen, und schaute durch einen Zwischenraum der Stangen in den Hof. Der Anblick, der sich uns bot, war allerdings reizend genug, um unsere Indiskretion zu entschuldigen. Auf der Veranda des ärmlichen Hauses saß eine bildschöne Frauensperson, die, wie es schien, mit einer Näh-Arbeit beschäftigt war. Um den Leib hatte sie ein buntseidenes Tuch geschlagen, das die Gestalt in malerischen Falten umgab. Der Oberkörper bis zur Taille war unbekleidet, und wurde nur halb verhüllt von den langen blauschwarzen Haaren, welche in natürlichen Wellen über Nacken und Brust bis zu den Hüften herabfielen. Hals und Büste des jugendlichen Weibes waren formvollendet. Mit der Farbe des Haares kontrastierte gar prächtig der mattgelbe Teint der Haut, die unter den Strahlen der Abendsonne goldig schimmerte. Da die Person sich bis dahin über ihre Arbeit gebeugt hielt, konnte ich ihr Antlitz nicht sehen. Als sie nun aber, sich beobachtet fühlend, das Haupt erhob, und nach uns herüberschaute, erschrak ich fast über die Lieblichkeit ihrer Züge. Be-

schreiben läßt sich weder die Süßigkeit des Gesichts, noch die Schönheit der dunkelen Augen. Wenngleich völlig entwickelt, konnte dies fremdartige Wesen höchstens 16 Jahre alt sein. Lächelnd richtete sich das Weib auf, legte ruhig einen Umhang über die Schultern und begab sich langsam ins Innere der Wohnung. — Wie berauscht von dem entzückenden, leider zu bald entschwundenen Bilde ging ich weiter, überzeugt, nie in meinem Leben ein holderes Geschöpf als dieses gesehen zu haben. Fast beunruhigend berührte mich der Umstand, daß es durchaus dem Phantasiegebilde glich, das ich mir auf Grund der indischen Sage von einer Peri gemacht hatte. Genau so hatte ich sie mir vorgestellt, jene wundersam schönen nach dem ewigen Lichte strebenden Genien, die in Aethers Höhen wohnen, und nur gelegentlich zu den Sonntagskindern unter den Menschen herabsteigen, um ihnen beizustehen im Kampfe gegen die Dämonen. War ich nicht auch ein Sonntagskind? — Wie mir mein Diener mitteilte, wohnte in dem Inderhause ein älterer Baniane, der sich recht und schlecht von einem kleinen Handel ernährte. Ob das junge Weib die Frau oder die Tochter des Händlers war, wußte er nicht. — Jedenfalls hatte dieser beneidenswerte Baniane von der Sitte der Brahmanen, ihre Weiber und Familien in Indien zurückzulassen, Abstand genommen, bezw. eine Ausnahme gemacht. Angesichts eines solchen Schatzes erschien mir übrigens diese Maßnahme sehr begreiflich. —

Eine halbe Stunde später saß ich in der Messe beim Diner, und unterhielt meine Kameraden mit der Erzählung der kleinen Abenteuer, die ich den Tag über erlebt hatte. Ich hatte eben die Suppe verspeist, als mir gemeldet wurde, daß eine Araberin mich zu sprechen wünsche. Ich ließ sie in mein Wohnzimmer führen, und stand vom Essen auf, um mich nach ihren Wünschen zu erkundigen.

„Heute ist Ihnen Kypris aber gnädig!“ rief mir Dr. B., unser Stationsarzt, lachend nach.

„Na, ich weiß nicht", entgegnete ich, „vorläufig zeigt sie mir nur Bilder ohne Gnade".

Als ich mein Zimmer betrat, fand ich die Araberin feierlich auf dem Sofa tronen, während ihr, aus einem halben Dutzend Sklavinnen bestehendes Gefolge, an der Wand entlang, am Boden saß. Jung und schön, wie Salîm Salûm betont hatte, war die Sitti nun gerade nicht. War sie doch schon über das kanonische Alter hinaus. Um so mehr aber war sie das, was man in Ostafrika „mardadi" (geputzt) nennt. Ihr braunes Gesicht war zum Teil versteckt unter einer goldenen Maske. Ihre Augenbrauen und Lidränder zeigten blauschwarze, ihre Nägel an Händen und Füßen rote Bemalung. Über den bis zu den Knöcheln reichenden buntseidenen Beinkleidern trug sie ein bis zum Knie fallendes köstliches Brokatgewand. — Arm- und Fußgeschmeide, Ohrgehänge und Halsketten aus schwerem Silber dienten ihr als Schmuck. Sämtliche Finger waren mit Ringen überladen. Und im linken Nasenflügel erglänzte ihr eine Perle. An den bloßen Füßen trug sie zwar hölzerne, aber zierliche Sandalen, und auf dem Kopfe ein turbanartiges Tuch. Über die Schultern aber hatte sie einen großen grellfarbigen Shawl geworfen. Dabei strömte, auf 10 Meter Entfernung, ein betäubender Geruch nach Sandelholz und Rosenöl von ihr aus. — Kurz, sie befand sich in so eleganter Toilette, daß sie einem Farbigen wie ein Engel des Paradieses hätte erscheinen müssen. Ohne Zweifel hatte sie gehofft, auch auf mich einen erschütternden Eindruck zu machen; aber o, göttliche Peri! Wieviel besser gefiehlst Du mir im Schmucke Deiner Jugend und Deines seidenen Haargelocks, als diese aufgeputzte alte Schachtel!

Was nun ihr Anliegen anbetraf, so war es eigentlich recht nüchtern, und ging dahin, daß ich für sie in Sansibar einige geschäftliche Angelegenheiten erledigen sollte. Naiverweise war sie der Ansicht, mein Einfluß reiche, soweit die Wolken gingen; und ich hatte Mühe, ihr klar zu machen, daß ich auf den Lauf der Dinge in Sansibar nicht im geringsten einwirken

könne. Nachdem ich sie schließlich mit ihren Wünschen an die rechte Schmiede verwiesen, und ihr zu diesem Zwecke einige mit Adressen beschriebene Briefkouverts übergeben hatte, erhob sie sich und verabschiedete sich mit großem Wortschwalle. Die Sklavinnen holten ihre Laternen hervor; und die Dame klapperte auf ihren Holzsandalen von dannen. — Ich aber durfte nun meinen Fisch kalt genießen. —

Nach Beendigung des Abendessens stieg ich auf das flache Dach meines Hauses hinauf, um mich dort in der herrlichen Abendluft zu ergehen. Wie eine große goldene Scheibe hing der Vollmond am Himmel und übergoß die Welt mit seinem magischen Lichte. Es war so hell, daß man weit hinaus die Ufer des Flußes und ebenso die Höhen und Berge überblicken konnte. In wunderbar klarer Beleuchtung lag vor allem der Ort und seine Umgebung vor mir. Besonders eigenartig nahmen sich die fernen Palmgruppen aus, deren leise im Winde sich bewegenden Kronen den Eindruck hervorriefen, als bestänben sie aus dem zartesten Spitzengewebe. —

Der Gedanke, daß ich dieses reizende Stück Erde vielleicht auf Nimmerwiedersehen verlassen müßte, stimmte mich trübe und warf einen Schatten auf meine Freude, den Heimatsurlaub antreten zu können. — Wäre es denkbar gewesen, ich glaube, ich hätte auf den Urlaub verzichtet und wäre in Lindi geblieben. An der Sache war aber nichts mehr zu ändern. Am folgenden Tage lief der Reichspostdampfer „Bundesrath“ ein, und führte mich hinweg. —

Kwaheri, schönes Lindi! Kwaheri, liebliche Peri!

Afrikanische Werwölfe.

Es war in einer stürmischen Septembernacht des Jahres 1892 zu Kilwa Kiwinje. Mein Wecker, auf 2 Uhr gestellt,

hatte seine Schuldigkeit getan; und ich war erwacht. Nachdem ich Licht angezündet hatte, blieb ich noch eine Weile liegen, um dem Wetter zu lauschen. Donnernd zog der Südwestmonsun über die Küste, und brachte ein Schauer über das andere mit sich. Im ganzen Fort klapperten unter den Stößen des Sturmes die schlecht schließenden Türen und Läden. Wie Peitschenschlag klatschte der Regen an die Scheiben, und zischend sprühte er durch die Ritzen der Fenster ins Zimmer herein. „Ein nettes Rondenwetter" dachte ich mißmutig. Aber was war zu machen. Ich hatte mir vorgenommen, die Posten zu revidieren, und mußte, wenn ich meinem Pflichtgefühl genügen wollte, diesen Entschluß auch ausführen. Besonders unangenehm war dabei der Gang nach dem auf der anderen Seite der Stadt liegenden Pulverhause. — Zu jener Zeit waren die Zustände im Süden der Kolonie noch einigermaßen kriegerisch. Unmittelbar hinter Kilwa lebte der ungemütliche Hassan bin Omari einer der unversöhnlichen Häuptlinge, die mit uns keinen Frieden wollten. Zwar hatte ich ihm in seiner Residenz Mitaua schon einen freundschaftlichen Besuch gemacht. Er hatte sich aber in seine Berge zurückgezogen und auf meine nähere Bekanntschaft Verzicht geleistet. Jeden Tag konnten die Feindseligkeiten wieder beginnen. Da hieß es, wachsam sein. — Also, auf zur Tat! Im Begriff, mich zu erheben, hörte ich draußen ein fremdartiges Geräusch. Durch das Tosen des Windes klang es, wie das langgezogene Geheul von Schambahunden, aber viel stärker und aus nächster Nähe. Schnell stand ich auf, fuhr in meine Kleider und legte Säbel und Revolver an. Sodann sprang ich, die Mütze aufstülpend, aus der Türe meiner Wohnung, und trat auf die Plattform des Hauses. Jetzt vernahm ich das Geschrei in verstärktem Maße. Gleichzeitig bemerkte ich, daß unten im Hofe eine gewisse Unruhe herrschte. — Mich über die Schranke der Plattform beugend, schaute ich hinab, konnte aber bei dem ungewissen Lichte der Laternen nichts genaues unterscheiden. — „Zum Teufel, was bedeutet denn der Lärm da unten"? fragte ich endlich. —

„Die Waschaui, Herr! Die Zauberer brüllen so gräßlich"! kam eine Stimme von unten.

„Die Waschaui?" murmelte ich, ganz verblüfft. — Richtig, ich hatte ja ein Zauberer-Pärchen, einen Mann nnd eine Frau, einsperren lassen; und zwar aus folgenden Gründen:

Einige Tage vorher wurden mir, just als ich in der Schaurihalle öffentliche Sitzung abhielt, zwei Eingeborene vorgeführt, von denen die Anklage behauptete, sie hätten sich der Zauberei schuldig gemacht. Zwei Wanyassa waren es, ein Mann und eine Frau, die auf einer Schamba in der Nähe von Kilwa-Kisiwani gehaust hatten. Die Begleiter, welche die Gefangenen an Stricken hielten und mit ihnen so scheu und vorsichtig, wie mit wilden Tieren, umgingen, brachten mir ein Schreiben des Akidas von Kilwa Kisiwani mit, worin er mir über die Angelegenheit Bericht erstattete. Da der Araber augenscheinlich gefürchtet hatte, für abergläubisch gehalten zu werden, so hatte er sich die größte Mühe gegeben, mir klar zu machen, daß es sich hier wirklich und wahrhaftig um richtige Zauberei handele. Er schrieb mir:

„Urteile selbst, Herr, ob hier ein Fall von Zauberei vorliegt oder nicht. Mehrere ehrenwerte Einwohner unserer Ortschaft haben die beiden Wanyassa nächtlicherweise heulen, brüllen und knurren hören. Außerdem sind die Angeklagten gesehen worden, wie sie Menschen und Tieren Abends nachschlichen. — Da sich nun in letzter Zeit hier verschiedene durch Raubwild verursachte Unfälle ereignet haben, so haben wir die Überzeugung gewonnen, daß die Wanyassa Zauberer sind, die sich zeitweise in wilde Tiere verwandeln können. Trotz alledem habe ich, um keinen Fehler zu begehen, gezögert, die Zauberer zu verhaften, und mich nur darauf beschränkt, sie beobachten zu lassen. — Endlich ist es mir gelungen, für unsere Vermutung tatsächliche Beweise in die Hände zu bekommen. Heute Morgen, in aller Frühe, wurden die Angeklagten dabei ertappt, wie sie menschliche Überreste zu verstecken suchten. Ein Stück der

aufgefundenen Leichenteile folgt anbei. Die Delinquenten sind geständig". —

Nachdem der Brief verlesen worden war, wickelte der Überbringer ein Zeugpacket auseinander, und legte auf den Tisch einen Gegenstand, den die anwesenden Farbigen, nachdem sie das grau-grüne Etwas mit Kennermiene untersucht hatten, einstimmig für Menschenfleisch erklärten.

Kopfschüttelnd betrachtete ich bald das corpus delicti, bald die beiden Kannibalen. — Himmel, was für eine abgeschmackte Geschichte das war! — Die Gefangenen, die gegen 30 Jahre alt waren, machten durchaus keinen unmenschlichen Eindruck. Im Gegenteil. Sie waren anständig gekleidet, und sahen mild und gesittet aus. Das einzigste, was mir an ihnen auffiel, war, daß ihre Blicke seltsam herumflackerten. Das konnte aber auch die Folge der inneren Beängstigung sein Um sie zu beruhigen, ließ ich ihnen vorläufig die Fesseln abnehmen.

Nach den gebräuchlichen Vorfragen unterzog ich sie eines Verhörs. Natürlich war ich überzeugt, in wenigen Augenblicken die ganze hirnverbrannte Angelegenheit klarlegen zu können. —

„Kannst Du zaubern"? fragte ich den Mann, um ihm Gelegenheit zu geben, die Lächerlichkeit der Anklage darzutun.

„Ich kann es", versetzte er zu meiner Uberraschung.

„Wer hat es Dir beigebracht?"

„Meine Frau."

„Und von wem hat sie es gelernt?"

„Von ihrer verstorbenen Mutter". —

Wollte sich der Bursche über uns lustig machen? Er sprach ruhig und verständig, und doch war es der pure Wahnsinn, was er vorbrachte.

„Ist es richtig, daß Du Dich in ein Raubtier verwandeln annst?" fuhr ich fort.

„Es ist richtig", versetzte er gleichmütig.

„In was für ein Raubtier?"

„In jedes beliebige".

„So, dann verwandele Dich doch mal in einen Löwen"!

Bei diesen Worten zeigte sich im Zuhörerraum eine bedenkliche Unruhe. Selbst die Polizeisoldaten rückten etwas zur Seite.

„Nun, wird es bald?" rief ich, als der Zauberer zögerte, meinem Befehle zu entsprechen.

„So leicht geht das nicht, Bana Mkuba", entgegnete er, überlegen lächelnd.

„Warum nicht"?

„Weil mir die Daua (Medizin) dazu fehlt, mit der ich mich vorher einreiben müßte".

Der Grund ließ sich hören. Die Hexensalbe hat ja bei allen Zaubereien stets eine große Rolle gespielt. Ich setzte also mein Verhör fort.

„Gibst Du zu, daß Du Menschenfleisch genossen hast"?

„Ich kann es nicht leugnen".

„Wie oft und von wem"?

„Verschiedentlich. Zuletzt von dem Körper eines Mannes".

„Hattest Du ihn getötet"?

„Ich weiß es nicht".

„Du weißt es nicht? Hast Du mich nicht verstanden? Ich frage Dich, ob Du den Menschen, den Du gefressen, getötet, oder ob Du ihn tot gefunden hattest."

„Wenn der Geist über mich kommt, so weiß ich nicht, was ich tue".

„Welcher Geist"?

„Scheitani"!

Scheitani, der Teufel, war also auch mit im Bunde. Der Akida von Kilwa-Kisiwani hatte recht. Das war komplette Hexerei.

Das Verhör, das ich darauf mit der Frau des Zauberers anzustellen hatte, vereinfachte sich insofern, als ich sie durch einen Dolmetscher vernehmen lassen mußte, da sie nicht kisuahili, sondern irgendein kischensi, ein Eingeborenen-Idiom, sprach. —

Doch versicherte mir der Dolmetscher, daß die Person die Aussagen ihres Mannes bestätige.

„Was hälst Du von der Sache?“ fragte ich den Akida Makerani, einen Suahili, der mir als „Sachverständiger“ beigegeben war.

„Meine Meinung ist die“, erwiderte er düster, „daß die beiden Leute so ausgemachte Waschaui (Zauberer) sind, wie sie in der Welt nur herumlaufen können“.

„Glaubst Du wirklich“?

„Was ist denn da zu glauben? Sie sagen es ja selbst!“

„Ja freilich, aber sie sind wasimu (irrsinnig).“

Makerani lachte spöttisch und sagte: „Die sind so wenig wasimu, wie ich; aber waschaui sind sie“!

„Was soll ich mit der verrückten Bande nun anfangen“? rief ich ärgerlich.

„Ich, an Deiner Stelle, würde sie verbrennen lassen, da nach unseren Rechtsgewohnheiten auf Zauberei die Strafe des Feuertodes steht“, versetzte Makerani, mit der Strenge eines Groß-Inquisitors. —

Nun ja, das fehlte noch. Zu einem richtigen Hexenprozesse gehörte natürlich auch die feierliche Einäscherung der Delinquenten. —

Tatsächlich war ich in einiger Verlegenheit. Ohne Frage waren die beiden Irren gemeingefährlich und durften nicht unbeaufsichtigt umherschweifen. Es blieb mir daher nichts übrig, als sie vorläufig in Schutzhaft zu nehmen, wodurch ich auch Zeit gewann, mir den Fall zu überlegen. —

Da die übrigen im Fort befindlichen Gefangenen vor den Zauberern Furcht hatten, oder sich doch vor ihnen grauten, ließ ich die letzteren, den Mann im Männergefängnis, die Frau im Weibergefängnis, isolieren. Die ersten Tage benahmen sich die Kranken ganz manierlich und machten sich kaum bemerklich, bis in einer stürmischen Nacht, wie ich zu Anfang dieser Skizze

schilderte, der Irrwahn bei ihnen wieder zum Ausbruch kam. — Doch kehren wir zu diesem nächtlichen Ereignisse zurück. —

Sonderbar berührt, lauschte ich oben dem blödsinnigen Geheul, das sowohl aus dem Männergefängnis, wie aus dem Weibergefängnis erschallte. Bald brüllten die beiden Wanyassa gleichzeitig, bald war es, als ob sie sich gegenseitig antworteten. Halb komisch, halb graulich klang es durch die Nacht. Schließlich eilte ich die Treppe hinab in den Hof, wo ich eine Menge von verstörten Menschen versammelt fand. Nicht allein die Askari, sondern auch sonstige Fortbewohner, wie Soldatenfrauen und Kinder, schlichen im Regen umher, und tauschten flüsternd ihre Ansichten aus. Begreiflicherweise standen der abergläubischen Gesellschaft die Haare zu Berge. — Als ich unter ihnen erschien, suchten die meisten sich in ihre Wohnungen zu drücken. — Inzwischen hatten einige Soldaten sich ein Herz gefaßt, und waren an die Zelle herangegangen, um, an die Türe klopfend, Ruhe zu gebieten. Sie hatten auch den Erfolg, daß es alsbald still wurde. Im nächsten Momente aber setzte das ohrzerreißende Gebrüll wieder ein, ärger als zuvor. Ohne Zweifel, die Irren waren tobsüchtig geworden. — Irgend etwas mußte geschehen; denn auf die Dauer war dieser wüste Lärm nicht zu ertragen.

Aus der Wachstube ließ ich Schlüssel und Laterne holen, und befahl einigen handfesten Soldaten mitzukommen. An ihrem beklommenen Wesen sah ich, welche Überwindung es ihnen kostete. — Den Aberglauben dieser Leute indes muß man schonen. Ich tat daher, als ob ich ihre Angst nicht bemerkte, und suchte ihnen durch einige Späße Mut zu machen. — „Ich bin neugierig, in was für eine Bestie sich der Kerl wohl verwandelt haben mag", sagte ich scherzend, „achtet nur darauf, daß er uns nicht entwischt". — An der Zelle angelangt, ließ ich die Laterne hochheben, und gleichzeitig die Tür öffnen. Der Schein des Lichts fiel dem Zauberer gerade aufs Gesicht. Er saß mit untergeschlagenen Beinen auf seiner Schlafmatte am Boden, hatte den Kopf etwas vorgebeugt, und starrte, grunzend wie ein Löwe, vor sich hin.

Da der Mann, dem der Speichel aus dem Munde floß, auf meinen Anruf nicht reagierte, so gab ich meinen Begleitern einen Wink, ihn aus dem Verließ herauszuholen. Zu meiner Genugtuung gingen die Soldaten auch alsbald frisch ans Werk. Nachdem sie gesehen, daß es mit der Verwandlungsfähigkeit des Waschaui's nur fauler Zauber war, hatte sich ihre Beklemmung sofort gelegt. In einem Nu war der Zauberer von zwei derben Askarifäusten gefaßt, trotz seines Widerstrebens hochgehoben und ins Freie gezerrt. Dort stand nun der Hexenmeister im Regen, und — grunzte weiter. Selbst einige Püffe vermochten nicht, ihn aus seiner Extase zu erwecken. Er achtete nur, wie es schien, auf das Accompagnement seiner Gefährtin. —

„Labda anataka bibi yake", meinte einer der Askari; „vielleicht sehnt er sich nach seiner Frau"!

„Das ist möglich", erwiderte ich, „holt sie mal her"! Das Weib, das sich in weit aufgeregterem Zustande befand, als ihr Mann, wurde herbeigeschleppt. Sie sträubte sich aufs äußerste, stieß mit Händen und Füßen um sich, und schrie, als ob sie am Spieße steckte. Ohne Zweifel war sie es, die zuerst irrsinnig geworden war, und dann mit ihren krankhaften Ideen ihren Gatten angesteckt hatte. — Sobald die beiden Irren vereinigt waren, wurden sie ruhiger, und schließlich zeigten sie sich wieder als leidlich vernünftig.

„Na", sagte ich, „wenn sie weiter nichts wollen, so kann ihnen geholfen werden. Sperrt sie zusammen ein; sie sind ja verheiratet"! — Gesagt, getan. — Die Kranken verhielten sich still, und bald trat wieder im Fort allgemeine Ruhe ein. Nur der Südwest-Monsun tobte weiter. —

Vier bis sechs Wochen hielt ich die Irrsinnigen im Gewahrsam, ohne zu wissen, was ich mit ihnen beginnen sollte. Abgesehen von ihrer Manie schienen sie ganz gesund zu sein. Sie arbeiteten fleißig im Garten und lebten wie alle übrigen Gefangenen. Nur von Zeit zu Zeit bekamen sie ihre krankhaften Anfälle. Lebenslänglich jedoch konnten sie nicht im Gefängnis

sitzen bleiben; und ein Irrenhaus gab es in Deutsch-Ostafrika nicht. Schon wollte ich sie nach Kilwa Kisiwani zurücksenden. Da bot sich mir zufällig eine Gelegenheit, sie unterzubringen. In geschäftlichen Angelegenheiten kam ein Suahili zu mir, der mit seiner Sippe auf einer benachbarten Insel, ich glaube Songo-Songo hieß sie, wohnte und sich und die Seinen durch Fischfang ernährte. Dieser Fischer war ein energischer Mann, der es im Kampfe mit den Elementen verlernt hatte, sich vor Waschaui und ihren Teufeleien zu fürchten. Auf mein Ersuchen erklärte er sich sofort bereit, die beiden Irren mit nach Songo-Songo zu nehmen, und für sie Sorge zu tragen. Die Pension ließ ich ihm für einen Monat im Voraus zahlen. Die Wanyassa machten auch keine Umstände, und gingen willig mit.

Nach acht Tagen jedoch kehrte der Fischer zurück, mit der Meldung, daß die beiden Leute nächtlicherweise geflohen seien. Sie hätten sich eines seiner Fahrzeuge bemächtigt, und seien vermittels desselben nach dem Festlande gefahren. — Am selben Tage auch zeigte mir der Akida von Samanga an, daß dort an der Küste ein leeres Auslegerboot aufgefunden sei. Wie sich herausstellte, war es das Eigentum des Songo-Songo-Fischers. —

Von dem Werwolfspaare aber habe ich nie etwas wieder gehört. —

Die schwarze Tasche.

Herr Fritz Neumeister, der Bezirksamtmann von Muninga in Deutsch-Ostafrika, hatte nachmittags nach Beendigung des Dienstes, das Amtskleid abgelegt, und sich in ein friedlich bürgerliches Gewand geworfen, um sich nunmehr den Freuden des Lebens hingeben und Mensch unter Menschen sein zu können. Vergnügt vor sich hinpfeifend kam er die Freitreppe seiner Wohnung, des Bezirksamtsgebäudes, herab, und gemäch-

lich trat er auf die breite, von indischen Mandelbäumen beschattete Kaiserstraße heraus. In tadelloser Frische erglänzte sein blütenweißes Kostüm. Weiß waren sowohl Jacket und Hemd, wie auch Weste, Beinkleider und Schuhe. Farbig an ihm war nur der weiche graue Filz, der das kurzgeschorene Haupt bedeckte, und der bunte Schlips, der den Hemdkragen umschloß. In der Hand den mit silbernem Griff geschmückten Rohrstock schwingend, blieb er unschlüssig einen Augenblick stehen, um sodann seine Schritte einem am nahen Meeresstrande gelegenen Kasuarinen-Gehölze zuzulenken, von wo der fröhliche Lärm europäischer Stimmen herüberschallte. —

Während er an einem Nachbarhause, dem bescheidenen Hôtel des Ortes, vorüberging, vernahm er plötzlich die Töne derselben heimatlichen Weise, die er, halb unbewußt, soeben sich selbst vorgetragen hatte. Zur Veranda der I. Etage hinaufschauend, bemerkte er das braune Gesicht eines jungen, etwa 14jährigen Bantu-Mädchens, das sich über das Geländer beugte, und neckisch auf ihn herabsah.

„Was pfeifst du denn da, Bibi?“ fragte auf kisuahili der Europäer, der seinen Ohren nicht traute.

„Den Rixdorfer, Bana Mkuba“, entgegnete die Kleine lustig.

„Wo hast du denn die Melodie erlernt?“ forschte er weiter.

„Na, natürlich in Berlin“, sagte das Mädchen auf gut deutsch, und verschwand lachend in dem hinter ihm liegenden Hôtelzimmer.

„Wie kommt denn die da nach Berlin?“ murmelte der Bezirksamtmann, und setzte, zum Strande abbiegend, seinen Weg fort. Nach einigen hundert Schritten erreichte er den glatt cementierten Tennisplatz, wo es heute ganz besonders lebhaft zuging und wo schon die scharf geschlagenen Bälle blitzschnell über das Netz wegsausten. In dem Gehölz mochten gegen 10 Personen versammelt sein, die Herrn Neumeister mit lautem Zuruf begrüßten. Auf dem Tennisplatz tummelten sich

eben zwei junge Hamburger Kaufleute, und zwei hübsche, weiß gekleidete weibliche Wesen, die Frauen von höheren Beamten. Unverheiratete Europäerinnen gab es in Muninga überhaupt nicht. Diejenigen Damen und Herren, die momentan nicht mitspielten, befanden sich in einem etwas erhöht liegenden Pavillon, in welchem ein Goanese einen schwunghaften Ausschank von „Sauerbrunnen mit Cognac", „Limonade", und „Whisky-Soda" betrieb. Es war Besuch von außerhalb da, ein junges Ehepaar, dem der Bezirksamtmann alsbald vorgestellt wurde. Herr und Frau Pastor Weking nannten sich die Fremdlinge.

„Sie sind heute Mittag mit dem Postdampfer gekommen, gnädige Frau? fragte Fritz Neumeister, obgleich sich das eigentlich ganz von selbst verstand.

„Ja, von Sansibar aus," erwiderte freundlich die Pastorin, eine schlanke und zarte Dame von etwa 28 Jahren.

„Sind die Herrschaften vorübergehend hier?"

„Wie Sie wollen," mischte sich der Pastor in das Gespräch, „wir gedenken hier einige Zeit zu verweilen, um uns für die Reise ins Innere auszurüsten und vorzubereiten."

„Sie gehören also der evangelischen Mission an?"

„Ja, ich bin zum Vorsteher der Station Kilembo in Urimba berufen", bestätigte der Geistliche, sich mit einem gewissen Selbstgefühl den blonden Bart streichend.

„Himmel" rief Neumeister bedenklich aus, „Das ist aber, zumal jetzt in der heißen Jahreszeit, eine weite und beschwerliche Reise, die Sie da vorhaben."

„Ja, und dabei haben wir ein 6 Monate altes Kind bei uns", warf die Pastorin schüchtern ein, und schaute dem Beamten ängstlich ins Gesicht.

Dieses Thema, das zwischen den Ehegatten gewiß schon häufig erörtert worden war, schien dem Pastor unbehaglich zu sein, denn er wandte sich etwas ungeduldig ab mit den Worten: „Was Gott uns auferlegt hat, liebe Frau, das müssen wir eben zu tragen suchen; über unsere Kräfte wird es ja wohl nicht gehen."

Die erste Tennispartie war zu Ende, und eine andere Spiel-Gesellschaft faßte auf dem bläulich schimmernden Plane Posto. Auch der Missionar war darunter, und versuchte sich im Ballschlagen. Allerdings schien er in diesem Sport noch ein Neuling zu sein, denn er stellte sich gewöhnlich auf die falsche Seite, und schlug regelmäßig mit dem Racket vorbei. Was ihm aber an Geschicklichkeit abging, das ersetzte er durch Eifer und guten Willen. — Eine Partie folgte der anderen; und ebenso flott verlief auch die Unterhaltung im Pavillon, wo man daneben die angenehme Frische der kühlen Seebrise und den prächtigen Ausblick auf das weite Meer genoß.

Als es anfing dunkel zu werden, und die Tennisjungen das Spielgerät zusammenkramten, spazierten die Europäer gemeinsam die Strandpromenade hinab, um nach Hause zu gehen. Unterwegs trafen sie auf eine europäisch gekleidete Farbige, die einen niedlichen weißen Säugling in den Armen trug. Die Pastorin nahm das Kindchen an sich und drückte es liebkosend an die Brust. Alle Europäer umstanden die Gruppe, und ließen sich bewundernd über das Baby aus.

„Wie wollen Sie den Jungen auf der Reise nur ernähren?“ fragte einer der jungen Kaufleute etwas übereilt, „Sie haben doch nicht immer eine Milchkuh zur Hand.“ — Als ihm Niemand antwortete, fiel ihm ein, daß die Säuglinge nicht unbedingt Flaschenkinder sein müßten, und er errötete, im Glauben, eine Dummheit gesagt zu haben.

Doch der Pastor kam ihm zur Hülfe. „Dafür ist gesorgt,“ versetzte er trocken, „wir besitzen mehrere Kisten mit kondensierter Milch, die wir nur mit Wasser zu verdünnen brauchen.“

„Die Aya haben Sie sich, scheint es, gleich aus Deutschland mitgebracht“, bemerkte Fritz Neumeister, der in dem Kindermädchen die musikalische Maid von der Hôtel-Veranda erkannte.

„Ja,“ seufzte die Pastorin, „sie ist uns von einer christlichen Familie, bei der sie einige Jahre gelebt hat, mitgegeben worden; wir haben aber schon viel Sorge um sie gehabt, da sie sehr weltlich und ausgelassen ist.“

„Aha," dachte der Bezirksamtmann, „daher der Rixdorfer." —

Als man sich oben auf der Terrasse vor dem Hôtel trennte, lud Neumeister, um die gute Nachbarschaft zu kultivieren, die Fremden für den folgenden Tag, einen Sonntag, zum Mittagessen ein. —

Zum Mittag war es zwar nicht möglich, da das Ehepaar schon ausgebeten war; zum Abend jedoch, oder an einem anderen Tage, wollten sie gern kommen.

„Na, dann also zu morgen Abend, meine Herrschaften," sagte Neumeister; und lachend fügte er hinzu: „Verlieren tun Sie nichts dabei, da sich unser Mittagessen und unser Abendessen so ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen. Eigentlich sollte unser Essen um $6^1/_2$ Uhr abends sogar die Hauptmahlzeit sein." —

Beim Bezirksamtmann ging es am folgenden Abend hoch her; geradezu lukullisch, wie Pastor Weking schmunzelnd konstatierte. — Austern, Hühnersuppe, Fisch, Roastbeef mit Rotkohl, Entenbraten mit Gurkensalat und Mangokompot, Orangen, Bananen und Ananas! — Herz, was begehrst Du mehr? —

„Wenn Sie alle Tage so speisen, müssen Sie doch recht teuer leben", meinte Frau Weking als sparsame Hausfrau.

„Allerdings, so leben wir alle Tage", scherzte der Gastgeber, „aber so teuer, wie Sie denken, ist es nicht. Das sieht nur so aus. — Die Austern lassen wir durch einen Boy von jener Halbinsel herholen; Fische, Schildkröten und Seekrebse bietet uns das Meer; und Fleisch und Geflügel kauft man um ein Billiges auf dem Markte. Die Früchte und Gemüse kosten so gut wie nichts, und schließlich sind noch die französischen Weine hier billiger als in Deutschland. — Um aber die hiesigen Hilfsquellen gebrauchen zu lernen und sich vor allem von den teuren Konserven emancipieren zu können, muß man sich hier erst eingelebt haben. Indes, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu erzählen; Sie kennen doch gewiß die Tropen schon." —

„Meine Frau nicht," fiel der Geistliche ein, „nur ich war einige Jahre lang in Guiana."

„Dann sind Ihnen also", bemerkte der Bezirksamtmann, der Guinea verstanden hatte, „wenn nicht die ostafrikanischen, so doch die westafrikanischen Verhältnisse bekannt, Herr Pastor?"

„Das möchte ich doch nicht behaupten," erwiderte jener, den Gastfreund unsicher anblickend, „wenngleich ich in Guiana hauptsächlich unter Negern gearbeitet habe." —

„In Guiana! Dann waren sie überhaupt noch nicht in Afrika?"

„Nein, ich war in Südamerika."

„Donnerwetter!" dachte der Bezirksamtmann in seinem Sinne, „hat der aber Courage! Will mit Weib und Kind in den afrikanischen Busch ziehen, und hat ihn selbst noch nicht, gesehen."

Einige Wochen später war die europäische Gesellschaft von Muninga, also etwa ein Dutzend Personen, wieder bei Fritz Neumeister versammelt. Galt es doch, den Pastor Weking und Frau, die es in der kurzen Zeit verstanden hatten, sich alle Herzen zu gewinnen, wegzufeiern. Am nächsten Tage wollte das Ehepaar seine Reise ins Innere antreten.

Das Essen war schon vorüber. — Während die Pastorin gegangen war, um nach ihrem Kindchen zu sehen, hatten es sich die Herrschaften auf dem Balkon in den Bombaystühlen bequem gemacht. Die Luft war still. Kein Blättlein rührte sich. Nur hie und da flatterte ein Nachtschmetterling oder eine Gottesanbeterin in den hell erleuchteten Speisesaal hinein, wo zwei jüngere Herren versuchten, mittels Klavier und Geige eine Art von Musik zu machen.

„Trinken Sie ein Glas Bier, Herr Pastor?" fragte Neumeister, als ein Boy mit einer Tablette voll Erfrischungen herankam. „Herr Bezirksamtmann, ich trinke nicht ein, ich trinke sogar zwei Glas Bier, wenn es sein muß," erwiderte der Geistliche munter. Er war in Muninga ordentlich auf-

getaut und hatte sich schon ganz dem dortigen Comment „Nur nicht kleinlich“ angepaßt. Jedenfalls glaubte er, mit den Wölfen heulen zu müssen. Im übrigen gehörte er sowieso schon zu den modernen Geistlichen, die einen Schnurbart tragen und die Kopfhängerei für ein veraltetes System erklären.

Dieses frische Wesen hatte ihm insofern auch genützt, als ein Jeder sich bemühte, dem liebenswürdigen Missionar zu helfen. — Dank der Förderung, die er von allen Seiten, in erster Linie von Herrn Hallberg, dem Vertreter einer großen Handelsfirma, erfahren, war es ihm gelungen, innerhalb 14 Tagen seine Karawane zusammenzustellen. Der Eine hatte ihm dies, der andere das besorgt. Träger, Zeltdiener und Reiteſel waren im Handumdrehen beschafft.

Dieser hatte ihm die genaue Reiseroute nach Urimba mit allen Lager- und Wasserplätzen aufgeschrieben, jener ihm eine Preisliste für alle Löhne und sonstige Reise-Ausgaben gegeben. — Kurz, alles war klipp und klar. — Die Expedition war bereit und der Marsch konnte beginnen. — Was vor 30 Jahren viele Monate in Anspruch nahm, und zeitweise kaum durchführbar war, erledigte sich nun in wenigen Tagen. Dabei erhielt man jetzt in Bezug auf Menschen, Tiere und Sachen das beste Material, das zu haben war, während man früher in jeder Richtung und unter allen Umständen übers Ohr gehauen wurde. Tempora mutantur. —

Das Gespräch auf dem Balkon drehte sich natürlich hauptsächlich um die bevorstehende Abreise; und Pastor Weking erhielt so viel Ratschläge, daß er sich kaum davor zu lassen wußte.

„Also: Die Pferde sind gesattelt?“ betonte der Zoll-Inspektor.

„So-zu-sagen; wenigstens der Maskateſel,“ erwiderte der Pastor.

„Wer wird denn auf dem Esel reiten?“

„Meine Frau, denke ich, mit dem Kinde.“

„Das ist famos,“ rief ein Postsekretär dazwischen, „wenn Sie dann noch den Esel am Kopfe führen, so ist die Flucht nach Egypten fertig.“

Der Missionar lächelte säuerlich und versetzte:

„Ich werde wohl genug mit der Führung der Karawane zu tun haben. Ein Junge wird den Esel führen."

„Vergessen sie nur nicht, eine starke Hängematte mitzunehmen," riet ein dritter, „sie ist, besonders für Frauen und Kinder, das beste von allen Transportmitteln, und immer praktikabel."

„Danke bestens für die freundliche Erinnerung. Ich werde sie mir morgen früh noch kaufen. Wo ist sie denn zu haben?" sprach der Pastor, sein Notizbuch hervorziehend.

„Ach, überall," war die Antwort, „jedenfalls bei dem Inder Hadji Kimji." —

„Wie steht es mit der Landessprache, Herr Pastor?" fragte der Bezirksamtmann, „sprechen Sie schon etwas kisuahili?"

„Ich bemühe mich wenigstens, es zu lernen."

„Wer wird Ihnen denn unterwegs als Dolmetscher dienen, wenn Sie Ihren Leuten etwas zu sagen haben?"

„Das Kindermädchen versteht doch deutsch, die Ida, die sich hier heidnischerweise Faïda nennt." —

„So, dann taugt sie also doch zu etwas?"

„Ja, das ist aber auch alles," sagte der Missionar lachend, indem er aufstand, „im Haushalt taugt sie um so weniger. — Ich habe da aber einen Boy, Namens Ali, engagiert; ich sage Ihnen, eine Perle von einem Jungen! Er macht alles selbstständig, ohne dazu angehalten werden zu müssen. — Ihn werde ich zum Proviantmeister ernennen."

„Halten Sie nur die Proviantkisten, vor allem die Zuckerbüchse, ordentlich verschlossen," warnte lächelnd der Bezirksamtmann, indem er sich gleichfalls erhob.

„Oh, seien Sie unbesorgt, vor jeder Kiste hängt ein Schloß. Außerdem habe ich ein Verzeichnis über den Inhalt der einzelnen, nummerierten Kisten. Da kann nichts fortkommen. Doch nun, Herr Neumeister, will ich machen, daß ich fortkomme. Heißen Dank für die uns bewiesene Gastfreundschaft. Morgen

Nachmittag erwarten wir sie also zu einem Abschiedstrunke in Kidete, unserem ersten Lagerplatze. Gute Nacht!"

„Gewiß, wir kommen! Gute Nacht, Herr Pastor."

Der Missionar drückte auch einem Jeden der übrigen Gesellschaft die Hand und empfahl sich. —

Gegen 4 Uhr nachmittags am folgenden Tage kam auf seinem neuen Dog-Cart der Bezirksamtmann bei Herrn Hallberg vorgefahren. Er wollt sich nur erkundigen, ob vielleicht einer der Angestellten mit ihm nach Kidete führe, indem er voraussetzte, daß der Prinzipal selbst auf seinem Schimmel hinausritte. Etwas überrascht war er, als er vernahm, daß sich auch der Missionar noch in den Geschäftsräumen befände.

„Sind Sie denn noch nicht abmarschiert, Herr Pastor?" rief er, als Weking, ganz aufgelöst, wie es schien, aus der Türe trat.

„Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht," erwiderte jener, sich mit dem Taschentuche die Stirn trocknend, „seit dem frühen Morgen sind wir schon im Gange, und sind noch immer nicht fertig. Alles ist in Bewegung; aber keiner ist an der Stelle, wo er sein sollte. Zweimal bin ich schon draußen gewesen und jedesmal war etwas vergessen worden. Mit knapper Not habe ich übrigens eine Hängematte gekriegt; bei Hadji Kimji war dieser Artikel ausgegangen."

„Es wird alles schon in die Reihe kommen," tröstete der Bezirksamtmann; „aller Anfang ist schwer."

„Wollen Sie meine Frau mitnehmen?" fragte plötzlich der Pastor.

Neumeister zögerte mit der Antwort. Er hatte vor seinem leichten, zweiräderigen Wagen einen jungen vierjährigen Hengst, der gern Capriolen machte, und noch nicht recht eingefahren war. Machte es ihm persönlich auch Vergnügen, mit dem Wildling herumzukutschieren, so wußte er doch nicht, ob eine Dame daran Gefallen finden würde. —

„Sehr gern," versetzte er endlich, auf seinen schäumenden Goldfuchs blickend, „wenn sich ihre Frau Gemahlin nur nicht fürchtet."

„I, wie wird sie denn! Unter Ihrem Schutze!" betonte erfreut der Pastor und schaute in den Laden hinein, wo seine Gattin sich von der Frau Hallberg nicht trennen zu können schien. „Komm, liebe Frau," rief er vergnügt, „Du kannst mit Herrn Neumeister hinausfahren.

„Das trifft sich ja glücklich; — ach, danke, Sie sind wirklich sehr gütig," sagte Frau Weking zu dem ihr auf den Wagen helfenden Fritz Neumeister, und setzte sich behaglich neben ihn.

„Oh bitte," entgegnete dieser — „Spring mal hinab, Salim, und beruhige das Tier," fügte er, zu dem hinter ihm sitzenden Sais gewandt, hinzu. — Der Araber stieg ab, und trat zu dem stampfenden Rosse, um es zu streicheln und ihm mit der Hand über die Nüstern zu fahren. — „Hier ist auch das Kind!" rief der Pastor aus dem Laden stürzend, und reichte seiner Frau ein weißes Paket hinauf. „Das fehlte auch noch!" brummte der Bezirksamtmann, der an das Baby gar nicht gedacht hatte, aber was war zu tun? Sollte er die Frau mit dem Kindchen zurückweisen? — „Fertig!", rief der Sais, der sich hinten auf den Wagen schwang. Noch einige Abschiedswinke, — und der Wagen sauste davon.

In schärfster Gangart ging es durch die Palmen-Alleen der Stadt, in denen Neumeister seine ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden mußte, kein lebendes Wesen zu überfahren. „Simillah, simillah!" rief er ein Mal über das andere, und Menschen, Hunde, Hühner und Ziegenlämmer stoben auseinander.

„Halten Sie das Kind nur um Gotteswillen fest", sagte er zu der Pastorin, die ruhig auf den Säugling hinabblickte, und von der Gefahr, in der sie schwebte, gar keine Ahnung zu haben schien.

„Geht das Pferd denn durch?" fragte sie beunruhigt.

„Das nicht, gnädige Frau; aber Sie sehen ja, wie unbändig es ist," antwortete der Bezirksamtmann etwas nervös, „lassen sie nur die Armlehne nicht los."

Über den Marktplatz donnernd, rollte der Wagen bald der Landstraße zu, die sich über eine Stunde zwischen Gärten und Baumschamben hindurchschlängelte. Auf diesem schmalen, von hohen Hecken eingefaßten Wege konnte man das Tier sich etwas austoben lassen. Und es setzte sich auch, sobald ihm die Zügel gelassen wurden, sofort in Galopp. Infolgedessen legte es die Strecke bis Kidete, die gut eine Stunde zu gehen war, in 20 Minuten zurück. Dabei gab es noch insofern Aufenthalt, als das unruhige Pferd bei einer Wegebiegung in eine Herde von Zeburindern hineinlief, und gewaltsam angehalten werden mußte, bis das Hindernis bei Seite geschafft war. Bei der Ankunft in Kidete war Neumeister fast ebenso sehr, wie sein Gaul, in Schweiß gebadet, und er atmete ordentlich auf, als er endlich seine Fahrgäste an Ort und Stelle glücklich abgesetzt hatte.

Aber wie sah es auf dem Lagerplatze aus!

Die Träger, unbeaufsichtigt wie sie gewesen waren, hatten die Koffer, Kisten und Kasten einfach auf den Boden gestellt, und sich ohne Urlaub wieder in die Stadt verfügt, um ihren persönlichen Angelegenheiten nachzugehen. Glaubten sie doch für diesen Tag ihre Schuldigkeit getan zu haben. — Wie Kraut und Rüben lag auf dem Lagerplatze alles durcheinander. Die Zeltutensilien, wie Betten, Tische und Stühle, die man für den Transport zerlegt und verpackt hatte, erwiesen sich als noch gar nicht wieder losgebunden und waren unter den Lasten kaum aufzufinden. Die beiden schönen Zelte waren zwar aufgerichtet, aber in so liederlicher Weise, daß sie dem Umsinken nahe waren. Außerdem zeigten sie sich bis zur Spitze mit Sachen angefüllt. Die Herren Boys und Küchenleute, von denen Niemand zu sehen war, hatten all ihr Gepäck und Gerät dort vorläufig deponiert. — Die einzige Person, die von dem Gesinde anwesend war, war Faïda. Eben angekommen, war sie bestrebt, einige Ordnung

Ein Suahili-Dorf

zu schaffen. Ganz geknickt über diese Mißwirtschaft, hatte sich die Pastorin mit ihrem Kindchen auf eine Kiste gesetzt, und sah trostlos darein. Ein Zeltlager schien sie sich doch anders vorgestellt zu haben. — Nachdem Neumeister Roß und Wagen der Obhut seines arabischen Sais übergeben hatte, ging er daran, Faïda in ihren Bestrebungen zu unterstützen. In erster Linie winkte er einige im Lager zurückgebliebenen Träger heran, und gebot ihnen, die Kisten und Lasten hübsch in Reih und Glied neben einander zu stellen; und zwar so, daß man an jede einzelne ohne Schwierigkeiten herankommen konnte. Sodann ließ er die Zelte von dem Handgepäck leeren, und sie nach allen Regeln der Kunst ausspannen und befestigen. Nachdem auch das Mobiliar untergebracht war, wurde noch, etwas abseits, die Küche eingerichtet, Feuerholz und Wasser beschafft, und aus Feldsteinen der Küchenherd aufgebaut. — Damit war alles getan, was geschehen konnte. —

Es war merkwürdig, wie anständig und manierlich sich der Lagerplatz gleich präsentierte, nachdem sich das Chaos geklärt hatte. Die Pastorin hatte aber kein Auge dafür. Ihr freundlicher Blick war getrübt durch die Widerwärtigkeiten, die das Zeltleben nun einmal mit sich bringt. In ihrer Nähe trieb sich ein halberwachsener Negerjunge herum, der splitternackt und augenscheinlich blödsinnig war. Schon verschiedentlich hatte ihn Faïda weggejagt, aber er war stets wiedergekommen und hatte die ihm fremdartig erscheinende, europäische Dame, die sich vor ihm ängstigte, mit seinen gefräßigen Zähnen angeblökt. Schließlich brach die Pastorin, als der Bursche gar nicht zu vertreiben war und sich ihr und dem Kinde immer wieder näherte, in Tränen aus. Wütend sprang nun die kleine Faïda herbei, ergriff einen Stock, und prügelte dermaßen auf den Unhold ein, daß er kreischend die Flucht ergriff. Die flegelhaften Träger standen dabei und lachten. — Neumeister, der jetzt erst auf die Scene aufmerksam wurde, rief einige vorübergehende Eingeborene heran und ließ den Idioten möglichst weit fortschaffen.

Inzwischen waren auch die übrigen, zum Abschiedstrunk eingeladenen Europäer allmählich erschienen. Sie besahen sich die Zelte und die sonstigen Einrichtungen, waren voll des Lobens und Rühmens über die zu Tage tretende Ordnung, und fanden das Lager unter den hohen Bäumen sehr plaisierlich und romantisch. Unter solchen Umständen zu reisen, müße doch ein wahres Vergnügen sein, meinten sie. Schließlich setzten sie sich um einen im Freien stehenden Tisch herum, und harrten der Dinge, die da kommen sollten. — Es kam aber nichts. — Alles war da, nur der Gastgeber fehlte.

Frau Weking saß, wie auf Kohlen. Sie hätte den Herren gern eine Erfrischung angeboten, aber die Getränkekisten waren verschlossen und die Schlüssel fehlten. „Die Schlüssel wird natürlich mein Mann bei sich tragen", bemerkte sie verstimmt. Ihre trübe Laune verschlimmerte sich noch, als das Baby anfing, unruhig zu werden. Die Zeit war gekommen, in der es Nahrung bekommen mußte. Wasser war zwar genug vorhanden; aber der Himmel mochte wissen, in welchem Kasten sich die kondensierte Milch befand. — Wo nur der Pastor blieb? — Alles schaute nach ihm aus. — Endlich rief einer der Herren, die nur auf den Missionar warteten, um sich mit Anstand wieder empfehlen zu können: „Da kommt er." — Ja, er kam, indes in höchst fragwürdiger Verfassung. — Über und über beschmutzt hinkte er heran, und zog sein Reittier am Zaume hinter sich her. In kläglichem Tone teilte er mit, er sei leider vom Esel gefallen und habe sich das Knie verletzt. — Erschöpft setzte er sich auf einen Koffer. — „Weißt du nicht," fragte seine Gattin, nachdem der betrübende Vorfall genügend erörtert worden war, „wo sich die Schlüssel zu den Getränkekisten befinden?"

„Doch, in der schwarzen Tasche" entgegnete der Pastor matt, indem er sich mit bekümmerter Miene das Knie rieb. — „Und in welcher Kiste ist wohl die kondensierte Milch?" Stöhnend zog Weking eine lange Liste hervor, und stellte mit einiger Mühe fest, daß die Milchkiste unter Nr. 8 verzeichnet sei.

„Haſt du den Schlüſſel dazu?“ forſchte ſeine Frau weiter.

„Der iſt natürlich auch in der ſchwarzen Taſche,“ verſetzte mit einiger Ungeduld der Paſtor. — Kurz es wurde konſtatiert, daß ſämtliche Schlüſſel in der ſchwarzen Taſche ſteckten. — Außerdem ſtellte ſich heraus, daß die Taſche auch alle die kleinen Werkzeuge des täglichen Gebrauchs, wie Taſchenmeſſer, Pfropfenzieher, Streichhölzer, Schere, Hammer, Zange, Bürſte, Seife ꝛc enthalte. Der Paſtor hatte es für praktiſch befunden, alle dieſe Gegenſtände, die im Lagerleben häufig gebraucht werden, in einer Reiſetaſche, wie ſie die Touriſten zu führen pflegen, unterzubringen, um ſie im Bedarfsfalle gleich zur Hand zu haben und nicht immer erſt eine Kiſte öffnen zu müſſen. — Im Prinzip war auch nichts dagegen einzuwenden. — Aber wo war die ſchwarze Taſche? — Selbſtverſtändlich mußte ſie beim Handgepäck liegen. — Es wurde nun das ganze Lager durchſucht, jede Laſt umgekehrt, und in allen Winkeln der Zelte nachgeſehen; aber die Taſche war nicht zu finden. Endlich fiel der Faïda ein, daß ja Ali, der Proviantmeiſter, ſolch ein ſchwarzes Ding in Händen gehabt, und es ſpäter am Riemen über der Schulter getragen habe. Ali wurde alſo gerufen; aber vergebens. Ali glänzte durch Abweſenheit. — Die Dunkelheit brach herein. Licht konnte indes nicht angezündet werden, weil die Kerzen in einer Kiſte lagen, und dies Behältnis in Ermangelung von Schlüſſeln und Werkzeugen nicht zu öffnen war. Schließlich fing die Situation an, ungemütlich zu werden. Der Papa ächzte, die Mama ſeufzte und das Kindlein ſchrie. — Nur Faïda behielt den Kopf oben; ſie beruhigte das Kind, kommandierte die Träger, und ließ zur Beleuchtung des Lagers große Feuer anmachen. Da ſie zwiſchen der Herrſchaft und den Schwarzen allein vermitteln konnte, war ſie die Hauptperſon im Lager. Ohne Faïda wäre die Expedition kaum durchführbar geweſen. — Die kleinlaut gewordenen Gäſte hatten ſich allmählich gedrückt. Nur der Bezirksamtmann war noch zurückgeblieben, in der Hoffnung, ſich irgendwie nützlich machen zu können.

Die Karawanenleute kamen, der eine nach dem anderen, langsam angezottelt. Auch die Dienerschaft traf nach und nach ein. Nur Ali, die Perle, blieb aus. Zum Schluß fand sich auch der Pischi, der Koch, ein. — Er teilte mit, daß Ali sich noch zu seiner Liebsten begeben habe, um ihr Adieu zu sagen. „Lakini atakuja bado kidogo.“ — Jedoch wird er über ein kleines kommen, tröstete er. — Jetzt verlor Fritz Neumeister die Geduld. Er verabschiedete sich von den Pastorsleuten, nahm den Pischi, der Alis Aufenthaltsort wußte, auf seinen Wagen, und fuhr zur Stadt, um nach dem Verbleib des lässigen Boys zu recherchieren. Der Bursche wurde auch mitsamt der schwarzen Tasche richtig gefunden und nach einer derben Vermahnung seitens des Bezirksamtmanns unter Obhut eines Polizisten nach Kidete geschickt. Wie ein letzter schriftlicher Gruß dem Bezirksamtmann anzeigte, war denn auch die schwarze Tasche nebst Inhalt endlich in die Hände des Besitzers übergegangen.

Hinzuzufügen ist noch, daß nach vielen Fährnissen und Weiterungen die Karawane glücklich an ihrem Bestimmungsorte angelangt ist.

Ein Buschgefecht.

„Dajim ho, dajim Allah
Allah ho, daim Allâh“

sangen die Sudanesen, als wir am Morgen des 12. März 1893 von der Missionsstation Mandera in Useguha abrückten, um den rebellischen Häuptling Maruguru, einen fanatischen Anhänger Bana Heris, zur Unterwerfung zu bringen.

Maruguru hatte verschiedentlich Karawanen überfallen, sich allerlei Bedrückungen und Räubereien zu Schulden kommen lassen und einen Teil meines Bezirks, das südliche Useguha, bedroht und geängstigt. Auf die Klagen der katholischen Mission

zu Mandera hin, hatte ich ein energiſches Schreiben an den Häuptling geſandt, um ihn zur Raiſon zu bringen, aber nichts damit ausgerichtet. Maruguru hatte meine Botſchaft verhöhnt und den Überbringer derſelben unter Mißhandlungen gezwungen, meinen Brief wohl oder übel zu verſchlingen. — Über dieſes Vorkommnis hatte ich nach Dar-es-Salaam berichtet, um Erlaubnis bittend, mich mit Maruguru auseinanderſetzen zu dürfen. Seitens des Gouvernements war mir die Genehmigung dazu erteilt worden. Im letzten Augenblicke jedoch hatte ich die telegraphiſche Weiſung erhalten, mich der Expedition des Majors von M. anzuſchließen, der beauftragt worden ſei, die gleichzeitig in Uſeguha, im Ngurugebirge und im Hinterlande von Pangani ausgebrochenen Unruhen mit einem Schlage zu unterdrücken. Bis zur Grenze meines Bezirks, oben im Ngurugebirge, ſollte ich den Major begleiten. — Einige Tage ſpäter, am 6. März 1893, war denn auch auf dem Landwege die in Ausſicht geſtellte Expedition von Dar-es-Salaam in Bagamoyo eingetroffen. — Schon am nächſten Morgen waren wir aufgebrochen. Den Weg über Mtoni und Roſako, durch die Landſchaft Udoe, einſchlagend, hatten wir am 10. März den Wamifluß überſchritten und waren noch am ſelben Tage in Mandera angelangt.

Von den Miſſionaren zuvorkommend aufgenommen, hatten wir auf der freundlich gelegenen Station einen Ruhetag gemacht, nur zu dem Zwecke, die Sachlage zu prüfen und mit Maruguru nochmals in gütliche Verhandlungen zu treten. Indes waren unſere Bemühungen in dieſer Richtung umſonſt geweſen. Unverrichteter Sache war mein Bote, den der Häuptling gar nicht empfangen hatte, wieder heimgekehrt. Es blieb uns alſo nichts übrig, als dem Rebellen einen bewaffneten Beſuch abzuſtatten. — Abgeſehen von dem Troß, beſtand unſere Kriegsmacht, nachdem ich mit 60 Mann meiner Kompagnie noch hinzugetreten war, aus etwa 200 Soldaten. Außerdem führten wir ein tragbares italieniſches Berggeſchütz mit uns. An Europäern nahmen außer mir nach 6 bis 7 Perſonen an der Expedition Teil.

Am Morgen des 12. März brachen wir also, wie oben erwähnt, von Mandera auf. Obgleich wir von unseren Absichten offiziell nichts hatten verlauten lassen, so wußte doch alle Welt, daß etwas im Werke sei, und unsere Sudanesen stimmten daher bei unserem Abmarsche ihren Kriegs- und Kampfgesang an:

„Ewig ist er, ewig ist Allah."

Bis zu der aus Stachelgewächsen bestehenden Einfriedigung die wie eine Mauer rings die Mission umschloß, begleitete mich ein junger elsässischer Pater, der mich, wie es schien, in den zwei Tagen sehr ins Herz geschlossen hatte. Die Mannschaften an mir vorüberziehen lassend, blieb ich am Tore stehen, um mich von meinem Gastfreunde, der von dem kriegerischen Getriebe ganz begeistert war, zu verabschieden.

„Dajim kerim, Allah, Allah
Allah kerim, daim Allâh"

klang es in den frischen Morgen hinaus.

„Ach, ich wollte, ich könnte Sie begleiten!" sagte der Priester, der gewiß innerlich bedauerte, daß es ihm versagt sei, das Schwert zu schwingen.

„Kommen Sie doch mit," rief ich lachend, „Sie können ja als Feldkaplan mitziehen!"

„Wenn ich dürfte, mit Vergnügen," entgegnete der Pater indem er mir die Hand schüttelte.

Wieder begann im näselnden Tone ein eben vorüberschreitender alter Schausch als Vorbeter:

„Lá iláhi íllallah,
Múhamedún rasúllalah"

und

„Dájim hó, dájim Allah
Allah hó, daim Alláh"

ertönte donnernd, zwischen den Hütten wiederhallend, als Antwort der Chorgesang der Sudanesen.

Noch ein Gruß, ein Händedruck, und ich eilte meinen Leuten nach, die, an der Spitze marschierend, schon weit voraus

waren. Bald tauchten wir in das mit hohem Gras und dichtem Gebüsch bestandene Pori von Useguha ein. Stunde um Stunde zogen wir durch den stillen Tropenwald. Hie und da schloß sich uns ein Häuflein von abgerissenen, aber bis an die Zähne bewaffneten Gestalten an, die uns an den Kreuzwegen erwartet hatten, um mit uns gegen den allgemeinen Störenfried Maruguru zu marschieren. Auf ihren Mienen ruhte ein düsterer Ernst, und sie machten ganz den Eindruck von Männern, die entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben. Da sie sich in keiner Weise vordrängten und uns weiter nicht im Wege waren, so ließen wir sie gewähren. —

Nach etwa sechsstündigem Marsche erreichten wir die Umgegend von Maamanda, der Residenz Marugurus, deren Lage und Befestigungsart übrigens Keinem von uns bekannt war. — Da wir erst die nötigen Erkundigungen über die Terrainverhältnisse einziehen wollten, und es wegen der Ermüdung der Leute auch nicht tunlich erschien, an diesem Tage noch anzugreifen, schlugen wir in einem Nachbardorfe das Lager auf. — Die Nacht verlief ungestört. Nur in der Ferne hörten wir von Zeit zu Zeit ein kriegerisches Getöse. Augenscheinlich trommelte Maruguru seine Krieger zusammen.

Soweit wir feststellen konnten, war Maamanda eine Buschboma, d. h., das Dorf lag mitten in einem undurchdringlichen Busche auf einer Lichtung. Neugierig waren wir, ob Maruguru sich auf ein ernsthaftes Engagement einlassen würde oder nicht. Jeder von uns Offizieren hatte darüber seine eigene Meinung. Es wurden sogar Wetten dafür bezw. dagegen abgeschlossen.

Gegen 7 Uhr am nächsten Morgen setzte sich unsere Kolonne in der Richtung auf Maamanda in Bewegung. Feldwebel K., der die Vorhut führte, meldete bald das flüchtige Erscheinen von Rebellentrupps, die aber nicht standgehalten, sondern sich von Baum zu Baum vor uns zurückgezogen hatten.

„Glauben Sie wirklich, daß es heute zum Schlagen kommen wird?“ fragte mich der Major, als Maamanda vor uns in Sicht kam.

„Selbstverständlich, Herr Major, und das ganz gehörig,“ erwiderte ich, „haben wir doch heute die Iden des März.“

„Das ist allerdings entscheidend,“ bemerkte er lächelnd.

Wenngleich ich natürlich nur im Scherz gesprochen hatte, so war mir doch klar, daß Maruguru die Sache nicht auf die Spitze getrieben hatte, um nun auf Anhieb auszureißen. Das hätte er einfacher und billiger haben können. Jedenfalls mußte er sich doch einigermaßen sicher fühlen. Ich kannte meine Pappenheimer. — Daß diese plötzlichen Unruhen nur Vorläufer des sich bald darauf ereignenden Bana Heri-Putsches waren, ahnten wir allerdings damals nicht.

Gleich darauf waren wir an Ort und Stelle, und zwar auf einem ziemlich freien Platze vor der Boma, angelangt. Vor uns sahen wir in einer Entfernung von 300 Schritt eine etwa 50 Meter breite Palissadenwand, die den Weg zum Dorfe absperrte. Von der Ortschaft selbst sah man nur die Spitzen der runden grauen Strohdächer aus dem Grün hervorragen. Die Flügel der Verpalissadierung sprangen bastionsartig vor und verloren sich auf beiden Seiten in dem angrenzenden Dorngestrüpp. In der Mitte des Pfahlwerks befand sich das fest verrammelte Tor. Einen anderen Zugang zum Dorfe gab es nicht. War doch das den Ort umgebende Unterholz so undurchdringlich und so sehr durch Lianen, Stauden und Gras verfilzt, daß es nicht einmal für Raubtiere, geschweige denn für Menschen, passierbar war. Entfernen ließ sich dieser lebendige Verhau so ohne Weiteres nicht. Die einzige Möglichkeit, ihn zu beseitigen, wäre gewesen, ihn abzubrennen. Dazu hätte man aber erst eine ganz besonders trockene Zeit abwarten müssen. Links von der Pfahlwand lag ein mehrere Meter hoher, weiß-grauer Aschenhügel, der den Dorfbewohnern zum Müllhaufen diente.

In einem Nu wurde jetzt ein provisorisches Lager aufgeschlagen und das Geschütz montiert. — Nachdem die Ortschaft

und vor allem das Hindernis eine Zeitlang mit Granaten beschossen worden war, gingen wir bis auf 100 Schritt an die feindliche Stellung heran, um sie unter Gewehrfeuer zu nehmen. Während ich mit den Bagamoyo-Leuten auf dem rechten Flügel und der Feldwebel K. mit einem Zuge der Dar-es-Salaamer Kompagnie auf dem linken Flügel vorging, blieben zwei Züge unter dem Kommando des Kompagnie-Führers P. als Soutien zurück. So sehr wir aber auch das vor uns liegende Terrain mit Blei zudeckten, so regte sich doch auf der gegnerischen Seite nichts. Kein Schuß fiel; kein Laut ertönte. Eine unheimliche Stille lag auf dem Orte.

„Das Dorf scheint ja gar nicht besetzt zu sein," meinte der Expeditionschef, der zu mir gekommen war, um die Situation in Augenschein zu nehmen.

„Ich denke doch, Herr Major;" versetzte ich „um es zu konstatieren, brauchen wir nur näher heranzugehen."

„Gut," sprach er etwas pikiert, „so rücken Sie vor, bis Sie Feuer erhalten."

„Zu Befehl, Herr Major."

Gleich darauf erfolgte das Signal „Avancieren."

„Auf! marsch! marsch!" kommandierte ich, und im Laufschritt ging es auf die Verschanzung los. Kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, so blitzte es zu beiden Seiten der Pfahlwand auf, und eine Salve ging über uns weg. Als ich Halt machen ließ, waren wir bis auf 20 Schritt an das Hindernis herangekommen. Überall aus dem Gebüsche vor uns stieg dichter weißer Pulverdampf auf.

„Schießt möglichst tief" rief ich meinen Leuten zu, und ließ sie auf die dicht vor uns, hinter den Palissaden und dem Buschwerk der Flanke in Gräben liegenden Gegner Salvenfeuer abgeben.

Wie ich es auf meinem Flügel machte, so machte es K. auf dem seinigen. Auch er suchte das Feuer der vor ihm liegenden Flanke niederzukämpfen. Als ich hinüberschaute, sah ich, wie der Feldwebel sich hinter seinen am Boden knieenden

Schützen bewegte, und eben im Begriff war, um den oben erwähnten Aschenhaufen herumzugehen. Nach einer kleinen Weile abermals hinüberblickend, bemerkte ich, daß der Feldwebel nicht mehr vorhanden war. Dafür stand der Sudanesenoffizier Mursal Effendi als Befehlhaber hinter jenem Zuge. —

Da das feindliche Feuer ziemlich aufgehört hatte, gab der Major in der Annahme, daß die Palissadenwand durch die Granaten genügend erschüttert sei, dem Soutien den Befehl zum Sturm auf die Eingangspforte. Wie eine Flutwelle gegen einen Felsen brandet, aufschäumt und wieder zurückebbt, so stürmten, während wir Schnellfeuer gaben, die beiden Züge, die Kriegsflagge voran, mit Hurrah gegen das Tor, versuchten einzudringen, und machten, eine Anzahl von Toten und Verwundeten zurücklassend, langsam wieder kehrt. Das Tor hatte nicht nachgegeben. Außerdem waren die Heranstürmenden aus nächster Nähe heftig beschossen worden. Wahrscheinlich hatten die Verteidiger, die auf diesen Moment nur gelauert zu haben schienen, während ihrer Feuerpause die Gewehre geladen. Unweit von mir prallte einer der Sudanesen etwas zurück, griff mit der Hand nach dem Halse, und wandte sich schweigend um. Taumelnd ging er einige Schritte, um sich alsdann ins Gras zu setzen. Was hat nur der Mann? dachte ich, ehe ich begriff, daß er verwundet sei. — Er hatte einen Schuß in den Hals bekommen. — Wetternd war der Kompagnieführer an der Palissadenwand stehen geblieben, und suchte seine Mannschaften dazu zu bringen, die Pforte zu erbrechen; aber der gute Wille der Soldaten allein reichte dazu nicht aus.

„Mit den Händen können wir die Pfähle nicht ausreißen!" rief ganz wild einer der Sudanesen.

Inzwischen hatte ich schon einen Mann zur Bagage geschickt, um eine Axt zu holen. Schnellen Laufes kam er damit an, und ging sogleich ans Werk, die Türe einzuschlagen. So kräftig er aber auch darauf loshackte, wurde doch nicht die geringste Wirkung erzielt, da sich die Baumstämme fest wie Eisen zeigten. Es war ein peinlicher Augenblick. Schossen

unsere Leute auch wie rasend in die feindliche Stellung hinein, so war doch das Feuer der Verteidiger nicht ganz zu unterdrücken. Jeden Augenblick konnte ihre Salve wieder krachen, und neue Opfer von uns erfordern.

„Wir müssen das Tor mit Granaten einschießen!“ schrie schließlich einer, den Lärm übertönend. Das war ein Gedanke. Alsbald wurde das Berggeschütz im Trabe herbeigeholt und zehn Schritt vor der Palissadenwand aufgestellt. Flugs schraubte der Geschützführer, den Zünder von einer Granate und lud die Kanone mit dem Eisengeschoß. — Nach wenigen Schüssen stürzten die Verschlußbalken des Tores zusammen, — und der Eingang war frei. Im nächsten Moment war die Boma genommen.

Unter Zurücklassung einer Reihe von Toten hatten sich die Waseguha davon gemacht, und auf kaum erkennbaren Schleichpfaden in den dichten Busch gedrückt. Der Himmel mochte wissen, wie sie es fertig gebracht hatten. Ihre Gefallenen lagen unmittelbar hinter den Flankenhindernissen in den Gräben und wiesen größtenteils Kopfschüsse auf. — Hinter einer brennenden Hütte kauerten einige Weiber am Boden, die, wie wir zu unserem Bedauern entdeckten, durch die Sprengstücke einer Granate getötet worden waren. Die Ortschaft selbst war in mehrere Abschnitte eingeteilt, von denen jeder einzelne wieder zur Verteidigung eingerichtet war. Allerdings hatten die Rebellen sich für diesmal nicht die Zeit dazu genommen, sich dort festzusetzen. Die meisten Häuser von Maamanda brannten. Außer zahlreichen Schafen und Ziegen, Hühnern und Enten, die wir natürlich für gute Beute erklärten, wurde kein lebendes Wesen im Dorfe vorgefunden. Von einer Verfolgung der Feinde mußten wir absehen, da es uns unmöglich war, ihnen mit den Soldaten aufs Geratewohl in den Busch nachzukriechen. Um ihnen jedoch nach Kräften Abbruch zu tun, sollten unsere Hülfsvölker, die sich ja so kampfbegierig gezeigt hatten, den Busch umgehen und den Fliehenden nachjagen.

Um diese Bundesbrüder in Bewegung zu setzen, eilte ich nach der Richtung, wo wir sie zu unserer Unterstützung aufgestellt hatten, konnte sie dort aber nicht auftreiben. Als ich nun zum Lager zurückschritt, fand ich die ganze Heldenschar, die Flinte zwischen den Knien haltend, hinter der Bagage im Grase sitzen. Die wüste Knallerei da vorn war ihnen doch nicht geheuer gewesen, und sie hatten es vorgezogen, sich zur Bagage zurückzuziehen, wo sie sich einigermaßen sicher fühlten. Selbst für die ziemlich gefahrlose Jagd auf die Flüchtlinge legten sie keine sonderliche Begeisterung an den Tag. Sie brachen zwar bereitwilligst auf, kamen aber, nachdem sie das fabelhafte Glück gehabt hatten, ein altes Weib zu fangen, bald wieder zurück. —

Selbstverständlich wurde die Person alsbald wieder in Freiheit gesetzt.

Jetzt hatte ich Muße, mich um unsere Verluste zu kümmern. Außer mehreren Toten hatten wir auch etliche Schwerverwundete. Leichte Verwundungen kommen in Ostafrika selten in Betracht, und werden so wenig beachtet, als ob der Verletzte sich an einem Dornstrauche geritzt hätte. Unter den auf unserer Seite Gefallenen befand sich auch der Feldwebel K., sowie der Diener des Kompagnieführers P. — Der Feldwebel hatte einen Schuß in Gestalt von drei Eisenkugeln mitten in den Leib bekommen. Schmerzen hatte er kaum empfunden. Wie wenig er sich seiner Lage bewußt gewesen, zeigte der Umstand, daß er, während er zurückgetragen worden war, seinem Boy gesagt hatte, er möchte ihm den Tropenhelm über den Kopf halten, damit er (K.) nicht den Sonnenstich bekäme, und daß er den Oberlazarettgehülfen, der ihn verband, gefragt hatte, ob die Verwundung eine ernstliche sei. Von dem Kameraden beruhigt und in den Schatten gelagert, hatte er zwei Minuten später den Geist aufgegeben. — Der Diener des Kompagnieführers, der seinem Herrn gefolgt war, hatte unmittelbar vor der Palissadenwand einen Schuß durch den Kopf erhalten. Die Kugel hatte den Rand einer Offiziermütze, die der treue Bursche, um die Hände

frei zu bekommen, sich auf den Kopf gestülpt hatte, zweimal durchlöchert.

Um die Toten zu beerdigen und die Verwundeten zu versorgen, wurde ganz in der Nähe ein Lager bezogen. Von irgendwelcher Siegesfreude war bei uns nicht viel zu verspüren. Um fröhlich gestimmt zu sein, hatten wir doch zu große Verluste erlitten. Jeder ging gleichgültig seinen Geschäften nach, ohne der Ereignisse des Tages Erwähnung zu tun. Was wollte es auch bedeuten, eine Horde Waschensi in die Flucht geschlagen zu haben. Schlimm genug, daß uns die Bestrafung dieser räuberischen Buschneger so viele Opfer, darunter den pflichtgetreuen tapferen Feldwebel, gekostet hatte. — So war ungefähr die Empfindung, die sich unser bemächtigt hatte. — Hatte man sich auch während des Gefechtes, halb betäubt von dem Kampfgetöse und dem Büchsengekrache, in einem gewissen freudigen Rausche befunden, der den Gedanken an Gefahr und Tod nicht aufkommen ließ, so hatte man doch nach Beendigung der Affaire eine Art von moralischem Kater bekommen, ein ödes Gefühl, das noch erhöht wurde durch den unangenehmen Anblick von Blut und Leichen und den widerwärtigen Geruch von Feuersbrunst und verbranntem Haar.

Nachmittags wurden unsere Toten mit militärischen Ehren unter allgemeiner Teilnahme bestattet. In Ermangelung von Särgen wurden sie in Decken gehüllt und in Vertiefungen auf der Sohle des Grabes beigesetzt. Außerdem wurden sie, bevor die Gruft zugeschüttet wurde, mit Zweigen zugedeckt. Wie immer, gingen die Soldaten hierbei mit außerordentlicher Pietät zu Werke. — Nachdem die Farbigen nach mohamedanischem Ritus beerdigt worden waren, wurden auch dem abgeschiedenen Feldwebel die letzten Ehren erwiesen. Der Major hielt eine Rede, worin er die Verdienste des Gefallenen, der schon mit Emin Pascha am Viktoria-Nyansa gewirkt hatte, gebührend hervorhob. Dann erfolgten das Vaterunser, drei Salven und einige Schaufeln Erde. Damit war die Feierlichkeit zu Ende. Der Grabhügel des Europäers liegt unter einem hohen Wald-

baume und ist zum Schutz gegen wilde Tiere mit einer Pyramide von Steinen bedeckt. —

Nachts wurde ich wachgehalten durch das Stöhnen der Verwundeten, von denen besonders der durch den Hals Geschossene schwer litt. Das Ächzen dieses mit Atemnot ringenden, tödlich verwundeten Kriegers, der einige Tage später auch im Lazarett gestorben ist, anhören zu müssen und ihm nicht helfen zu können, erregte mir fast körperlichen Schmerz. Ich stand auf und ging zu ihm. Von einem Kameraden unterstützt, saß er, da er sich nicht hinstrecken konnte, ohne in Gefahr zu kommen, zu ersticken, aufrecht auf seinem Lager. Vergebens hatte der Oberlazarettgehülfe alles versucht, die Not des Mannes zu lindern. — Ein Arzt befand sich nicht bei der Expedition.

Früh am Morgen des 14. März 1893 rüsteten wir uns zum Weitermarsche nach dem schönen Ngurugebirge, dessen höchsten Spitzen, die 3000 Meter hohen Kangaberge, wir zeitweise schon in der blauen Ferne erblicken konnten. Nachdem wir unsere Verwundeten und Kranken unter sicherer Eskorte nach Saadani, dem nächstgelegenen Küstenplatze, abgeschickt hatten, brachen wir in der entgegengesetzten Richtung auf. Unser Weg führte uns an den frischen Gräbern vorüber, auf die die abrückenden Truppen kaum einen Blick zurückwarfen. Wie es schien, waren die Toten schon halb vergessen. Dieser Umstand hatte etwas Beklemmendes an sich.

„Besonders herzerhebend", bemerkte einer meiner Begleiter, „ist solch ein Krieg gegen halbwilde, hinterlistige Eingeborene, die weder Kriegsbrauch noch Völkerrecht kennen, denen es ganz egal ist, ob sie als tapfer oder feige, als ritterlich oder gemein gelten, und bei denen man, wenn man heran ist, fast stets das Nachsehen hat, eigentlich nicht; und gegen sie im Kampfe zu fallen, ist erst recht kein Genuß".

„Gott, mein Lieber", entgegnete der Major, der uns auf dem schmalen Waldpfade vorausritt, „in Frankreich war's oft auch nicht anders. Prozentualiter fallen hier eben so viele Leute, wie in einem europäischen Kriege, und aus einem Vorder-

lader kann man genau so tot geschossen werden, wie aus dem modernsten der Kleinkalibrigen. Nur die Distance ist eine andere". —

„Das ist allerdings richtig", versetzte der erstere, „wo Holz gehauen wird, da fallen Spähne. Ich meine jedoch, daß eine Völkerschlacht, in der Tausende von Kanonen brüllen, wo Reitergeschwader in den Feind brausen, und Legionen von Männern sich gegenüberstehen, um für ideale und heilige Interessen in Kampf und Tod zu gehen, erhabener und großartiger auf das Gemüt wirken muß, als solch ein afrikanisches Buschgefecht".

„Na ja, gewiß", murmelte der Major, „etwas nüchterner geht's hier schon zu".

Unter unseren Leuten wurde es lebendig. Sobald wir wieder im goldenen Sonnenscheine flott durch das grüne Pori marschierten, besserte sich zusehends die allgemeine Stimmung auf. Gute und schlechte Witze flogen die Kolonne entlang, und bald lachte und jubelte wieder alles, wie zwei Tage zuvor. —

„Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon".

Canis pictus.

Bruder Oskar, oder Frère Askar (Krieger), wie ihn die Bagamoyoleute nannten, war ein großer Nimrod. Löwen und Panther, Flußpferde und Wildschweine, fielen ihm zur Beute. Er erlegte das Wild nicht allein auf der Jagd, sondern er fing es auch in Fallen und Gruben. Einmal gelang es ihm sogar, sich eines lebenden, ausgewachsenen Leoparden zu bemächtigen.

Außerdem befaßte er sich in seinen Mußestunden mit dem Sammeln von Gehörnen, Fellen, Schmetterlingen, Käfern, ethnographischen Gegenständen und sonstigen schönen Dingen. Sein Wohnzimmer, vollgestopft bis zur Decke, war eine Fundgrube für Sammler und Ethnographen. Im Oekonomiehofe der katholischen Mission zu Bagamoyo hielt sich Bruder Oskar eine Menagerie von allerlei wildem Getier. Das interessanteste Exemplar darunter war ein wilder Hund (canis pictus), der auf uns eine große Anziehung ausübte. Gewöhnlich lag der Hyänenhund, der übrigens mit einer Hyäne gar keine Ähnlichkeit hatte, an der Kette im Hintergrunde seiner aus einer alten Kiste bestehenden Hütte. Von dort aus knurrte er die Besucher an, und wies ihnen die Zähne, war aber selten zu bewegen, sich zu zeigen. Wollten alle Mittel nicht helfen, den Hund aus seiner Ecke hervorzulocken, so wurde Bruder Oskar herbeigeholt, der im Rufe stand, jedes Raubtier zähmen zu können. Bruder Oskar behandelte den Wildling stets mit einer gewissen derben Vertraulichkeit. Er stocherte ihn mit einer Stange aus seiner Hütte heraus und zog ihn an der Kette so dicht an sich heran, daß er ihn streicheln konnte. Der Hund sprang hin und her und wehrte sich nach Kräften. Schließlich indes ließ er sich die Liebkosung, wenn auch unter Murren und Knurren, gefallen. Sobald er aber losgelassen wurde, fuhr er entsetzt in seine Kiste zurück. — Er war etwa so hoch wie ein Schäferhund, hatte einen dicken Kopf mit runden Augen und abstehenden großen Ohren und besaß ein schwarz-weiß-gelb gezeichnetes, kurzhaariges Fell. Schön war er gerade nicht, aber seiner Kraft und Schlankheit wegen immerhin ansehnlich. Leider war der Wildhund nie bei guter Laune. Wir amüsierten uns prachtvoll über den unwirschen Gesellen, und belustigten uns damit, ihn weidlich zu necken. Wo er geblieben ist, weiß ich nicht. — Augenscheinlich ist der Hyänenhund sehr scheu. Dies wird auch wohl die Ursache sein, daß man ihn in der Steppe so selten zu sehen bekommt. Nur einmal, innerhalb von 12 Jahren, bin ich ihm in Ostafrika begegnet.

Es war im November des Jahres 1893, als ich zur Untersuchung einer Strafsache sowie zur Schlichtung einer Streitigkeit zwischen zwei eingeborenen Machthabern eine Expedition nach dem Ulugurugebirge, in Ukami, das damals zum Bezirk Bagamoyo gehörte, machen mußte. Außer meiner Dienerschaft hatte ich noch 15 Träger und 10 Soldaten bei mir. Es waren damals unruhige Zeiten. Die Wanguru waren aufsässig; und die Waseguhabanden Bana Heris zogen im Hinterlande umher, machten die Karawanenstraßen unsicher und trieben allerlei Unfug. Ich hoffte, auf der Karawanenstraße mit den Räubern zusammentreffen und ihnen einen Denkzettel geben zu können.

Auf dieser Reise langte ich eines Nachmittags, von Msua kommend, nach anstrengendem Marsche am Geringeri an. Als ich eben im Begriff stand, den stark angeschwollenen Strom zu überschreiten, kam der in der Nähe wohnende Häuptling Massudi zu mir und teilte mir mit, daß bewaffnete Waseguha am Tage vorher eine Karawane angefallen, und ihr einige Lasten geraubt hätten. Außerdem warnte er vor den Angriffen der zahlreichen Löwen, die sich in letzter Zeit am Flusse gezeigt hätten, und wußte von einer Reihe von Unglücksfällen dieser Art zu berichten. Das große einsame Pori (Buschwald) zwischen dem Geringeri und dem Ulugurugebirge war von jeher der vielen Raubtiere wegen übel berüchtigt.

Da der Abend schon herabgesunken war, legte ich nach Überschreitung des Geringeri nur noch eine Strecke von wenigen Kilometern zurück und schlug auf einer Lichtung im Walde mein Lager auf. Unmittelbar am Flusse hatte sich kein tauglicher Lagerplatz gefunden. — Als die Träger gingen, um zum Abkochen Wasser zu holen, mußte ich ihnen, da sie sich vor den Löwen fürchteten, eine Eskorte von Soldaten mitgeben. Zur Vertreibung ihrer Angst und zur Verscheuchung der Waldungeheuer stimmten sie einen lauten Gesang an, wie Kinder, die im Finstern wandeln. Ohne Unfall kehrten sie zurück und beschäftigten sich mit der Zubereitung ihrer Speisen. Da infolge

mehrtägigen Regens all unsere schwedischen Streichhölzer feucht geworden waren, so mußten wir uns nach Art der Wilden Feuer verschaffen. Ich war erstaunt zu sehen, welche Fertigkeit einige Leute darin besaßen, Feuer anzumachen. Sie nahmen ein kleines, trockenes Brettchen, schnitten eine Vertiefung darin aus und stellten in diese mit einem Zeugläppchen versehene Höhlung einen runden Stab aus hartem Holz. Sodann drehten zwei Mann abwechselnd den Stab so schnell wie möglich zwischen den Händen. Sehr bald entwickelte sich Rauch, und plötzlich brannte das Läppchen lichterloh. Die ganze Prozedur dauerte kaum fünf Minuten.

Nachdem ich zu Abend gespeist, nach meinem dicht beim Zelt angebundenen Maultiere gesehen und die Nachtwache kommandiert hatte, ging ich, ermüdet von dem langen Tagesmarsche, zu Bett. Gegen 2 Uhr nachts wachte ich auf. Da es auf dem Feldbette unter dem dumpfen Moskitonetze sehr warm war, so stand ich auf und setzte mich vor das Zelt an das schon verglimmende Wachtfeuer. Eine Zigarette rauchend, starrte ich sinnend in die Nacht hinaus. Kein Luftzug regte sich. Es war ziemlich hell. Die Sterne leuchteten mit südlicher Klarheit zwischen den Kronen der Bäume hindurch. Ich konnte den weißlich schimmernden Karawanenweg vor mir sowie die Umrisse des dichten Gebüsches am Rande der Lichtung erkennen. Die tiefe Stille wurde nur hie und da unterbrochen von dem Schrei eines Nachtvogels, dem Geheul einer Hyäne, dem Geplärr eines aufgeschreckten Äffchens oder dem monotonen Rufe des jagenden Servals. Es war so ruhig, daß man das leise Atmen der Schläfer hörte. Lautlos ging der Posten mit bloßen Füßen vor mir auf und ab. — Plötzlich stand er still und horchte. Aus der Ferne wurde ein seltsames Geräusch vernehmbar. Bald tönte es wie Klingen und Läuten, bald wie Gemurmel nnd Geflüster. „Was ist das?“ fragte ich halblaut. „Sijui (ich weiß nicht)!“ erwiderte der Mann. Zögernd fügte er hinzu: „Labda Waschensi (vielleicht Wilde)!“ Tatsächlich glaubte ich auch, das langgezogene Kriegsgeschrei der Eingeborenen

„u—u—u—hi“ zu hören. Da das Getöse sich verstärkte und sich schnell dem Lager näherte, sprang ich ins Zelt, um Gewehr und Revolver zu holen. Ein Signalpfiff — ein Kommandowort — und alles erhob sich und griff zu den Waffen. Ich ließ die Soldaten antreten und „fertig“ machen. Sodann instruierte ich sie mit kurzen Worten: „Gebt Feuer, wenn ich feure, und haltet nicht zu hoch“. Inzwischen kam der Lärm immer näher und zwar gerade auf das Zelt zu. Das Gewehr im Anschlage erwarteten wir das heranbrausende Ungewitter. Plötzlich brach aus dem vor uns liegenden Gebüsch eine dunkle Masse hervor und fegte wie die wilde Jagd mit rasender Geschwindigkeit in einer Entfernung von etwa 50 Schritt quer an uns vorüber. Als der nächtliche Spuk den Pfad vor mir erreichte, drückte ich ab, und fast im selben Moment krachte die Salve der Soldaten. Ehe sich der Dampf verzogen hatte, war alles vorbei. Man hörte noch ein Brechen und ein Knacken, und sodann verhallte das Getöse in der Ferne. Lauschend blieben wir noch eine Weile in derselben Stellung stehen. — Es war nicht zu verkennen, daß ein flüchtiges und verfolgtes Stück Wild hart an uns vorüber dem Strome zugestürmt war, wahrscheinlich um das Wasser zu gewinnen. Ganz klar war mir die Erscheinung noch nicht. — Als sich die allgemeine Aufregung gelegt hatte, hüllten sich die Leute in ihre Decken und begaben sich lachend und scherzend wieder zur Ruhe. Auch ich ging, da es kühler geworden, nochmals zu Bett. Und bald vernahm man keinen Laut mehr, als die Stimmen der Tropennacht.

Als ich am andern Morgen bei Tagesanbruch am Zelttisch stehend meinen Kaffee trank, sagte mein Diener, indem er mir die Marschstiefel zuschnürte: „Herr, hast Du den Löwen gehört, der eben das Lager umkreiste?“ Auf meine Verneinung hin flüsterte er: „sikilisa (horch)!“ — Und deutlich vernahm ich das sich in der Ferne verlierende heisere Gebrüll des Generalgewaltigen der ostafrikanischen Wälder.

Während meine Leute das Zelt niederlegten und die Lasten zurechtmachten, ging ich mit einigen Männern zu dem

Schauplatz des nächtlichen Ereignisses. Es war aber wenig zu sehen. Man konnte nur die Spur einer großen Antilope und einige Furchen im Grase feststellen. Während wir noch den Boden untersuchten, rief ein Soldat, der die Spuren weiter verfolgt hatte und durch das Aufflattern einiger Vögel aufmerksam geworden war, plötzlich von weitem: „Herr, komm hierher, hier liegt ein Waldhund, ein mbua-ya-muitu". Ich eilte hinzu und fand die frischen Überreste eines von Geiern schon halb verzehrten Hyänenhundes. Augenscheinlich war er von einer unserer Kugeln getroffen und hatte sich bis zu jener Stelle geschleppt, wo er verendet war. Die Verfolger der Antilope waren also Hyänenhunde gewesen. Das war des Rätsels Lösung.

Morogoro.

Am Fuße des Uluguru-Gebirges hatte ich eines Morgens im November 1893 Rast gemacht. Meine Karawane lagerte an einer Stelle im Walde, wo ein leise murmelnder Bach den Weg kreuzte. Auf der ganzen Landschaft lag eine friedliche Stimmung. Durch die sich leicht im Winde bewegenden Gipfel der hohen Bäume schossen hin und her die Sonnenstrahlen und fuhren wie spielend in leuchtenden Gebilden über den mit kurzem Gras bewachsenen Boden. Im Schatten über dem Gewässer wirbelte wie Schneegestöber eine Wolke von weißen und bunten Schmetterlingen durcheinander. Und zwischen den Bäumen hindurch erblickte man das dunkle Bergmassiv, das wie eine blaue Wand gen Himmel strebte.

„Willst Du nicht die Simbamuene besuchen, Herr?" sagte zu mir mein Kirongosi Hamiß, der unbemerkt sich mir genähert hatte. — „Wie, sind wir ihr denn so nahe?" fragte ich erstaunt. — „Ihr Dorf liegt kaum zehn Minuten von hier", entgegnete der Mann. — Mit den Worten: „Gut, gehen wir",

ſtand ich auf, gebot einigen meiner Leute, mir zu folgen, und machte mich mit Hamiß auf den Weg — Als wir nach einigen hundert Schritten aus dem Pori traten, ſahen wir die von einer Verpaliſſadierung umfriedigte, große Ortſchaft dicht vor uns liegen. —

Die Simbamuene, eine ſchon bejahrte und ergraute, korpulente Dame, war eben mit den Vorbereitungen zu einem Pombefeſte beſchäftigt. Überraſcht erhob ſie ſich aus dem Kreiſe ihrer Frauen und trat, etwas ſchwankend, mir mit einem Humpen Matamabier entgegen. — „Jambo, bana mkuba", begrüßte ſie mich, „Du kommſt gerade recht, an unſerem Trunke teilzunehmen; tritt ein in meine beſcheidene Hütte, karibu! karibu!"

Da ich es vorzog, im Freien zu bleiben, ſo ließ ſie einen ſchon etwas verblichenen Tronſeſſel, der ihr einſt von Seyid Bargaſch, dem Sultan von Sanſibar, geſchenkt worden war, herbeiholen und bat mich, darauf Platz zu nehmen. — So ſaß ich denn auf einem goldenen Trone unter freundlichen ſchwarzen Hofdamen, unterhielt mich ſcherzend mit einer afrikaniſchen Herrſcherin und trank ſchäumende Honigpombe dazu.

„Du, Hamiß", murmelte mein Diener Mandoa leiſe lachend hinter mir, „wie wäre es Dir wohl ergangen, wenn Du vor zehn Jahren mit Waren hier vorüber gezogen wärſt?" — „Ja", erwiderte Hamiß, der neben mir auf dem Boden hockte, „die Simbamuene iſt hübſch zahm geworden." — Dieſe Sultanin nämlich war früher ein Schrecken der kleinen Karawanen und dafür bekannt, daß ſie unter dem Vorwande der Erhebung von Wegezoll (hongo) wehrloſe Händler ſtets erbarmungslos ausplünderte. —

Der Name Simbamuene hat die Bedeutung von „Beſitzerin der Löwenhaut" d. h. etwa „Purpurträgerin". Nur der Sultan eines Landes im Innern iſt berechtigt, eine Löwenhaut zu beſitzen und ſich ihrer als Sitzgelegenheit und Unterlage zu bedienen. Dieſe Befugnis iſt eins ſeiner Hoheitsrechte.

Nicht lange hatte ich mit der Simbamuene geplaudert, als plötzlich ein neuer Beſuch in die Erſcheinung trat. Es

war der etwa vierzigjährige Bruder der Sultanin, der Häuptling Kingo von Morogoro, der auf die Einladung seiner Schwester hin aus seiner zwei Stunden entfernten Residenz gekommen war, um sich an dem Pombegelage zu beteiligen. Kingo war ein kleiner dicker Herr mit angenehmen Gesichtszügen in gewählter arabischer Tracht, der augenscheinlich das Bestreben hatte, sich möglichst würdig zu benehmen. Er vermied aufs äußerste jede schnelle Bewegung, sprach höflich und sanft und führte zierlich, wie ein Fräulein, alle Augenblicke ein weißes Taschentuch zum Munde. Mir gegenüber zeigte er sich außerordentlich entgegenkommend, lud mich ein, bei ihm mein Lager aufzuschlagen, und war, als ich für diesen Fall auf sofortigem Aufbruch bestand, ohne weiteres bereit, unter Aufgabe aller Pombefreuden mich zu begleiten. So verabschiedete ich mich denn von der Simbamuene, setzte meine Karawane in Marsch und ritt an ihrer Spitze mit Kingo in das fruchtbare Tal von Morogoro ein.

Bis zur Höhe von 2500 Metern erhob sich vor mir das mächtige Uluguru-Gebirge steil aus der Ebene. Hie und da ergossen sich über Felsen und Matten schäumende Bäche herab. Zahlreiche Wakami-Dörfer klebten wie Nester an dem Gebirgshange, und schimmernd sprangen die silbergrauen Dächer der Hütten aus dem dunklen Grün des Hochwaldes hervor. Auf einem Vorberge am Rande einer von einem Bergstrome durchrauschten Schlucht lag die katholische Mission der Väter vom heiligen Geist. Und stolz ragte der Kirchturm, das Wahrzeichen christlicher Kultur, in die strahlend blaue Luft hinein. Die ganze Ebene war bedeckt mit Feldern von Matama, Mais und Hülsenfrüchten, die Ufer der Bäche waren mit Zuckerrohr bestanden, und überall zeigten sich die Spuren friedlicher und fleißiger Arbeit.

In Morogoro angelangt, schlug ich auf einem der freien Plätze des Dorfes mein Zelt auf, während meine Leute es sich in den nächsten Häusern und Hütten bequem machten. — Zum Willkomm schickte mir Kingo ein großes Gefäß mit saurer Milch, der ich indes keinen Geschmack abgewinnen konnte. Da ich also

zu Gunsten meiner Dienerschaft auf diesen Genuß verzichtete, so erschien der Häuptling, der mich absolut bewirten wollte, mit einer Flasche Farre, den er aus Bagamoyo bezogen hatte. — Kingo, der den Champagner, den Scherbet uleia, beinahe noch höher schätzte als seine Honigpombe, wußte überhaupt zu leben. Er wohnte in einem hübschen, aus Steinen und Kalk erbauten Hause, dessen Wohnzimmer mit einem Sessel, einem hohen Wandspiegel, einem Himmelbett und sonstigen schönen Dingen möbliert war. Nur etwas dunkel war es in diesem Raume, da das nach Kingos Ansicht höchst überflüssige Fenster einfach mit Brettern zugenagelt war. — Das eigentliche Gehöft des Sultans war von einer krenelierten Mauer umgeben, während der übrige Teil der Residenz durch ein Pfahlwerk geschützt wurde.

Kingo schenkte mir auch das Fell eines mächtigen alten Löwen, der wenige Tage vorher durch die Krieger des Häuptlings erlegt worden war. Die Landschaft Morogoro war durch diesen menschenfressenden Löwen, der die Gewohnheit gehabt hatte, nachts die Hütten der Feldarbeiter zu umlauern und die beim Morgengrauen heraustretenden Bewohner zu greifen, längere Zeit hindurch arg beunruhigt worden. Als nun kürzlich wieder durch das Raubtier ein zwölfjähriges Mädchen getötet worden war, hatte sich der phlegmatische Kingo endlich ermannt und den Landsturm seines Gebietes mit Erfolg zum Kampfe gegen den Löwen aufgeboten.

Noch am Tage meiner Ankunft stieg ich nachmittags mit Kingo hinauf zur Missionsstation, wo ich von den guten Vätern freundlich empfangen wurde. Inmitten von Palmen und Orangenbäumen ist die Mission auf einem Hügel unter einer steil aufsteigenden Felswand gelegen. Die Anlagen, in erster Linie eine Kaffeeplantage, erstrecken sich in einer malerischen Schlucht bis ins Gebirge hinein. In einem durch eine Wasserleitung bewässerten Garten zieht der Bruder Gärtner der Mission das köstlichste Gemüse, vor allem Mohrrüben und Kohlköpfe von ganz unglaublichen Dimensionen.

Auch die Missionsstation stand damals unter dem Zeichen des Löwen. Kurze Zeit vorher war nachts ein Löwe in die Mission eingebrochen, und hatte die Schuppen und Stallungen des Viehhofes revidiert. Da es ihm nicht gelungen war, in die Viehställe einzudringen, so hatte er sich den Wohnungen der Missionare zugewandt. Über eine Veranda spazierend, erschaute er das offene Fenster eines Zimmers, in dem ein Bruder den Schlaf der Gerechten schlief. Interessiert hob der Löwe die Vorderpranken auf das Fensterbrett und steckte seine Nase zwischen den nur fingerdicken Holzstäben der Vergitterung hindurch. Er hätte nur einen leisen Ruck mit dem Kopfe zu machen brauchen, und das Gitterwerk wäre zertrümmert gewesen. Durch das Knurren des Raubtieres erweckt, schaute der Bruder nach dem Fenster hin und erblickte dort das furchtbare Löwenhaupt. Eine Waffe hatte er nicht zur Hand und fliehen konnte er nicht, da die Tür des Zimmers gleichfalls auf die Veranda führte. So lag er denn, starr vor Schrecken, auf seinem Lager und wagte kaum zu atmen. Endlich trat der Löwe vom Fenster zurück, und ließ sich behaglich knurrend auf der Veranda nieder. — Er konnte warten! — Noch Stunden lang hielt er durch sein Schnauben und Schmatzen den geängstigten Bruder munter, bis schließlich der werdende Tag den Unhold vertrieb.

Als nach all diesen Erzählungen ein junger Pater mir bei Sonnen-Untergang die Kaffeeplantage zeigte, blickte er von Zeit zu Zeit scheu zur Seite und gab mir auf meine Frage, wonach er denn so eifrig ausspähe, die Versicherung, daß gewiß ebenso wie an den vorhergehenden Abenden auch jetzt wieder ein Löwe in der Nähe sei. — Augenscheinlich fingen die Löwengeschichten an, alle Welt in Morogoro nervös zu machen.

Nach einem solennen Abendessen auf der Mission wandten Kingo und ich bei hellem Mondscheine uns unseren heimischen Zelten zu, und nach kaum einstündigem Marsche waren wir

in Morogoro glücklich wieder angelangt. Ganz befriedigt von den Erlebnissen des Tages suchte ich mein Feldbett auf, um mich durch einen langen Schlaf zu kräftigen für die Reisestrapazen des folgenden Morgens.

Usagara.

Hat man in Ostafrika die wildreichen Jagdgründe der Makata-Ebene durchkreuzt, und hat man auf kühngeschwungenem Brückenstege den rauschenden Mukondogwafluß überschritten, so sieht man in blauer Ferne das Usagaragebirge, wie ein Land der Verheißung, sich vor einem aus der Ebene erheben. Dort liegt also Usagara, die von so manchem Afrikareisenden ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen so hoch gepriesene Landschaft, welche mit Fug und Recht als die Wiege der Kolonie „Deutsch-Ostafrika" bezeichnet werden darf! Ist es doch dieses Bergland gewesen, das die Blicke der „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation" auf sich gelenkt und die deutschen Kolonialmänner in erster Linie zur Erwerbung des ostafrikanischen Schutzgebietes angereizt hat. — Usagara war das Kleinod, zu dessen Gewinnung zielbewußt die Herren Dr. Peters, Dr. Jühlke und Genossen im Dezember 1884 auszogen.

Schau ich auf die dunkelblauen
Berge Usagaras hin,
Kommen mir die altersgrauen
Deutschen Burgen in den Sinn;

summte ich für mich hin, als ich mich am 8. Dezember 1894 auf dem Marsche nach Tabora dem Usagaragebirge näherte. Tatsächlich fühlt man sich von der einen dort umgebenden lieblichen Szenerie ganz heimatlich berührt. Man glaubt in Thüringen zu sein, und unwillkürlich schaut man sich nach irgendwelchen Burgruinen oder sonstigen malerischen Berggipfelkrönungen um, wie man sie in Deutschland zu sehen ge-

wöhnt ist. Aber kein romantisches Gebilde unterbricht das ewige Grün des afrikanischen Busches, der, wie mit Filigranarbeit, gleichmäßig Höhen und Schluchten überzieht. Kein harter Ton stört die zarte Färbung des Gebirges, kein harter Laut die Stille des Waldes. Hie und da nur sieht man über den Spitzen der Berge einen Geier seine einsamen Bahnen ziehen, oder den bunten Gaukler sich bei seinen sonderbaren Flugübungen in den Lüften jäh überstürzen.

Ich übernachtete in Kimamba. Nach einem Marsche von mehreren Stunden erreichte ich am folgenden Morgen den Distrikt Kondoa. Im Jahre vorher war Usagara von dem kriegerischen und wilden Räubervolke der Wahehe überfallen worden; und noch waren die dem Lande geschlagenen Wunden nicht gänzlich vernarbt. Nicht selten sah man Brandstätten und zerstörte Gehöfte. Nichtsdestoweniger machte Kondoa einen keineswegs ärmlichen Eindruck. So sehr die Wahehe auch gewütet, so hatten sie doch den Baumbestand der Schamben nicht vernichten, den fruchtbaren Boden der Ländereien nicht verderben können. — Die Schamben zeigten sich wieder reichlich bestellt, und überall sah man die Eingeborenen auf den Feldern arbeiten.

Gegen Mittag machte ich in der dortigen Araberniederlassung Rast. Da mir Zeit genügend zur Verfügung stand, konnte ich mir den eigentlichen Schauplatz des Wahehe-Überfalls mit Muße betrachten. Einige artige Araber, die mich besuchten, erklärten sich gern bereit, mich zu führen. Wir hatten übrigens nur wenige hundert Schritte zu gehen. Zuerst wurde mir die Stelle im Walde gezeigt, wo der Kommandant von Kilossa, Leutnant Brüning, mit einer Anzahl seiner Soldaten im Kampfe gegen die Wahehe den Heldentod gefunden hatte. Unmittelbar neben ihm war, bis zum letzten Atemzuge kämpfend, der arabische Wali von Kondoa, Sef bin Seliman, gefallen. Unweit der Wahlstatt, unter einigen hohen Bäumen, hatte man den tapferen deutschen Offizier inmitten seiner getreuen Krieger, die mit ihm gefallen, in die Erde gebettet. — Sämtliche Gräber waren gut und sauber gehalten.

Station Kilossa in Usagara

Sodann sah ich mir das Dorf an, wo die Wahehe die Häuser geplündert und verbrannt, die männlichen Einwohner getötet und die Weiber und Kinder geraubt hatten. Auch einige Araberinnen, die Frauen des Walis, waren mit fortgeschleppt worden. Da kurz vor meiner Ankunft in Kondoa die Wahehe in ihrem eigenen Lande von den Regierungstruppen gänzlich geschlagen und besiegt worden waren und darum weitere Einfälle der ersteren nicht zu befürchten standen, so herrschte in Usagara große Freude unter der Bevölkerung, und ein jeder gab sich mit besonderer Genugtuung dem Gefühle unbedingter Sicherheit hin.

Als ich aus dem freundlichen Kondoa abmarschierte, ließen es sich die Araber nicht nehmen, mich eine ganze Strecke weit zu begleiten.

Eine Stunde später langte ich in Kilossa an, wo ich von dem Stationschef, einem meiner älteren Kameraden, so liebenswürdig aufgenommen wurde, daß ich seiner Aufforderung, dort einen Ruhetag zu machen, mit Vergnügen nachkam.

Die Station Kilossa liegt, mit reizvoller Umgebung und köstlicher Aussicht, auf einer Anhöhe, und zwar an der Stelle, wo der Mukondogwa aus dem Gebirge heraustritt, um sich der Makata-Ebene zuzuwenden. Das Gewässer fließt unmittelbar am Fuße des Stationshügels vorüber. Durch das schattige Tal dieses Bergstromes führt, über Kiora und Muinisagara, die Karawanenstraße nach Mpapua. Muinisagara ist von Kilossa etwa sechs Marschstunden entfernt.

Über der Station Kilossa, die im Jahre 1892 von Hauptmann Prince angelegt wurde, herrschte anfangs ein Unstern. Aus allerlei dienstlichen Gründen mußten die Befehlshaber häufig wechseln, ein Umstand, der dem Gedeihen der Station nicht gerade förderlich war. Zwei Stationschefs, Brüning und Fließbach, fielen nach einander vor dem Feinde.

Nachdem die Veste schon einmal vollständig abgebrannt war, bekamen später ihre aus Lehm und Stein bestehenden

Mauern und Bastionen tiefe Risse, so daß fast die ganze Station vom Grunde aus neu aufgebaut werden mußte. Bei meinem ersten Besuche, 1894, war sie noch im Bau begriffen; und nur das Hauptgebäude war bewohnbar. Als ich jedoch 1896 auf meinem Rückmarsche zur Küste Kilossa wieder passierte, war die Station vollkommen fertig gestellt und machte einen ebenso gediegenen wie behaglichen Eindruck. Sie hatte sich zu einem großen Anwesen mit Gärten, Viehhöfen und Wirtschaftsgebäuden entwickelt; und aus den am Flusse liegenden Häusergruppen der Askaris und Stationsangehörigen war inzwischen ein ganzer Ort mit Läden und Geschäftslokalen entstanden. Dank der sicheren Zustände im Lande hatten sich Handel und Verkehr sichtlich gehoben.

Heute sind alle Verhältnisse in Usagara völlig geordnet; und die Verwaltung ist in so friedliche Bahnen getreten, daß die Militärstation Kilossa als solche aufgehoben und in ein Bezirksamt umgewandelt werden konnte.

Kismet.

„Wahrhaftig, Du kannst froh sein, daß Du so gut davongekommen bist", sagte ich zu dem Sudanesen-Ombaschi Abdulcher Farrag, welcher, neben mir herschreitend, mir eine Schilderung von dem unglücklichen Gefecht bei Lula in Uhehe gegeben hatte. Wir befanden uns auf dem Durchmarsche in Ugogo, der Sohle des ostafrikanischen Grabens, und zwar in der Gegend von Unyangwira. Vor uns lag der westliche Grabenrand, der wie ein dunkelblauer Wolkenstreifen am Horizonte den Blick begrenzte. Um uns dehnte sich nach allen Seiten die mit kurzem, hartem Grase bedeckte Steppe aus. Hie und da in der Ferne sah man niedrige buschbewachsene Kuppen, auf denen sich, wie prähistorische Grabmale, vom Regen verwaschene Felsgebilde erhoben. — Abdulcher, der im

Jahre 1890 in Dar-es-Salaam unter mir gedient hatte, und der von mir damals zum Ombaschi eingegeben worden war, gehörte der Eskorte an, die mich 1894 nach Tabora begleitete. Da er ein ebenso aufgeweckter, wie braver Bursche war, unterhielt ich mich unterwegs gern mit ihm. Er hatte im August 1891 den unglücklichen Zelewski'schen Zug nach Uhehe mitgemacht, und war einer der wenigen Soldaten, die den Untergang der Expedition mit überlebt hatten. Von seiner Kompagnie waren nur 11 Mann übrig geblieben.

„Es ist richtig, Herr" begann der Soldat wieder, indem er sein Gewehr auf die andere Schulter legte, „daß ich in Uhehe von Glück sagen konnte. Ich habe mich indes schon in Lagen befunden, wo es noch schlimmer zuging, als dort".

„Das glaube ich, Abdulcher", versetzte ich, „wenn Du gegen den Mahdi gefochten hast, wirst Du manche bösen Dinge erlebt haben."

„Eigentlich habe ich", fuhr er fort, „so lange ich erwachsen bin, ein Kriegsleben geführt, und ich wundere mich oft darüber, daß ich noch existiere."

„Erzähle mir Deinen Lebenslauf", ermunterte ich ihn.

„Sehr gern, Herr, wenn Du erlaubst. — Ich bin also in Darfur vor etwa 30 Jahren geboren, und gehöre dem viehzüchtenden Baggara-Stamme der Habania an, kam aber schon früh in meiner Jugend mit Verwandten nach Dongola am Nil, wo ich unweit des Geburtsortes von Schech Mohamed Achmed, dem späteren Mahdi, wohnte. Als ich zum Manne herangereift war, begab ich mich mit meinem Freunde Daut, einem jungen Dongolani, stromabwärts nach Masr, der Stadt, die Ihr Europäer Kairo nennt, um dort Geld zu verdienen.

In Masr trat ich in den Dienst eines europäischen Kaufmanns, während mein Reisegefährte, der körperlicher Arbeit abhold war, Soldat wurde. Bei dem Weißen, bei dem ich Hausdiener war, gefiel es mir sehr gut, da er sich mir gegenüber freundlich und wohlwollend zeigte. Jedesmal aber, wenn ich mit Daut zusammentraf, schilderte mir dieser das Soldatenleben

in so lockenden Farben, daß ich nicht übel Lust empfand, mich auch anwerben zu lassen. Tatsächlich spielten auch die Soldaten zur Zeit des Arabi-Pascha in Egypten eine große Rolle und konnten tun, was sie wollten. Ich blieb jedoch vorläufig bei meinem Handelsherrn, da ich keinen rechten Grund hatte, mich zu verändern. Als dieser aber wegen der fortdauernden Unruhen sein Geschäft im Stich ließ, und nach Europa abreiste, meldete ich mich bei dem Sgkolrasi*) meines Freundes Daut, und ließ mich in seine Kompagnie einreihen. — Unsere Löhnung, ein egyptisches Pfund pro Monat, war nur gering; indes hatten wir unser Auskommen, und wenig zu tun.

Wenige Wochen nach meinem Eintritt in das Militär brach der Krieg von Arabi Pascha gegen die Engländer aus (1882). Es begann nun ein lustiges Leben, in welchem es zuweilen allerdings recht bunt zuging, und wir so herumgeworfen wurden, daß wir kaum zur Besinnung kamen. Zuerst nach Alexandrien geschickt, diente unser Regiment einem Fort zur Besatzung, das während des Bombardements in die Luft flog. Hätten wir es nicht kurz vorher geräumt gehabt, wären jedenfalls viele von uns darin umgekommen. Wir hatten uns aber nicht mehr darin halten können, weil durch die englischen Granaten das ganze Mauerwerk zerstört worden war. In guter Ordnung zogen wir aus der Stadt hinaus, und setzten uns in Kafr-ed-Dauer, dicht hinter Alexandrien fest, wo wir uns verschanzten. Als die Engländer uns hier angriffen, wurden sie trotz eines Riesengeschützes, das sie auf einem Eisenbahnwagen mit sich brachten, so kräftig zurückgeschlagen, daß sie jeden weiteren Versuch, uns aus dieser Stellung zu vertreiben, aufgeben mußten. Dafür griffen sie uns nun aber vom Suez-Kanal aus an. Sobald unserem Pascha bekannt geworden war, daß die englischen Schiffe nach Port Said abgefahren waren, warf er einen großen Teil seiner Truppen nach dem östlichen Egypten. Auch unser Regiment

*) Hauptmann.

wurde auf die Bahn gepackt und nach Ismailia beordert. — Wir kamen aber nur bis Maschuta, weil Ismailia inzwischen vom Feinde schon besetzt worden war. — Eben damit beschäftigt, den Süßwasserkanal abzudämmen, wurden wir von den Engländern überrascht, die uns durch ihre Übermacht zwangen, nach Mahsame und von da nach Tell-el-Kebir zurückzugehen. Einige Tage darauf kam es zur Schlacht bei Tell-el-Kebir, in der wir geschlagen wurden. Ich selbst wurde am Bein verwundet, und konnte nur mit knapper Not von meinem Kameraden Daut nach Zagazik gerettet werden".

„Wie kam es nur, Abdulcher", unterbrach ich den Ombaschi, „daß Ihr, die Ihr doch gute Soldaten seid, Euch von den Engländern bei Tell-el-Kebir so gründlich verhauen ließet".

„Ach, Bana Mkuba, wir taten, was wir konnten", entgegnete er. „Wie wir uns gewehrt haben, zeigt der Umstand, daß wir einen Verlust von 3000 Mann hatten. Die Engländer kamen in der Nacht heranmarschiert, und unternahmen bei Tagesanbruch den Sturm auf unser Lager. Als bei uns alarmiert wurde, standen sie schon dicht vor unseren Werken. Wir sprangen in die Schützengräben und feuerten, was das Zeug halten wollte; hielten aber, weil wir unsere Remington-Gewehre nicht genau kannten, immer zu hoch. Wären wir vorher besser mit der Waffe ausgebildet worden und hätten wir vor allem einmal nach der Scheibe geschossen, so wäre die Sache wohl anders gekommen. So nutzte uns unsere Standhaftigkeit wenig; und es blieb uns nichts übrig, als zu weichen".

„Gut, fahre fort!" sprach ich zu dem Soldaten.

„In Zagazik blieben wir, bis meine Beinwunde geheilt war. Es kümmerte sich Niemand um uns, weil der Krieg inzwischen dadurch sein Ende erreicht hatte, daß Arabi Pascha von den Engländern gefangen genommen war. Nach etwa 4 Wochen gingen Daut und ich nach Masr, um uns wieder zum Dienst zu melden. Wir wurden auch angenommen, und in ein neues

Regiment eingestellt, das bestimmt war, mit nach dem Sudan zu marschieren, wo der Dongolaui Mohamed Achmed sich gegen die egyptische Regierung empört hatte. — Dieser Derwisch-Schech hatte sich, als er seiner aufreizenden Lehren wegen von dem Chediven für den falschen Propheten erklärt worden war, sich selbst als „Mahdi el Monteser" ausgegeben, der da kommen soll, die gesunkene mohamedanische Religion zu reinigen und wieder aufzurichten. Er tat Wunder und Zeichen, und alle Welt glaubte an ihn". —

„Glaubtest Du denn nicht an den Mahdi, Abdulcher?" fragte ich.

„Nein", antwortete der Ombaschi lächelnd, „wir Soldaten hatten besseres zu tun, als über Glaubensfragen nachzugrübeln. Für uns war die Ansicht Effendina's, des Chediven, der doch auch ein Mohamedaner war, maßgebend. Außerdem sollte ja der zu erwartende Mahdi aus Mecka und nicht aus Nubien kommen. Daß sich Allah just eines Dongolauis für seine Zwecke bedienen werde, war kaum anzunehmen. — Immerhin, im Sudan fand Mohamed Achmed Glauben; und demgemäß einen so starken Anhang, daß er sich in der Lage sah, den Djihad, den Glaubenskrieg, zu eröffnen.

Als wir in Chartum, wo damals Abdelkadr Pascha Generalgouverneur war, anlangten, hatte der Mahdi schon alle gegen ihn ausgesandten Truppen-Abteilungen geschlagen und bereits El-Obeïd, die Hauptstadt von Kordofan, eingenommen (Januar 1883).

Über den Nutzen militärischer Expeditionen gegen Mohamed Achmed war man damals im Zweifel. Abdelkadr Pascha hielt jedes weitere Vorgehen gegen den Mahdi, bei ungenügender Streitmacht, für aussichtslos, und war der Meinung, daß nur die Nil-Linie verteidigt zu werden brauche, um den Aufstand auf seinen Herd zu beschränken. Auch die englischen Offiziere, die an unserer Spitze standen, vor allem Hicks Pascha, schlossen sich dieser Ansicht an. In Masr aber war man entrüstet, daß mit dem elenden Derwisch-Schech so viele Umstände gemacht

würden, und man berief Abdelkadr ab, um Allaheddin Pascha an seine Stelle zu setzen. — Die Tatsachen sollten dem ersteren jedoch recht geben; denn während wir am Nil überall siegreich gewesen waren, ging in Kordofan alles verloren. — Der neue Generalgouverneur trat sogleich sehr schroff auf. — Er verlangte von Hicks Pascha, der übrigens die Rebellen schon (im April 1883) bei Kaua am Nil geschlagen hatte, daß er alsbald Maßnahmen zur Wiedereroberung El Obeïd's träfe, und erklärte, als dieser Schwierigkeiten machte, daß er selbst die Expedition begleiten werde. Infolgedessen sah sich Hicks Pascha gezwungen, gegen seine Überzeugung den Feldzug zu beginnen. Im Lager von Ed Duem am Weißen Nil, wo sich die Expeditions-Truppen (September 1883) sammelten, trat ich mit Daut zur Kamel-Reiterei über, die zum Schutz des ungeheuren Troßes geschaffen war. Dies hatte für uns den Vorteil, daß wir nicht zu laufen brauchten und auf unseren Kamelen genügende Vorräte zu eigenem Gebrauch mit uns nehmen konnten. Reit- und Lastkamele zusammen mochten etwa 6000 Köpfe zählen.

Ende September setzte sich die etwa 11000 Mann starke Expedition in Bewegung. Indes schlugen wir nicht die gewöhnliche Straße über Bara, sondern die südlichere über Rahat ein. — Wir marschierten außerordentlich langsam und gebrauchten über einen Monat für eine Strecke, die nicht weiter ist, als von Bagamoyo bis nach Usagara (250 Kilometer)".

„Wie ist denn das Terrain dort?" warf ich ein, „es ist wohl sehr sandig und wüstenhaft?"

„Oh, durchaus nicht, Bana Mkuba, im Gegenteil", versetzte der Soldat, „jenes Gebiet ist mit Bäumen und mannshohem Gras bedeckt, und hat viel Ähnlichkeit mit dem Pori hier zu Lande. — Da wir in einem großen Karré marschierten, so waren wir sehr behindert und konnten nur mit Mühe unsere Kamele durch den Busch dirigieren. Vom Reittier herab hatte man allerdings einen gewissen Überblick über das vor uns liegende Gelände; die zu Fuß marschierenden Soldaten jedoch

sahen so gut wie gar nichts. Kurze Zeit schon nach unserem Abmarsche aus Ed Duem hatten wir die Verbindung mit dem Weißen Nil verloren; und es stellte sich heraus, daß wir durch die Mahdisten vollständig abgeschnitten worden waren. In Bezug auf den Proviant waren wir also auf das angewiesen, was wir uns mitgebracht hatten.

Unsere Lage wurde dadurch noch kritischer, daß die Transporttiere den schlimmen Verhältnissen des Landes nicht gewachsen waren. Die Kamele fanden nicht das ihnen zusagende Futter und wurden durch die Terrainschwierigkeiten in ihren Bewegungen gehemmt. Infolgedessen litten sie stark unter den Anstrengungen und Entbehrungen des Marsches, und gingen in hellen Haufen zu Grunde. Dabei fehlte es uns an Wasser. Wenngleich wir dem Laufe eines Regenstromes folgten, so stießen wir doch selten auf einen Tümpel, der für die ganze Armee genug Wasser lieferte. Das Flußbett war beinahe ausgetrocknet. — Bald stand die ganze Expedition Hunger und Durst aus, und bewegte sich in dumpfer Gleichgültigkeit vorwärts. Hyänen folgten unseren Spuren und der Flügelschlag von zahllosen Aasgeiern ertönte über unseren Häuptern. Es war eine unheimliche Stimmung auf diesem Marsche durch die heißen, öden Wälder. Ein Jeder sah den Untergang der Armee voraus und war sich bewußt, daß es ein Zurück für ihn nicht gäbe. Die Gegenden, die wir durchzogen, erwiesen sich alle als menschenleer. Waren doch die Bewohner der wenigen Dörfer, die am Wege lagen, entflohen. — Nur hie und da zeigten sich in der Ferne einige feindliche Reiter, die uns beobachteten. Sahen sie sich entdeckt, so waren sie im nächsten Augenblick hinter Busch und Baum verschwunden. —

Wenngleich Jedermann versuchte, seine Schuldigkeit zu tun, so war es mit der Disziplin in der Expedition doch nur übel bestellt. Allerdings ist von Leuten, die wochenlang nichts anderes zu essen bekommen, als das Fleisch von zusammengebrochenen Kamelen, nicht viel zu erwarten. Außerdem munkelte man, daß zwischen den egyptischen und europäischen

Offizieren Uneinigkeit herrsche, und daß Streitigkeiten zwischen ihnen ausgebrochen seien. —

In Rahat, einer Landschaft, in der sich verschiedene Quellen vorfanden, lagerten wir einige Tage lang, um Hülfsvölker zu erwarten; ein Aufenthalt, der insofern nutzlos war, als die letzteren nicht erschienen. Da jedoch auch in Rahat die Brunnenlöcher bald erschöpft waren, so wandte sich Hicks Pascha den Teichen von Alloba zu, in der Hoffnung, dort endlich genügend Wasser für die durstende Armee zu finden. Wir standen jetzt südöstlich von El Obeïd und waren nur noch wenige Tagemärsche von dieser Stadt entfernt, in welcher sich der Mahdi mit seinen Derwischen aufhalten sollte. — Eines Tages sahen wir uns umschwärmt von mächtigen Reiterhaufen, die uns unaufhörlich belästigten, sich aber bei jedem Vorstoß, der unsererseits gemacht wurde, zurückzogen. — Am nächsten Morgen jedoch (3. Nov. 1883) wurden wir während des Marsches von größeren, nach vielen Tausenden von Kriegern zählenden Rebellenhaufen ernstlich angegriffen. Wir machten Halt, errichteten eine Dornen-Boma, und stellten unsere Geschütze auf. Es gelang uns zwar, uns der heranstürmenden Gegner zu erwehren; wir erlitten aber selbst so starke Verluste, daß jede Aussicht auf Sieg ausgeschlossen war. — Es war eine fürchterliche Nacht, die nun folgte. Wir verkamen fast vor Hunger und Durst, und waren außerdem den Kugeln der Feinde ausgesetzt, welch letztere sich unter dem Schutze der Dunkelheit wieder herangeschlichen hatten, und uns aus ihren Deckungen heraus von allen Seiten beschossen. Da in unserer Boma alles dicht zusammengedrängt lag, so ging fast keines der feindlichen Geschosse fehl. — Das Stöhnen und Ächzen der getroffenen Tiere, sowie das Gewimmer und Geschrei der verwundeten Menschen war entsetzlich. — Als wir bei Tagesgrauen um uns schauten, waren wir entsetzt über das Unheil, das uns betroffen hatte. — So traurig es auch war, die Boma mit Toten, Verwundeten und Geschützen im Stich lassen zu müssen, so konnten wir sie doch nicht halten. Wir mußten weiter, um

zu einem Gewässer zu gelangen, da die Expedition dem Verdursten nahe war. Daut und ich waren noch im Besitz unserer Reitkamele geblieben. Unser Jusbaschi*), Belal Effendi, hatte uns befohlen, uns in seiner Nähe zu halten, da er mit seinen Reitern einen Durchbruch-Versuch machen wollte. Wir waren erst eine kurze Strecke marschiert, als wir uns plötzlich von einer ungeheueren Masse von Derwischen umringt sahen. Sie mochten mehr als 100000 Mann stark sein. Ohne sich an unser Feuer zu kehren, warfen sie sich mit der blanken Waffe auf uns, und sprengten das Karré, in dessen Mitte wir Reiter uns befanden, auseinander. Einer der Ersten, die fielen, war Hicks Pascha. Was nun folgte, war ein wüstes Morden. Jetzt war der Moment gekommen, wo wir alles daransetzen mußten, uns zu retten. „Mir nach, meine Brüder!" schrie Belal Effendi, riß sein Roß herum, und sprengte mitten in einen Haufen von Derwischen hinein. Einige Lanzenreiter, sowie Daut und ich, jagten hinterdrein. In dem Kampfgewirr, das nun entstand, wurde mein Freund vom Kamel gerissen, und durch einen gräulichen Kerl mit dem Speere erstochen. Während ich noch erschrocken nach Daut hinblickte, erhielt auch ich einen so heftigen Schlag in das Genick, daß ich kopfüber von meinem Tiere herabstürzte. Was alsdann weiter geschehen ist, entzieht sich meinem Bewußtsein. —

Als ich wieder zu mir kam, war es Nacht. Im ersten Augenblicke fürchtete ich, geblendet zu sein, da es mir vorkam, als sei ich erst vor einigen Minuten vom Kamele gefallen. Zu meinem Troste aber sah ich die Sterne durch die Kronen der Bäume schimmern. Um mich herum herrschte ein grauenhaftes Schweigen; nur hier und da klangen aus der Ferne seltsame Laute zu mir herüber. — Ich wollte mich aufrichten, vermochte indes das Haupt kaum zu regen. Mir war, als seien mir die Halswirbel durchschlagen.

---

*) Leutnant.

Als ich einen abermaligen Versuch machte, mich zu erheben, raubte mir der Schmerz die Besinnung, und ich verfiel in eine Art von Halbschlaf. Aus dieser Betäubung wurde ich durch Stimmen geweckt, die sich mir näherten. „Jetzt wirst Du getötet", dachte ich, empfand aber keine Spur von Furcht. Mir war alles einerlei. Bald darauf fühlte ich, wie sich einige Leute mit mir zu schaffen machten, mich auf ein Traggestell legten, und mich wegschleppten. Sie brachten mich nach dem Rande eines unweit unserer alten Boma gelegenen Teiches, von dessen Vorhandensein wir leider keine Ahnung gehabt hatten. — Dort wuschen sie mir das Blut vom Halse ab und verbanden mir meine Wunde. Wie sich herausstellte, hatte ich einen Wurfspeer hinter das rechte Ohr erhalten. Die Klinge des Speers war mir zwar in den Hinterkopf gedrungen, hatte mich aber nicht tödlich verletzt. — Als ich die Augen aufschlug, graute der Tag. Ich erschrak, als ich meine Retter erblickte. Es waren Ansar, d. h. Krieger des Mahdi, die sich in der Morgen-Dämmerung auf das Schlachtfeld begeben hatten, um die Leichen zu plündern. Mich am Leben findend, hatten sie mir zuerst den Garaus machen wollen; sodann aber meiner geschont, weil sie an den eingeschnittenen Abzeichen auf meiner Wange gesehen hatten, daß ich ihres Stammes sei. — Als ich mich nach dem Schicksal meiner Kameraden erkundigte, wurde mir mitgeteilt, daß sie sämtlich erschlagen seien. — Tatsächlich sind auch nur wenige Personen mit dem Leben davongekommen.

Von dem Kampfplatze aus wurde ich nach Birket geschafft, wo ich mich bald erholte. Als wir 4 Wochen später nach El Obeïd zogen, war ich schon ziemlich wieder hergestellt. —

Das Leben, das ich nun zu führen hatte, war keineswegs nach meinem Geschmack. Wie alle übrigen egyptischen Soldaten, die irgendwie in die Gefangenschaft des Mahdi geraten waren, wurde ich nicht besser wie ein Sklave behandelt. Bei jeder Gelegenheit regnete es Prügel und Schimpfworte. Die gewöhnliche Bezeichnung, mit der wir belegt wurden, war „ungläubiger Hund", trotzdem wir Soldaten doch mindestens ebenso

gute Mohamedaner waren, wie die Derwische. Um unsern Unterhalt kümmerte sich Niemand. Wir konnten froh sein, daß wir lebten, und mochten sehen, wie wir uns durchfütterten. Nicht einmal unseres Lebens waren wir sicher, und mehr als einmal sah ich mich gezwungen, bei meinen Landsleuten, den Habania, Schutz und Zuflucht zu suchen. Erst, als diese es durchsetzten, daß ich ihrer Kriegergenossenschaft zugeteilt wurde, gestaltete sich mein Dasein etwas erträglicher. Inzwischen hatte mich ein solcher Widerwille gegen die Mahdisten erfaßt, daß ich meines Lebens nicht mehr froh wurde, und nur daran dachte, mich dieser Sklaverei zu entziehen. Mit wahrem Abscheu betrachtete ich die mit bunten Lappen besetzte Giuppe, den Derwisch-Kaftan, den ich täglich anziehen mußte. Die geflickte Giuppe, von den Ansar als eine Art von Uniform getragen, sollte das Sinnbild der Enthaltsamkeit und der Entsagung sein, die die Derwische zu üben hatten. Der Genuß von Tabak und geistigen Getränken, sowie die Aufführung von Tanz, Spiel und Lustbarkeiten war streng verboten. Während aber der Mahdi in seinen Predigten stets auf die Nichtigkeit der irdischen Freuden hinwies, ließ er sich selbst an Wohlleben nichts abgehen. Er wurde alle Tage dicker und fetter, und auf 10 Schritt strömte er eine Wolke von Wohlgerüchen aus. —

Wer, wie meine Stammesgenossen nur unter den halbwilden Verhältnissen des Sudans gelebt hatte, mochte sich von der Lehre des Dongolani imponieren lassen; für uns andere, die wir die Kultur Egyptens kennen gelernt hatten, war das falsche Spiel, das der Mahdi und seine Chalifen aufführten, leicht zu durchschauen.

Einige Monate nach meiner Ankunft in El Obeïd gingen wir (im April 1884) mit dem Mahdi nach Rahat, demselben Platze, wo die Armee Hicks Paschas etliche Tage lang gelagert hatte. — Von dort aus hatte ich an einem Feldzuge teilzunehmen, der von den Derwischen gegen die im südlichen Kordofan wohnenden Nubaui unternommen wurde. Im September 1884 wurden wir zurückberufen und nach Chartum beordert, wohin

uns der Mahdi mit der Haupt-Streitmacht schon vorangezogen war". —

„Sag doch, Abdulcher", fragte ich den Erzähler „mit was für Waffen kämpften die Mahdisten? Ist es richtig, daß sie die Feuerwaffen verachteten und es vorzogen, mit Schwert und Lanze zu fechten?"

„Im Anfange des Aufstandes gewiß", versetzte er, „schon aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Feuerwaffen hatten. Später aber, als sie infolge ihrer Siege über die Regierungstruppen in den Besitz von Hinterladern und Munition gekommen waren, bedienten sie sich mit besonderer Vorliebe der Remington-Gewehre, wenigstens so lange, wie die Patronen reichten".

„Nun, weiter"!

„Mitte Oktober 1884 langten wir im Lager des Mahdi vor Omderman an. Mein Herz frohlockte, als der Nilstrom wieder zu meinen Füßen flutete, und die Palmen von Chartum am östlichen Horizonte auftauchten. Sah ich doch jetzt die Möglichkeit vor mir, in mir vertrautere Verhältnisse zurückzukehren. Das Leben bei den Derwischen war mir zur Last. Lieber wollte ich sterben, als mich noch länger von ihnen mißhandeln lassen. Die Habania schienen meinen Entschluß zu ahnen, und suchten mich vor übereilten Schritten zu warnen, taten aber nichts, um mich an der Flucht zu hindern. — Da wir anfangs vor der Schanze von Omderman lagen, so wußte ich nicht, wie ich unbemerkt den Fluß passieren sollte. Der Zufall wollte es aber, daß ich eines Tages mit einem Haufen Krieger zur Verstärkung der Belagerungstruppen nach der Halbinsel Gesireh, auf der Chartum gelegen ist, übergesetzt wurde. Mit dem dortigen Gelände bekannt, schlich ich mich in der nächsten Nacht aus unserem Lager, und wandte mich der Stadt zu. Fürchtend, daß vom Walle aus auf mich geschossen werden würde, zog ich meine Giuppe aus und warf sie weg. Meine Besorgnis war aber unnötig, und zwar insofern, als meine Annäherung in der dunkelen Nacht gar nicht bemerkt

wurde. Erst, als ich dicht vor den Werken stand, wurde ich angerufen. Nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte, wurde ich in die Festung eingelassen, und von den Wachmannschaften kameradschaftlich aufgenommen.

Am folgenden Morgen wurde ich dem Generalgouverneur Gordon, dem Nachfolger des bei El Obeïd gefallenen Allaheddin Pascha, vorgeführt. — Gordon Pascha empfing mich mit Wohlwollen, und fragte mich über die Mahdisten genau aus, vor allem über die Stärkeverhältnisse der Belagerungstruppen. Sodann ließ er sich von mir die Vorgänge und näheren Umstände des Unterganges der Hicks'schen Armee erzählen. — Zum Schluße belobte er mich wegen meiner Treue nnd ordnete an, daß ich alsbald wieder eingekleidet würde. — Ich war froh, als ich endlich wieder den Soldatenrock anziehen konnte. — Noch am selben Tage wurde ich in ein Sudanesen-Regiment eingestellt. — Unser Dienst war nicht sehr anstrengend, und bestand eigentlich nur aus Wachehalten. Tag und Nacht lagen wir hinter den Wällen, und schossen uns mit den Gegnern herum. Da sich die Derwische anfangs in großer Entfernung hielten, war diese Art der Kriegsführung nicht gerade aufregend.

Nichtsdestoweniger brachte die Belagerung doch viele Unannehmlichkeiten für uns mit sich, vor allem in Sachen der Verproviantierung. Was überhaupt meine Ernährung anbelangte, so war ich durch meine Flucht aus dem Regen in die Traufe gekommen. Gab es bei den Mahdisten nicht viel zu essen, so mußte ich bei den Egyptern geradezu hungern. Je länger die Belagerung währte, und je enger die Einschließung wurde, um so kleiner wurden unsere Rationen. Zwar suchten wir uns hie und da durch kräftige Ausfälle Luft zu machen, und uns Proviant zu verschaffen. Zumeist aber verliefen diese Unternehmungen ergebnislos. Einmal fand ich bei solch einem Treffen Gelegenheit, einem der Habania, die bei El Obeïd meines Lebens geschont hatten, mich dankbar zu erweisen. Der Mann war verwundet und gefangen worden. Schon sollte er

gehängt werden, als ich hinzukam und ihn vor dem Tode schützte. Da wir den Gefangenen nicht ernähren konnten, so wurde er auf meine Veranlassung wieder in Freiheit gesetzt. — Schon drei Monate lang hatte ich Chartum zu verteidigen geholfen, ohne daß sich unsere Lage irgendwie zum Besseren gewendet hätte. Es hieß zwar, ein englisches Entsatzheer rücke heran; es war jedoch, so sehr wir uns auch die Augen darnach ausschauten, nichts davon zu erblicken. Diese Enttäuschung war nicht gerade geeignet, die Zuversicht der Verteidiger zu heben. Mehr und mehr wurden sie müde und stumpf. Mitte Januar 1885 fing der Mangel an, gefahrdrohend zu werden, und schon sahen wir den Augenblick herannahen, wo wir gezwungen sein würden, zu kapitulieren. Mir war bei dem Gedanken gar nicht wohl. War mein Leben doch unter allen Umständen verwirkt, falls ich den Mahdisten in die Hände fiel. — Doch wiederum hatte ich es meinem Kismet zu danken, daß ich gerettet wurde. Am 15. Januar 1885 mußte sich, dem Hungertode nahe, die tapfere Besatzung des Forts von Omderman den Mahdisten ergeben. Wenige Tage darauf wurde von Gordon Pascha eine Flottille von drei Dampfern, „Borden", „Talahauja" und „Safia" den Engländern stromabwärts entgegengeschickt, um die Heranschaffung von Soldaten und Proviant zu beschleunigen. Um die Fahrzeuge gegen die Derwische, welche beide Ufer des Nils besetzt hielten, zu schützen, wurde eine Abteilung Soldaten an Bord kommandiert. Zufälligerweise befand auch ich mich unter den Mannschaften, die der „Safia" zur Besatzung dienten.

Diese Dampferfahrt hatte insofern ihre Schwierigkeiten, als wir unterwegs vom Feinde fortdauernd behelligt und beschossen wurden. Den Widerstand jedoch überwindend, gelang es uns, unser Ziel, den Ort Matammeh, zu erreichen, und dort vor Anker zu gehen. — Am 20. Januar entschwanden daselbst die von den heranrückenden Engländern wiederholentlich geschlagenen Derwische unseren Blicken. Dafür erschien am folgenden Tage die englische Avantgarde, die sofort daranging, sich am Nil zu verschanzen. — Wären nun die Engländer,

unter Benutzung der egyptischen Gouvernements-Dampfer, sofort zur Hülfeleistung nach Chartum aufgebrochen, so hätten sie der Stadt noch rechtzeitig Entsatz bringen können. — Aus mir unbekannten Gründen indes verzögerte sich die Abreise um einige Tage; und als sich die Engländer endlich, auf den Dampfern „Borden" und „Talahauja", zu der Entsatzfahrt entschlossen, kamen sie um zwei Tage zu spät. In der Nacht vom 25. zum 26. Januar war Chartum von den Derwischen erstürmt und erobert worden. — Die Tapferkeit der Besatzung, der Heldenmut Gordon Paschas, die Mühe, Arbeit und Entbehrungsfreudigkeit der Einwohner —, alles war vergebens gewesen. Jetzt war Chartum verloren, und damit erwies sich auch der ganze Aufwand der englischen Hilfsarmee als umsonst; alles nur darum, weil die Engländer in Matammeh ganz unnötigerweise ihre Zeit vergeudet hatten. — Gordon Pascha seinerseits hatte alles getan, was in seinen Kräften stand, um sich zu halten. Mit Leichtigkeit hätte er sich persönlich retten können, da der Dampfer Ismailia, wenige hundert Schritte von seinem Palais entfernt, stets für ihn bereit lag. Er hätte ja nur heimlich an Bord gehen und zu den Engländern nach Matammeh fahren brauchen. Gordon Pascha aber wollte die Seinen nicht im Stich lassen, und war wohl auch zu stolz, um zu fliehen. — Das Herz blutete mir, als ich vernahm, daß der tapfere Mann mit den meisten seiner Soldaten den Tod gefunden habe.

Uns, die wir in Matammeh an Land gesetzt und dort auch nach der Rückfahrt der Fahrzeuge belassen worden waren, ging die genauere Nachricht von dem Ereignisse erst durch ein Boot des „Borden" zu, welches den Nil herabgeeilt kam, um den Dampfer „Safia" zur Hilfe zu rufen. Sowohl der „Borden", als auch der „Talahauja" waren auf der Talfahrt aufgerannt, und standen in Gefahr, von den Mahdisten genommen zu werden. Der Dampfer „Safia" mit englischen Soldaten besetzt, fuhr sofort los, erzwang sich in einem heftigen Gefechte mit den Derwischen die Durchfahrt, und holte

die aufs höchste gefährdeten Truppen von den festgefahrenen Schiffen ab.

Mit den Engländern ging ich nach Dongola, und von da weiter nach Masr. Dort wurde später das Regiment, dem ich zugeteilt war, aufgelöst, weil seitens der Regierung der Sudan vorläufig aufgegeben werden sollte. — 1889 trat ich in deutsche Dienste und kam hierher nach Ostafrika, wo ich die meisten Gefechte und Expeditionen, darunter auch den unglücklichen Zug Zelewskis nach Uhehe, mitgemacht habe."

„In der Tat, Abdulcher", sagte ich, als der Soldat geendet hatte, „Du hast viel Böses erlebt, aber auch viel Glück gehabt". —

Der Ombaschi nickte, und wandte sich schweigend der Kolonne zu.

Während der Erzählung des Mannes hatten wir uns einer Anhöhe genähert, über die unser Pfad hinwegführte. Den sanften Hang hinansteigend, sah ich mich nach einer Stelle um, wo ich meine Zelte aufschlagen könnte. Wenngleich es noch nicht Mittag war, so gedachte ich doch den Marsch heute abzukürzen. Es war der 24. Dezember; und ich wollte zur Feier des heiligen Abends einen Ochsen schlachten lassen, um auch meinen Leuten begründete Ursache zu geben, fröhlich zu sein. Außerdem hatte sich der Himmel verfinstert. Die Sonne war hinter einer Wolkenwand verschwunden. Und es hatte den Anschein, als ob ein Unwetter heraufziehe. Im Gewitter zu marschieren, ist aber in Ostafrika kein Genuß, vor allem kein Weihnachtsvergnügen. — Auf dem Scheitel der Höhe lenkte ich meine Schritte einem grünen, vom Buschwerk befreiten Orte zu, der mir für das Lager günstig zu sein schien. — Ich mußte indes etwas weiter ziehen, da die Lichtung, die ich betrat, einen Friedhof in sich schloß, auf dem mehrere im Gefechte von Unyangwira gebliebene Soldaten begraben lagen. Auch stand auf einem schlichten als Grabmal aufgerichteten Felsblock mit ungelenken Buchstaben geschrieben, daß hier ein deutscher Feldwebel ruhe, der im Kampfe gegen die Wagogo

gefallen sei. Dieser in der menschenleeren Steppe liegende, einsame Begräbnisplatz machte einen tiefen Eindruck auf mich und berührte mich um so eigentümlicher, als infolge der Schilderung des Soldaten meine Phantasie noch mit Bildern von Krieg und Streit, von Not und Tod ganz erfüllt war. — War nicht auch der Boden unserer Kolonie mit Blut gedüngt? —

Übrigens ist auch der brave Abdulcher Farrag, der so glücklich alle Fährnisse der Feldzüge in Egypten, im Sudan, und in Deutsch-Ostafrika überstanden hatte, bald darauf ein Opfer seiner Soldatenpflicht geworden. Als ich im August 1896 aus dem Innern nach Dar-es-Salaam zurückkehrte, erfuhr ich von einem meiner ehemaligen farbigen Unteroffiziere, daß Abdulcher Farrag, der inzwischen Betschauisch (Sergeant) geworden war, in einem kleinen Buschgefechte als einziger Toter gefallen sei. — Das war also sein Kismet.

Tabora.

Sengend brannte an einem heißen Dezember-Morgen, Mitte der neunziger Jahre, die Tropensonne auf die Ortschaft Tabora im Innern Ostafrikas herab. Trotzdem es erst zehn Uhr war, so machte sich doch die Wärme schon recht fühlbar. Und wer gezwungen war, die Straße zu betreten, beeilte sich, in den Schatten der Häuser oder Baumgärten zu gelangen. Nur die kecken Siedel-Sperlinge flatterten, unbekümmert um die vom Himmel herniederschießenden Strahlengarben, auf der die Kaiserliche Station umgürtenden Esplanade herum, und taten sich gütlich an den Reis- und Matama-Körnern, die von irgendwelchen Karawanen dort verschüttet worden waren. Auch eine zierliche afrikanische Bachstelze betrieb, eifrig hin- und herrennend, auf dem Platze die Jagd auf Kerbtiere; wobei sie jedoch immerhin Muße genug fand, um zeitweise, trillernd und rollend wie ein Kanarienhähnchen, ihr anmutiges Lied zu singen.

War das flache Dach des von einer bastionierten und krenelierten Lehmmauer umgebenen Forts nach Art einer Defensionskaserne zum Schutz gegen Feuersgefahr mit einer Erddecke versehen, so erwiesen sich die Temben der Araber zumeist als mit Stroh bezw. Gras gedeckt. Im allgemeinen hatte die Scenerie einen nichts weniger als tropischen Charakter; und wären nicht hie und da über den Gebäude-Komplexen und Baumgruppen die Kronen vereinzelter Palmen erschienen, so hätte man sich angesichts der mächtigen silbergrauen Strohdächer in ein westfälisches Dorf versetzt glauben können.

Die Bauwerke des Forts, die aus Luftziegeln gemauert waren, erglänzten bei der grellen Beleuchtung in gelb-roten Farbentönen. Selbst das Gras, mit dem das Dach des Hauptgebäudes fußhoch bewachsen war, schimmerte goldig. Außerhalb der Ringmauer, gegenüber dem einzigen Tore, das den Zugang zum Innern der Feste vermittelte, erhob sich ein kleines, durch eine Säulenhalle ausgezeichnetes Haus, das als Militär-Gefängnis und Hauptwache diente,

Auf der ganzen Station lag, da der Exerzierdienst schon beendet war und die Krieger sich in das Askaridorf zurückgezogen hatten, eine tiefe Stille. Nur aus der Ferne, vom Schießplatze, schallte dann und wann dumpf ein Schuß herüber. Die soeben abgelösten Wachmannschaften hatten es sich unweit der Hauptwache unter den am Rande eines halb ausgetrockneten Teiches stehenden, dichtbelaubten Fruchtbäumen bequem gemacht. Während die Einen sich mit sich selbst, das heißt, mit Frühstücken oder Träumen, beschäftigten, amüsierten sich die Anderen damit, über die zur Schaurihütte eilenden Ortsbewohner Glossen zu machen, oder den alten zahmen Pelikan zu necken, der auf dem armseligen Gewässer ein verfehltes Dasein führte.

Es war gerade Schauritag, also der in der Woche mehrfach wiederkehrende Termin, an welchem in einer auf der Esplanade errichteten strohgedeckten Halle die öffentliche Gerichtssitzung stattfand. Da dieses Schauri der Bevölkerung auch als

Börse diente, wo man sich versammelte, um Verabredungen zu treffen, Verträge abzuschließen und Rechtsgeschäfte zu erledigen, so war es meist lebhaft besucht. Viele der Leute kamen auch wohl nur, um sich zu unterhalten, und Neuigkeiten zu erfahren.

Vor dem Stationstore stand Juma, ein hellbrauner stattlicher Soldat, auf Posten. Nachlässig lehnte er, die Büchse im Arm, an dem Schilderhause, und schaute gelangweilt in die Buga, die Grasebene, hinaus, die sich vor ihm, stundenweit hin, bis an die steinigen Höhen von Kihara und Simbili erstreckte. Ehemals Sklave einer zänkischen Araberin in Bagamoyo, war der junge Mann vor Jahr und Tag in die Kaiserliche Schutztruppe eingetreten, und hatte sich durch Zahlung eines von seiner Löhnung ersparten Lösegeldes in der Höhe von 60 Rup.*) von seiner Herrin ehrlich die Freiheit erkauft. Wenngleich etwas flott und leichtlebig, war Juma doch im Grunde seiner Seele ein treuer zuverlässiger Mensch, und stets bereit, für seine europäischen Vorgesetzten durch Feuer und Wasser zu gehen. — Hatten sich vorher seine Gedanken in die häßliche Vergangenheit verloren, so wurden sie jetzt in angenehmer Weise zur Gegenwart zurückgerufen. Wurde doch seine Aufmerksamkeit durch ein schlankes Manjema-Mädchen in Anspruch genommen, das elastischen Schritts auf ihn zukam. Obwohl die Maid höchstens 15 bis 16 Jahre alt sein mochte, so waren dennoch ihre Formen schon völlig entwickelt. Bis auf die zierlichen bloßen Füße in ein buntfarbiges Kanga gehüllt, hatte sie ein zweites Tuch von demselben Stoffe graziös über die linke Schulter geworfen. Als einzigen Schmuck trug sie um den kräftigen braunen Hals eine Kette von weißen Perlen.

„Jambo, Askari**)!“ begrüßte sie den Soldaten, „sag doch, hat sich der Bana Mkuba schon zum Schauri begeben?“

„Noch nicht, mein Täubchen,“ erwiderte er, „was willst du denn beim Kommandanten?“

---

*) eine Rupie = 1 Mk. 40 Pf.
**) Soldat.

„Was geht das dich an, du neugieriger Bursche? Sieh auf deinen Dienst und halt keine Reden!“ ertönte plötzlich die barsche Stimme des Wachthabenden Schauſches, eines martialiſch dreinſchauenden Sudaneſen, der unbemerkt in der Türe des Wachtgebäudes erſchienen war. „Was gibt es, Großmütterchen?“ fuhr er fort, als der Poſten ſich ſchweigend einige Schritte weit entfernte, „mich haſt Du zu fragen, wenn Du Auskunft zu erhalten wünſcheſt.“

„Übernimm Dich nicht, Vater des Schnauzbartes, ich weiß ſchon genug“, entgegnete keck die Schöne und ging lachend von dannen. Verblüfft ſchaute ihr der Sudaneſe nach, und ſtrich ſich unwillkürlich über ſeinen geſträubten pechſchwarzen Schnurrbart.

Im ſelben Augenblicke brüllte Juma aus vollem Halſe „Heraus!“ und die Wachtmannſchaften ſtürzten an die Gewehre, um zu ſalutieren. — Aus dem Tore trat, gefolgt von einem deutſchen Unteroffiziere und einer farbigen Polizei-Ordonnanz, der Stations-Kommandant, und wandte ſich, grüßend die Hand an den Tropenhelm legend, der Schaurihalle zu. In der Nähe einer Gruppe von Mangobäumen wurde er von dem aus dem Schatten hervortauchenden Manjema-Mädchen aufgehalten, das ihn anredete mit den Worten:

„Schikamoo, Bana Mkuba! Ich umfaſſe Deine Kniee, Gnädiger Herr!“

„Danke, mein Kind, was ſteht zu Dienſten?“ verſetzte der Offizier, indem er ſeinen Begleitern einen Wink gab, weiterzugehen.

„Ich habe ein Anliegen an Dich, Herr.“

„Gut, ſo ſprich.“

„Laß mich doch morgen in den Reiſepaß des Arabers Abderrahman mit einſchreiben.“

„Nun, da brauchſt du dich ja nur gleichzeitig mit ſeiner Karawane hier einzufinden.“

„Dann würde es ſicher mein Dienſtherr erfahren, Bana Mkuba.“

„Wer bist du denn, Mädchen?"

„Ich bin Schausiku, die Sklavin des Beludschen Sahorro zu Kihara."

„Allerdings, wenn Du keine Freie bist, darfst Du ohne Urlaub nicht verreisen."

„Aber der Maulidi tut es doch, Herr!"

„Welcher Maulidi?"

„Der Sklave des Schlosserfundis Feredji."

„Aha! Läuft's da hinaus! Ja, Bibi, was der Maulidi mit seinem Meister vereinbart hat, das weiß ich nicht. Du aber mußt jedenfalls die Erlaubnis Deiner Herrschaft vorher einholen. Laß Dir von dem Schlingel nur nichts einreden." Hiermit seinen Weg fortsetzend, fügte der Europäer freundlich hinzu: „Es ist auch besser, wenn so hübsche Mädchen, wie Du, hier im Lande bleiben."

Mit trübem Lächeln zog sich die Sklavin zurück.

Als der Stationschef die Schaurihütte betrat, erhob sich die schon vollzählig erschienene Versammlung von den Plätzen, um sich erst wieder niederzulassen, nachdem der erstere hinter dem Gerichtstische zwischen dem protokollführenden Unteroffiziere und dem als Beisitzer fungierenden Wali Platz genommen hatte. Auf den an den Seiten entlang laufenden Bänken saßen im vollen Staate und Waffenschmucke die Araber und Beludschen als die Honoratioren des Ortes, während hinter ihnen dicht gedrängt die Eingeborenen und Küstenleute standen. In dem Mittelraume der Halle amtierte als Polizeimeister ein farbiger Feldwebel, der Sol Mansur Kalil, zu dessen Unterstützung sich eine Anzahl von Polizei-Soldaten, die als Dienstabzeichen über der Khaki-Uniform ein rotes Bandelier trugen, bereit hielt.

Zur Verhandlung stand ein Fall von Straßenraub. Nach Vorführung der Angeklagten wurde das Strafverfahren eröffnet. Da aber einerseits die Beschuldigten die ihnen zur Last gelegte Tat leugneten, und andererseits einige der Hauptbelastungszeugen fehlten, so mußte die Sache vertagt werden. Eben war der Polizeimeister im Begriff, eine andere Angelegenheit zur

Sprache zu bringen, als draußen ein heftiger Wortwechsel laut wurde. Zwei Eingeborene, ein älterer Mann und ein Jüngling, kamen zornentbrannt über den Karawanenplatz auf die Schaurihütte zu, drängten sich ungestüm durch die den Eingang versperrende Menge, und traten ohne Weiteres vor den Richter. Ebenso prompt wollten die Polizeisoldaten die Vermessenen wieder hinausexpedieren; der Stationschef jedoch befahl, die ihm persönlich bekannten Leute zu Worte kommen zu lassen.

„Bana Mkuba", rief der Alte, noch ganz außer Atem, „ich bin Feredji, der Schlosserfundi, und dies ist Maulidi, mein Diener! Du kennst mich, Herr, und weißt, daß ich ein ruhiger Mann bin, der seine Arbeit versteht und einen ehrbaren Lebenswandel führt. Ich bin kein Leuteschinder, kein Sklavenpeiniger, und bemühe mich, nach des Propheten Geboten zu handeln. Jetzt aber reißt mir der Faden der Geduld, und ich sehe mich genötigt, gegen diesen meinen Dienstboten die Unterstützung des Serikals*), die Hülfe des Gesetzes, in Anspruch zu nehmen."

„Höre, Feredji," unterbrach ihn der Offizier, „kommst Du nicht bald zur Sache, so reißt auch dem Serikal der Faden der Geduld; faß Dich also kurz und sag mir, was Du willst."

Diesen günstigen Moment suchte der junge, etwa achtzehnjährige Sklave zu benutzen, um sich bei dem Vorsitzenden des Schauris beliebt zu machen, und schrie dazwischen:

„Achte nicht auf die Worte des alten Schwätzers, Gnädiger Herr; alles, was er sagt, ist Unsinn und Gewäsch!"

Bevor dem vorlauten Burschen der Mund gestopft werden konnte, ergriff der Alte wieder das Wort, und versetzte milde, offenbar, um seine Sanftmut zu dokumentieren: „Schweige, mein Sohn; laß mich doch ausreden, mein Liebling; wenn ich gesprochen habe, darfst auch du sagen, was Du auf dem Herzen hast; sei also ganz ruhig, mein Jüngelchen." Da er wahrnahm, daß der Stationschef anfing, unruhig zu werden, wandte er sich diesem zu: „Verzeih mir, Bana Mkuba, meine Umschweife,

*) Obrigkeit.

und werde, ich bitte Dich, nicht ungeduldig. Wo blieb ich doch stehen? Ja, also der Maulidi ist mein Eigentum. In meinem Gehöfte ist er geboren und Zeit seines Lebens gehalten, wie ein Kind des Hauses. Ich habe ihn für die Schlosserei bestimmt, und mir viele Mühe gegeben, diese Kunst ihm beizubringen. Auch von Büchsenmacherei versteht er etwas; und sogar löten kann er. Jetzt aber, wo er mir in meinem Handwerk eine Stütze sein soll, läßt er mich im Stich. Er kriegt Reisegelüste, und will in die weite Welt hinausziehen. Dem Araber Abderrahman hat er sich verdingt, mit ihm nach Kisiba zu gehen und ihm dort seine alten verrosteten Handelsgewehre zu reparieren und aufzufrischen. Da ich dem Jungen nun den Urlaub hierzu verweigere, benimmt er sich unbescheiden und roh gegen mich, und bedroht mich sogar mit Zauberei. Was soll ich tun, Herr? Ich bin ein alter Mann, und alle Macht steht bei Gott. Ich hoffe aber, Du wirst mich nicht zu Schanden werden lassen, denn sonst, ya Allah, gäbe es keine Gerechtigkeit, außer bei ihm."

„Verhält sich die Sache so, wie sie Feredji darstellt, Abderrahman?" fragte der Europäer einen weißbärtigen, reichgekleideten Araber, der auf einer der Seitenbänke saß. Der Angeredete erhob sich, und erwiderte höflich:

„Allerdings, Herr, der Fundi sagt die Wahrheit. Der Maulidi hat sich mir für einen Lohn von 10 Rupie pro Monat auf ein halb Jahr vermietet, unter der Voraussetzung natürlich, daß er die Erlaubnis seines Herrn dazu erhält."

„Nun, Maulidi?"

„Ja, Bana Mkuba," entgegnete dieser, „der Fundi sagt die Wahrheit, doch nun höre auch meine Worte. Es ist richtig, daß ich ein Höriger des Meisters Feredji und in seinem Hause geboren bin. Doch weiß ich nicht, inwiefern ich ihm dies zu danken hätte. Warum soll ich mich als Sohn gebärden, wenn er nicht wie ein Vater an mir handelt. Nur notdürftig hat er mich stets in Nahrung und Kleidung gehalten. Und sein Handwerk hat er mich gelehrt, wie er seinen Esel fürs Reiten

Maujema-Mädchen

dreſſiert. Er will es ſich bequem machen, und ich, der Eſel, ſoll für ihn ſchaffen. Seit Jahr und Tag habe ich meinen Herrn gebeten, mir eine Frau zu geben. Verdiene ſie Dir, antwortete er mir. Wie kann ich ſie mir verdienen, wenn ich umſonſt arbeiten muß?"

„Oho!" warf Feredji ein, „ich habe Dir die jüngſte und fleißigſte meiner Sklavinnen zur Gattin angeboten; Du aber mochteſt ſie nicht."

„In der Tat," ſpottete der Burſche, „ich mochte ſie nicht, Deine Nachteule. Auf Deiner Schamba befindet ſich überhaupt kein vernünftiges Frauenzimmer. Du alter Geizkragen haſt Dir ſtets nur häßliche Arbeiterinnen gekauft, da ſie ebenſoviel leiſten, wie die hübſchen, und bedeutend billiger ſind, als dieſe. — Doch höre weiter, Bana Mkuba! Ich wünſchte meine Landsmännin Schauſiku zu heiraten und ging nach Kihara zu ihrem Herrn, dem Beludſchen Sahorro, um mit ihm darüber Schauri zu machen. Er jagte mich aber davon und ſchrie mir höhniſch nach: Bring mir weißes Silber, blanke Rupies, und nicht zu wenig, mein Bürſchchen, für Bettler habe ich meine Dirnen nicht aufgezogen. — Was ſoll ich nun machen? Geld habe ich nicht. Und da Vater Feredji ſich weigert, mir zu helfen, ſo bleibt mir nichts übrig, als in die weite Welt zu gehen, und mir eine Frau zu verdienen."

„So, und die Schauſiku gedachteſt du wohl auf Abzahlung gleich mitzunehmen?" betonte der Stationschef.

Nachläſſig verſetzte der junge Mann: „Schauſiku und ich wollten uns hier von Abderrahman auf meinen Lohn hin Tauſchwaren geben laſſen, um gemeinſchaftlich in Kiſiba damit Handel zu treiben. Mit Sahorro würde ich mich ſpäter ſchon abgefunden haben."

„Du biſt ein geriebener Burſche, Maulidi; aber ſag mir, warum haſt Du Dich mit Deinem Herrn nicht dahin verſtändigt, daß Du ihm einen Teil Deines Lohnes zur Entſchädigung zahlſt?"

„Seine Forderung ist zu hoch, Bana Mkuba. Wenn ich in der Fremde wieder umsonst arbeiten soll, so tu ich besser, hier zu bleiben."

„Was verlangst Du denn, Feredji?" wandte sich der Offizier an den Schlossermeister.

„Ich verlange, daß der Junge zu Hause bleibt, Herr; weiter verlange ich nichts," anwortete der Letztere mürrisch; „seitdem er mich hat verzaubern wollen, kann er auf mein Wohlwollen nicht mehr rechnen."

„Sei kein Narr, Fundi; Du willst ein rechtgläubiger Muslimu sein und glaubst an Zauberei?"

„Was ist da zu glauben, Herr!" schrie jener erbost, „hier ist der Beweis davon!" Mit diesen Worten griff er in die Seitentasche seiner Jacke und holte ein mit allerlei magischen Zeichen bemaltes Ei hervor. „Dieses Teufels-Ei hat er mir heimlich aufs Bett gelegt; und nur der Gnade des Allgerechten ist es zu danken, daß ich mich nicht darauf gesetzt habe; es wäre mein Tod gewesen," schloß er schaudernd.

Glaubten die Zuhörer auch in den Heiterkeitsausbruch des Vorsitzenden pflichtschuldigst mit einstimmen zu müssen, so war ihnen angesichts des corpus delicti doch unheimlich zu Mut, und ihr lautes Gelächter machte einen etwas gekünstelten Eindruck.

„Was ist das wieder für ein Unfug, Maulidi?" fragte der Europäer strenge, nachdem er seine Lachlust glücklich bekämpft hatte.

„Wer weiß, welcher Zauberer dem Fundi das Ei auf die Kitanda gelegt hat; mir ist nichts davon bekannt. Dem alten Hansnarren aber geschähe schon recht, wenn er von einem Unglück betroffen würde."

„Du bist ein frecher Patron, mein Junge, und ich habe es satt, Dich länger anzuhören. Mach, daß Du nach Hause kommst, und vertrag Dich mit Deinem Meister!"

„Ich bleibe nicht bei ihm, Bana Mkuba, lieber laufe ich heute noch davon," rief der Sklave trotzig.

„So, das wollen wir sehen," entgegnete der Stationschef ärgerlich, „Sol Mansur, zeig ihm die Karbadsche!"

Drohend erhob der Polizeimeister die Fuchtel, und hielt sie dem Burschen unter die Nase.

„Nun gut," sagte dieser, „ich werde gehorchen. Was kann ich machen gegen das Serikal! Aber Freude soll mein Herr nicht an mir erleben." Mit diesen Worten ging er ab.

Der Europäer, der mit dem Sklaven sympathisierte, suchte zu Gunsten des letzteren den Fundi umzustimmen und bemerkte: „Mir kommt es vor, Feredji, als ob Dein Diener mit seinem Begehren nicht ganz Unrecht hätte, und ich glaube, es wäre das Beste, wenn Du irgend einen Modus fändest, Dich mit ihm zu einigen."

„Ich kann ihn nicht entbehren," jammerte jener, „und sehe wirklich nicht ein, warum ich mir aus reiner Gutmütigkeit die Arbeit, die mein Handwerk mit sich bringt, allein aufhalsen soll. Ich bin ein alter Mann und alle Macht steht bei Gott." —

„Ja, ja, ich weiß," fiel, verdrießlich über diese Hartnäckigkeit, der Offizier ein, „verschone mich nur mit Deinen Lamentationen. Da hast ja Zeit zur Überlegung. Morgen früh magst Du mir sagen, ob Du dem Jungen die Teilnahme an der Reise erlauben willst oder nicht. Und damit genug. Baß!"

Eine neue Sache kam zum Vortrag, und das Schauri nahm seinen Fortgang.

2

Tabora, die Hauptstadt von Unyanyembe, liegt in einem von niedrigen Höhenzügen gebildeten Kessel, und besteht zum größten Teil aus einzelnen Gehöften. Da sich die letzteren in der ganzen Talebene zerstreut vorfinden, so er-

[illegible] sich die Ortschaft nach mehreren Richtungen [illegible]. Diese Gehöfte sind hervorgegangen aus den früheren Zeltlagern der Elfenbeinhändler und führen den Namen Campi. Noch heute spricht man von dem Campi Rumalisa, Campi Tippatip, Campi Said bin Abed, u. — Als die arabischen Händler die Notwendigkeit erkannten, sich als Basis für ihre immer kühner werdenden Karawanen-Unternehmungen im Innern einige Plätze zu sichern, wählten sie als erste Etappe das fruchtbare und bevölkerte Unyanyembe, das Land der Hacke, und begannen damit, sich auf ihren dortigen Lagerplätzen, ein Jeder für sich, häuslich einzurichten. Aus Luftziegeln erbauten sie sich Häuser in Gestalt von Tembes, und legten unweit derselben ihre Felder an. Da das Arabervolk an sich viel Sinn für Landwirtschaft hegt, so ermangelten die Ansiedler nicht, von Zanzibar oder der Küste her Sämereien und Fruchtkerne kommen zu lassen. Und es dauerte nicht lange, so waren ihre Niederlassungen von den schönsten Baumschamben und Nutzgärten umgeben.

Die arabische Tembe ist ein einstöckiges, im Viereck um einen Hof errichtetes, festes Gebäude, groß genug, um allen Bedürfnissen des Besitzers zu entsprechen. Die Räume des Vorderhauses dienen dem Hausherrn als Wohn- bezw. Empfangszimmer, sowie als Magazin; Harem und Dienerschaft sind in den Seitenflügeln untergebracht; und im Hinterhause befinden sich die Wirtschaftslokalitäten und die Eselstallungen.

Seine Viehherde unterstellt der Tabora-Araber gewöhnlich der Aufsicht und Verwaltung einer Watussi-Familie, die mit der Herde in einem besonderen, eigenartigen Anwesen lebt. Die Watussi verstehen sich ganz vorzüglich auf die Zucht und Behandlung des Viehs, und sind rühmlichst bekannt als zuverlässige Hirten. Wie es scheint, sind sie hamitischen Ursprungs.

Rings um die Tembe des arabischen Handelsherrn scharen sich, oft lauschig versteckt in Bananen-Dickichten oder in

Mango- und Citronengebüschen, die Hütten seiner nach Hunderten zählenden Sklaven.

Alle diese unter sich durch Negerpfade verbundenen Anlagen sind ganz systemlos aufgeführt, und so entstanden, wie es eben der Zufall gewollt hat. Nur an drei Punkten Tabora's stehen die Häuser dichter zusammen, nämlich in Sokoni, Gambo und Kihara. In Sokoni befindet sich die Kaiserliche Station, der Marktplatz, und das Gehöft des Wali's. Dieser Stadtteil ist der eigentliche Mittelpunkt des Handels. Hier haben die Karawanen bei ihrer Ankunft zu erscheinen, um sich der von den deutschen Beamten ausgeübten Kontrolle zu unterziehen, und hier treten sie vor ihrem Abmarsche an, um ihre Reisepässe zu erlangen. — Auf dem Markte herrscht von frühem Morgen bis zum späten Abend reges Leben. Um ihn herum gruppieren sich in großer Menge die Häuser und Hütten der Handwerker und Stationsarbeiter, sowie der Küstenhändler und Wanguana-Träger. In früheren Zeiten wurde mit dem Namen Tabora ausschließlich Sokoni, das Marktviertel, bezeichnet, wogegen heute die ganze oben erwähnte Talebene Tabora heißt.

Gambo ist, vom Marktplatze aus gerechnet, etwa 20 Minuten weit, und liegt südlich von Sokoni am Hange einer in die Ebene vorspringenden Bergnase, während Kihara, in südwestlicher Richtung über Gambo hinaus, in der Entfernung von mehr als einer Stunde auf bezw. hinter einer Anhöhe gelegen ist. Zwischen Kihara und der Station erstreckt sich nach Westen hin bis nach Simbili die Buga, die Savanne, die in der Regenzeit teilweise unter Wasser steht. Gambo und Kihara sind durch eine Fahrstraße, die am Rande eines offenen Buschwaldes entlang führt, verbunden.

Am Abend desselben Tages gingen Hand in Hand zwei junge Leute langsam durch den Ort Gambo. Es waren Maulidi und Schausiku, die sich nach dem in Gambo gelegenen Gehöfte des Arabers Abderrahman begaben. — Die Sonne stand schon tief am Himmel, und war im Begriff,

hinter den westlichen Höhen zu verschwinden. Ein erfrischender Lufthauch wehte leise durch das Land, der um so angenehmer wirkte, als es den ganzen Tag über drückend heiß gewesen war. — In den Bosketts der nahen Schamben lärmten die Weberfinken, und aus den Gärten heraus ertönten die Stimmen spielender Kinder. Überall erklangen die Glöckchen der von der Weide heimkehrenden Herden.

„Der Fundi hat schließlich doch nachgegeben und mich zur Reise nach Kisiba beurlaubt", bemerkte Maulidi. „Allerdings hat er mir ein Drittel meines Lohnes abgezwackt. Zwanzig Rupie hat ihm mein Araber im Voraus zahlen müssen."

„Das ist doch nicht zuviel!" entgegnete das Mädchen schüchtern.

„Was?" rief Maulidi erregt, „nicht zu viel? Jeder Pesa ist zuviel. Bin ich ein Haustier, daß ich umsonst schaffe? Wenn ich arbeite, so arbeite ich für mich, und nicht für andere!"

„Aber Du bist doch nun einmal sein Skave, mein Schatz!"

„Sklave bin ich, so lange ich will", versetzte der Bursche hochfahrend, „es soll niemand mich halten, wenn ich keine Lust mehr habe, es zu sein".

„Ja, Du bist ein Mann", seufzte das Mädchen, „aber was soll ich tun? Ich kann mich der Dienstbarkeit nicht entziehen. Entrinne ich dem Einen, so fängt der Andere mich wieder ein. Wo fände ich auch umsonst Obdach und Unterkunft, und wo Speise und Trank. Ein Weib ist schwach, wie ein Huhn, und bedarf eines Herrn, der es schützt und nährt."

„In der Tat, ein Weib ist wie ein Huhn", sprach der Sklave geringschätzig; „aber Du kannst ja mit mir kommen, wie ich Dir schon angeboten habe. Lauf doch davon und komm heimlich der Karawane nach, da Du die Reise-Erlaubnis ja doch nicht erhältst!"

„Daß mich im Pori*) die Hyänen freſſen!“ rief lachend das Mädchen! ich danke für das Vergnügen.“

„Nun, ſo bleibe hier und ſtampfe Matama-Korn“, erwiderte kalt der junge Mann, und wandte ſich ab.

„Höre, Vater Rajab“, redete er einen alten Trägerführer an, der, ſeine Pfeife rauchend, vor dem Tore der Abderrahman'ſchen Tembe ſtand, „ich werde alſo morgen früh mit Euch kommen, und ſchon heute Abend bei Euch eintreffen. Kannſt Du mich über Nacht hier unterbringen?“

„Gewiß“, antwortete jener, „in der Tembe iſt zwar kein Platz mehr, da alles von den Trägern beſetzt iſt; aber die leere Miſſonge dort kannſt Du haben“. Bei dieſen Worten deutete er mit der Pfeife auf eine in der Nähe ſtehende Hütte.

„Gut, Mnyampara**), alſo abgemacht“, ſchrie Maulidi im Weitergehen und ſetzte mit Schauſiku ſeinen Weg fort.

Gleich darauf ſahen ſie jedoch ihre Schritte gehemmt. Vor ihnen lag Ulaia, das Vorwerk der Kaiſerlichen Station, wo Maganga, der Mtuſſi, eben beſchäftigt war, das Stationsvieh einzutreiben.

Auf ſeinen Speer gelehnt, ließ Maganga Rinder und Eſel, Schafe und Ziegen nacheinander an ſich vorüberziehen. Auch ein prächtig gefiederter Strauß ſtolzierte in der Mitte der Vierfüßer, hie und da mit dem Schnabel um ſich ſchlagend, wenn ihm eins der Tiere zu nahe kam.

„Geht der Strauß auch mit auf die Weide?“ fragte Maulidi den Hirten, neben welchem er Halt gemacht hatte.

Der Mtuſſi nickte.

„Läuft er nicht fort?“

„Nein“, erwiderte der Mtuſſi einſilbig.

„Warum läßt er denn den einen Flügel ſo hängen?“ fragte der junge Mann weiter.

*) Buſch.
**) Führer.

Unwillig schaute der Hirt den aufdringlichen Frager an und entgegnete langsam. „Ein Tschui hat ihn geschlagen, wenn Du es wissen willst".

„Hast Du den Tschui*) selbst gesehen", forschte Maulidi ungläubig.

„Ich habe ihn sogar geschossen".

„Ach! und das Fell!"

„Das Fell habe ich selbstverständlich dem Bana Mkuba gebracht!"

„O, wie dumm! Und nicht einmal die Krallen hast Du behalten?"

Achselzuckend brach der Hirt das Gespräch ab, und wandte sich dem Kälberkraale zu, wo seine Töchter beschäftigt waren, die Milchkühe zu melken. Brüllend drängten sich die Tiere an das Gitter, aus dem ihre Jungen ihnen verlangend die Köpfe entgegenstreckten, oder schaarten sich um die qualmenden Feuer, die zum Schutz gegen die Fliegen angezündet waren. — Entzückt betrachtete Maulidi die blanken Kühe, die in zwei Rassen, Zebu und Sanga, vertreten waren, und rieb sich vor Vergnügen die Hände.

„Es ist Zeit, daß wir gehen, Maulidi, die Sonne ist schon untergegangen", mahnte Schausiku, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen.

Als die Melkarbeit erledigt war, öffneten die Watussimädchen den Kraal, und ließen die Kälber zu den Muttertieren zu. Eilfertig fuhren die Kälbchen heraus und galoppierten umher. Während die jüngeren, ängstlich blökend, ihre Mütter suchten, sprangen die älteren wie besessen auf dem Hofe herum, um sich nach Herzenslust auszutollen.

„Du Maulidi", sagte Schausiku dringend zu dem Jüngling, der von den sich ihm darbietenden Scenen sehr belustigt war und aus vollem Halse lachte, „ich muß jetzt wirklich gehen, sonst komme ich vor Nacht nicht nach Hause".

*) Leopard.

„Ach, Du kommst zu Deiner Hexe von Sitti*) immer noch früh genug", erwiderte er ärgerlich und schien sich nur mit Widerstreben von dem ihn interessierenden Schauspiele loszureißen.

„Wollen wir nicht lieber die Barrabarra**) gehen?" bemerkte Schausiku zaghaft, als der Bursche dem Walde zuschritt.

„Ach, warum? im Pori ist es schöner. Hier sind doch keine Hyänen!"

„Jetzt nicht, aber nachher. Ich fürchte mich vor den Raubtieren".

„Was hast Du zu fürchten, wenn ich bei Dir bin!" rief der Sklave heroisch aus, legte den Arm scherzend um die Maid, und zog sie mit sich fort.

Schön war es allerdings in dem parkartigen Wildbusche, den sie nun betraten. Wie es in Ostafrika stets unmittelbar nach Sonnenuntergang der Fall ist, so ruhte auch hier eine eigenartige Klarheit auf der stillen Landschaft. Jeder Zweig, ja jedes Blatt der Bäume hob sich deutlich ab von dem lichtblauen Himmel, über den, von Westen ausgehend, breite violette Strahlen liefen. Bald lag auch ein violetter Schimmer auf der ganzen Gegend, unter dem sich das Grün der Bäume gar seltsam veränderte. Diese wunderbare Beleuchtung dauerte aber nur kurze Zeit, kaum zehn Minuten lang; und bald sanken die Schatten der Dämmerung auf das Pori herab.

„Nein, wahrhaftig, nicht einen Schritt geh ich weiter", sagte Schausiku, und blieb furchtsam stehen.

„Nun, wenn Du nicht willst, so kehre mit mir um, und bleibe über Nacht bei mir", erwiderte Maulidi stockend. „In der Missonge sind wir ungestört", fuhr er hastig fort,

*) Herrin.
**) Fahrstraße.

als er sah, wie das Mädchen stutzte, „dort können wir auch behaglich zu Abend essen".

„Aha, jetzt versteh ich, weshalb Du so gezögert und mich hingehalten hast! Nein mein Held, das schlag Dir nur aus dem Sinn. Schausiku geht, wie sich's geziemt, nach Hause".

„Sei nicht kindisch, Täubchen, Du weißt, daß ich morgen in die Fremde ziehe".

„Dafür kann ich doch nicht!"

„Nein, aber Du kannst mir am letzten Abend doch Gesellschaft leisten. Ich denke, Du liebst mich!"

„Ich liebe Dich, doch nicht so, wie Du denkst", sprach lächelnd die Dirne.

„Wenn ich wiederkehre, so kaufe ich Dich frei, und heirate Dich, Du Holde", lockte Maulidi schmeichelnd, „das verspreche ich Dir in die Hand".

„O, das wäre herrlich, mein Liebling, ja bitte, tu es!"

„Nun gut, mach also keine Umstände, und komme mit mir".

Zögernd stand Schausiku, und war schon im Begriff, den Bitten ihres Landsmannes nachzugeben, als dieser in seiner Ungeduld ihr Handgelenk erfaßte, um sie mit sich fortzuziehen.

Mit einem Ruck riß sich die Sklavin los, trat einige Schritte zurück, und sah ihren Freund belustigt von der Seite an.

„Wie, was, Gewalt?" rief sie neckend, „o, Du grausamer Löwe; so greif doch, wenn Du kannst, die flinke Antilope", und lachend hüpfte sie vor ihm herum.

Hierdurch gereizt, sprang der junge Mann auf sie zu, um sich ihrer zu bemächtigen; und schon berührte er sie mit seinen Fingerspitzen, als sie sich blitzschnell umwandte, und wie ein Pfeil durch's Gebüsch flog. Seine Sandalen von den Füßen schleudernd, rannte Maulidi ihr nach. Wie sehr er aber auch alle Kräfte anspannte, so verlor er doch, ge-

hindert durch sein langes bis auf die Füße fallendes Gewand, das Mädchen bald aus den Augen. In der Ferne hörte er es noch einige Male rufen und jubeln, und alsdann trat tiefe Stille um ihn ein. Halb erbost, halb besorgt, schaute er, Halt machend, nach der Stelle im Walde hin, wo die Geliebte verschwunden war. Alsdann legte er trotzig seine Sandalen wieder an und schritt mißvergnügt nach Gambo zurück.

Schausiku war allein. Nachdem sie, pochenden Herzens, noch eine Zeitlang gewartet und gelauscht hatte, ob der Bursche ihr nicht folgen werde, ging sie enttäuschten Blickes weiter. Plötzlich kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich einsam in der Wildnis befand. Furcht und Schrecken befielen ihre Seele, und, sich schnell orientierend, bestrebte sich die junge Dirne, die viel begangene Kihara-Straße zu gewinnen. Beschleunigten Schrittes eilte sie durch das unwegsame Pori dahin, und mit der den Eingeborenen eigenen Geschicklichkeit schlüpfte sie durch Unterholz und Dorngestrüpp. Immer dunkler wurde der Himmel über ihr, und schon traten hie und da die Sterne hervor. Ein kalter Schauer überlief die Abergläubische, wenn lautlos die Nachtvögel über sie hinwegschwebten. Bei der ungewissen Helle der Tropennacht sahen ihre Augen nichts wie Schreckgestalten. Gespensterhaft nickten ihr die im Abendwinde schwankenden Kronen der Bäume zu, und geheimnisvoll schien in der Ferne sich alles zu bewegen. — Hinter einem Gebüsche, an dem die Maid vorüberlief, regte sich irgend etwas. Entsetzt sprang sie zur Seite, um indes im nächsten Augenblicke beruhigt ihren Weg fortzusetzen „Béha! béha!“ murmelte sie, als kläffend einige Schabrackenschakale das Weite suchten. Infolge der heftigen Bewegung hatte sich ihre Bekleidung gelöst, und war ihr von Brust und Schultern herabgeglitten. Ohne sich aufzuhalten schlang sie die Tücher notdürftig um den nackten Leib, und rannte, der Stachelgewächse nicht achtend, in diesem Aufzuge weiter. — Endlich hatte Schausiku

den Fahrweg, die Barrabarra, erreicht, und blieb hier eine kleine Weile stehen, um Atem zu schöpfen. In geringer Entfernung von ihr bewegten sich in der Richtung auf Kihara einige Wanyamuesi auf der Straße. Sorgfältig hüllte sich das Mädchen wieder in seine Kanga, und schritt, den Kihara-leuten folgend, langsam dem Orte zu. —

Allzu freundlich war nicht der Empfang, der der Sklavin zu Hause zu Teil wurde. Ein Strom von Schmähungen ergoß sich über ihr Haupt, als sie den Hof der heimatlichen Tembe betrat. Wenngleich sich ihre Herrin, Sitti Salama, im allgemeinen nicht als bösartig erwies, so war sie heute doch in außergewönlich gereizter Stimmung. Und dies nicht ohne Ursache. Hatte ihr doch kurz vorher ihr Eheherr, Bana Sahorro, in aller Behaglichkeit mitgeteilt, daß er ihr, gleich-sam als Stütze der Hausfrau, eine zweite Gemahlin bei-gesellen werde. Er gedachte sich also wieder zu verheiraten, ohne geschieden und ohne Witwer zu sein. Das war es, was die brave Beludschenfrau in eine so verzweifelt schlimme Laune versetzt hatte. 15 Jahre lang hatte sie das umfang-reiche Hauswesen regiert, ohne zu ermüden, um nun die Herrschaft mit einem albernen Suahili-Gänschen, der Marjam binti Muinimbegu, einem grünen Dinge von 16 Jahren, teilen zu müssen. Einwendungen konnte sie ihrem Manne nicht machen, da es ja sein auf den Koran gestütztes Recht war, seinen Hausstand zu vergrößern. Sie mußte noch froh sein, daß er nicht auf die Idee gekommen war, sich noch drei Frauen zuzulegen.

Auch verstand der sonst so gemütliche Sahorro in derartigen persönlichen Angelegenheiten keinen Spaß. So sah sich denn Sitti Salama gezwungen, all die Bitterkeit, die ihr auf der Zunge schwebte — und das war nicht wenig, — hinunter zu würgen. Kein Wunder, wenn sie bei Schausiku's verspäteter Rückkehr Gelegenheit nahm, Schausiku und alle übrigen weiblichen Wesen, in erster Linie die jungen und hübschen, in Grund und Boden zu verwünschen. Da nun

gewohnheitsgemäß sich die Hausherrin in Augenblicken sittlicher Entrüstung leider zu recht unparlamentarischen Ausdrücken hinreißen ließ, so müssen wir darauf verzichten, ihre Worte wiederzugeben, und können nur andeuten, daß Benennungen, wie „Heidin" und „Tochter eines räudigen Hundes" noch zu den zierlicheren und harmloseren zu rechnen waren. Schausiku, welche wußte, daß sie im Wortstreit ihrer Herrin nicht gewachsen war, ließ diesen Redefluß ruhig über sich ergehen, und machte sich nur ernst und still in der Küche zu schaffen. Erst, als Sitti Salama vom Allgemeinen aufs Spezielle überging und auf die in Aussicht stehende Hausstands-Veränderung zu sprechen kam, erlaubte sich Schausiku unbedachterweise, laut ihr Vergnügen zu äußern, ein Umstand, der den Zorn ihrer Herrin so entflammte, daß diese vom Herde, neben welchem sie saß, ein brennendes Stück Holz aufgriff, um es dem Mädchen an den Kopf zu werfen. — Wie eine Granate sauste das Scheit, funkensprühende Kreise beschreibend, gefahrdrohend durch die Luft, fuhr jedoch, ohne größeren Schaden anzurichten, in eine Gruppe von Wassergefäßen. Eine der Urnen zerbrach, und ergoß ihren feuchten Inhalt auf den Boden der Küche. Wenn nun auch viele Wasser die Liebe nicht löschen, so löschen sie doch meist den Haß. So auch in diesem Falle. Im selben Maße, wie der Feuerbrand in der Flut verzischte, so kühlte sich auch der Tatendrang der Sitti Salama ab. Erschrocken über sich selbst, erhob sie sich, und verschwand mit den Worten: „Jetzt stampfst Du noch Mais und gehst dann ohne Abendessen zu Bett" in ihren Gemächern. „Haraka hana baraka — Eile bringt keinen Segen" sprach Schausiku philosophisch für sich hin, und sammelte die Scherben, um sie auf den Müllhaufen zu tragen. —

Gleich darauf erdröhnte der Holzmörser. Eine eintönige Melodie summend, bewegte die Sklavin ihre kräftigen runden Arme auf und ab.

„Horch, Kibibi“*, rief sie, mit einer Hand weiterstampfend, der vorübergehenden kleinen Tochter ihrer Herrin zu, „bring mir zu essen“.

„Die Vorratskammer ist verschlossen“, entgegnete diese.

„Gut, Großmütterchen, dann hol mir Bananen aus dem Garten“.

„Ach Schausiku, ich weiß nicht, ob ich es darf“.

„Tu's, Kibibi, sonst sag ich's der Hexe. Hast Du nicht eben die gelbe Katze vorüberschleichen sehen?“

Scheu warf das Kind einen Blick zur Seite, und murmelte: „Sei gut, Schausiku, ich gehe ja schon“. —

„Was ißt Du denn da?“, fragte Sitti Salama, als sie nach einer Weile aus der Türe ihres Schlafzimmers trat,

„Was soll ich essen, Bibi“, versetzte Schausiku gleichmütig“, ich esse natürlich Mais.“

„Zerbrich Dir die Zähne nur nicht daran, Du Nachtaffe“ rief die Dame lächelnd, und nahm zufrieden ihren Platz am Herdfeuer wieder ein.

3.

Inzwischen war Maulidi, die Arme schlenkernd, nach Gambo zurückspaziert. Am Dorfeingange traf er mit dem Soldaten Juma zusammen, der nach Erledigung seines Wachdienstes nach Gambo geschlendert war, um über das hübsche Manjemamädchen, das er des Morgens kennen gelernt, Erkundigungen einzuziehen. Hatte er doch gehört, daß sie über Gambo gekommen sei. Weiteres aber hatte er nicht in Erfahrung bringen können.

„Woher des Weges?“ fragte Juma den Sklaven, den er oberflächlich kannte.

„Aus dem Pori“, erwiderte jener verdrießlich.

---

*) Fräulein.

„Was hast Du denn noch so spät im Pori gemacht?“ setzte der Soldat das Gespräch fort.

„Ich habe eine Landsmännin nach Kihara begleitet“.

„Ach so“, scherzte Juma, „die Barrabarra war wohl nicht breit genug dazu. Ich kann mir denken, daß Du nicht umsonst mit ihr die einsamen Pfade gewandelt bist“.

„Das will ich meinen!“ prahlte Maulidi, den diese Wechselrede aufheiterte, „mußte ich doch, da ich morgen verreise, von ihr noch zärtlichen Abschied nehmen.“

„Und wer war sie, die Du getröstet hast?“

„Eine Landsmännin von mir, wie ich Dir schon sagte, Schausiku hadimi Sahorro“.

Dem Soldaten ging plötzlich ein Licht auf.

„Doch nicht die junge Manjema, die heute Morgen auf der Station war?“ rief er verwundert.

„Wahrscheinlich dieselbe“, versetzte der Sklave, „sie war wenigstens in der Boma*), um sich einen Reisepaß zu erbitten“.

„Und diese reizende Dirne ist Deine Geliebte?“

„Warum soll sie nicht? Bin ich für das dumme Ding nicht gut genug?“

„Gewiß, warum soll sie auch nicht. Aber was sprachst Du von einem Reisepasse? geht sie denn mit Dir?“

„Nein, sie bleibt hier, da sie keinen Urlaub erhalten hat“.

Juma, dem der Sklave plötzlich höchst lästig und widerwärtig vorkam, hätte sich gern von ihm losgemacht. Dieser aber, einmal ins Reden gekommen, ließ ihn sobald nicht aus dem Garn.

„Hast Du gehört, daß der Mtussi Maganga einen Tschui geschossen hat?“ fragte Maulidi, als sie an dem Vorwerk Ulaia vorübergingen.

„Ja“, erwiderte der Soldat gleichgültig, „ich habe das Leopardenfell sogar zum Präparieren erhalten“.

*) Fort.

„Wie machst Du denn das?“

„Nun ich trockene es zuerst, und reibe es sodann zum Schutz gegen die Insekten mit giftiger Seife ein“.

„Hast Du es aufgespannt, oder nur in die Sonne gelegt?“

„Ich habe es einfach hinter meiner Wohnung mit Pflöcken auf den Boden genagelt.“

Maulidi wußte genug und empfahl sich. Juma aber schritt sinnend dem Askari-Dorfe zu, und dachte traurig:

Es ist doch merkwürdig, daß eine so junge, kaum erwachsene Dirne schon einen Geliebten und noch obendrein einen so brutalen Burschen, wie Maulidi zum Geliebten hat. Dabei sah sie so frisch und unberührt aus, daß ich hätte auf sie schwören mögen. Wohin ich mich aber auch wenden mag, immer komme ich zu spät. Mädchen, die man heiraten könnte, gibt es, glaub ich, in Tabora gar nicht.

In dem sauberen Schutztruppen-Kantonnement, wo die Missongen in schnurgeraden Reihen, wie die Soldaten ausgerichtet, standen, saßen in gefälligen Gruppen Männer und Frauen vor den Türen ihrer Häuser, um die Abendkühle zu genießen. Um sie herum spielten in großer Anzahl mehr oder weniger nackte Kinder, die die Luft erfüllten mit ihrem Geschrei. Ohne sich um dies rege Leben und Treiben zu kümmern, und ohne die ihm geltenden Zurufe seiner Kameraden zu beachten, wandte sich Juma seiner Wohnung zu um zu Nacht zu essen und zu Bett zu gehen.

„Bring mir das Essen, Boy!“ herrschte er, in seiner Behausung angelangt, seinen Diener, einen etwa zwölfjährigen Negerjungen, an, der, höchst vorschriftswidrig, damit beschäftigt war, beim Schein einer kleinen Öllampe die Mauserbüchse seines Herrn zu reinigen. Während der Junge sich beeilte, die Abendmahlzeit, bestehend aus kaltem Hühnerfleisch und Maiskuchen, heranzuschaffen, trat der Soldat in die Hintertüre seiner Hütte, um sich durch einen Blick in den Hof von dem Vorhandensein des Leopardenfells zu überzeugen. Da

er alles in Ordnung fand, schloß er die Tür und setzte sich zu Tisch, d. h. er ließ sich auf der den Fußboden bedeckenden Strohmatte nieder, und langte mit den Fingern aus der mit Speisen gefüllten Kupferschale zu, die der Knabe vor ihn hinsetzte. — Daß der Innenraum der Missonge, der Wohnzimmer, Schlafkammer und Küche in sich vereinigte, einen beengenden Eindruck gemacht hätte, konnte man nicht behaupten. War doch das einzigste Stück Möbel, das sich in der Hütte vorfand, die mit Matten, Decken und Polstern belegte und mit einem Moskitonetz versehene Kitanda. Dem Begriffe des Kleiderspindes mußten einige in die Wand geschlagene Haken genügen. Im übrigen sah man nur noch etliche Töpfe, Wasserkrüge und Küchengeräte, die in der Nähe des aus vier großen Steinen bestehenden Herds standen. Nachdem Juma sein Nachtmahl, dem er trotz seiner Seelenschmerzen alle Ehre erwiesen, beendet, einen Humpen Hirsebier geleert, und eine Cigarette geraucht hatte, begab er sich zur Ruhe, indem er vor sich hinmurmelte: „Es ist wirklich Zeit, daß ich mich verheirate; denn diese Einsamkeit fängt nachgerade an, mir unerträglich zu werden.“ — Bald umfing ein tiefer Schlaf den vom 24 stündigen Wachdienst Ermüdeten. — Beim Morgengrauen erwachte Juma, ermuntert durch ein Geräusch, das sich außerhalb der Hütte vernehmen ließ. Es klang wie von sich entfernenden Schritten. Er richtete sich im Bette auf, um zu lauschen. Da er aber sonst nichts hörte, wollte er sich schon wieder hinstrecken. Mit einem Male fiel ihm das Leopardenfell ein. „Allah! wenn es gestohlen wäre!“ dachte er, und hob das Moskitonetz, um hinaus zu springen. Zu seiner Genugtuung jedoch bemerkte er, als er aus der Hintertüre schaute, daß er sich umsonst beunruhigt hatte. Das Fell war noch vorhanden. — In diesem Augenblicke ertönte von der Wache her das Signal des Reveille blasenden Hornisten, begleitet von dem Gebrüll der Hyänen und dem Gekläff der Schakale, die sich in der nahen Buga tummelten. Juma indes, der für den Morgen

dienstfrei war, legte sich behaglich wieder aufs Ohr, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Er schlief auch noch, als Mkondo, der Boy, der die Nächte bei seinen in der Nähe wohnenden Eltern zuzubringen pflegte, erschien, um seinen dienstlichen Verpflichtungen nachzukommen.

Am selben Morgen, gegen 10 Uhr, ließ sich Juma, in Begleitung seines Boys, beim Kommandanten melden, und teilte ihm mit, daß das unglückliche Leopardenfell über Nacht seiner sämtlichen Krallen beraubt worden sei. Gleichzeitig machte er darauf aufmerksam, daß nur Mkondo der Täter gewesen sein dürfte, da außer ihm Niemand in die Nähe seiner Wohnung gekommen sei. — Der Junge jedoch beteuerte unter Heulen und Zähneklappern seine Unschuld, und wies darauf hin, daß die Krallen für ihn doch gar keinen Wert gehabt hätten. Auf die Frage des Europäers, was man denn mit den Krallen wohl angefangen haben könne, bemerkte Juma, daß die Eingeborenen sich Reisemedizin daraus zu fabrizieren pflegten. — Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er sich auch erinnerte, daß er ja am Abend vorher mit Maulidi über das Fell gesprochen habe, und daß dieser richtig heute in der Frühe mit seiner Karawane aufgebrochen sei. Und plötzlich war ihm sonnenklar, daß nur der Sklave der Dieb gewesen sein könne. Verlauten ließ er aber nichts von seiner Entdeckung, da er sich, seiner Schwatzhaftigkeit wegen, selbst nicht frei von Schuld fühlte. — Seitens des Kommandanten mit einem Verweise entlassen, ging der Soldat zornig seiner Wege, indem er bei sich dachte: „Na, warte Freund Maulidi, Du kehrst mir wieder; aber dann werden wir noch für dies und jenes mit einander abrechnen".

4

In Tabora wurde der Geburtstag des deutschen Kaisers gefeiert. Sowohl die Gebäude und Hallen der Forts, wie

die Temben und Hütten des Ortes waren mit Fahnen und Grün geschmückt. Selbst der ärmste Mann hatte zum mindesten einige Palmwedel vor der Türe seiner Hütte aufgepflanzt. Von selbst hätten sich die braven Taboraleute allerdings nicht so sehr angestrengt. Tags zuvor hatte aber Sol Mansur Kalil, der Polizeimeister mit dem drohenden Schnurrbarte und dem vernichtenden Blicke, in Begleitung einiger ebenso schnauzbärtiger Sudanesen, der Polißi mit den roten Bandelieren, einen Umgang durch die Ortschaft gemacht, und hierbei die nötigen Anweisungen gegeben. Von ihm war auch befohlen worden, daß man an diesem höchsten Sikukuu der Deutschen zu tanzen und lustig zu sein habe. Gegen derartige deutliche Fingerzeige gab's natürlich keinen Widerstand. Da blieb nichts übrig, als zu gehorchen. War doch Sol Mansur Kalil die gefürchtetste Persönlichkeit im Orte, viel gefürchteter jedenfalls, als der milde und freundliche Stationschef. — Man schmückte also sich und sein Haus, und war lustig. Warum auch nicht? Ein verständiger Mensch nimmt stets das Gute, wo er es findet, und feiert die Feste, wie sie fallen. — Da es zur Herstellung der deutschen Flaggen an schwarzem Tuche gefehlt hatte, so hatte man dem Mangel dadurch abgeholfen, daß man vermittelst Kanickistoffes die schwarze Bahn durch eine dunkelblaue ersetzt hatte. Die Farbigen genierte dieser Umstand nicht weiter, da für sie schwarz und dunkelblau dasselbe war. — Das empfindlichere Auge des Europäers jedoch wurde seltsam dadurch berührt, überall als Landesfarben blau-weiß-rote Zeichen wehen zu sehen. —

Gegen Mittag strömte alles zur Esplanade, wo, wie bekannt gemacht worden worden war, um 12 Uhr der offizielle Festakt vor sich gehen sollte. In langer Front war dort die in Tabora stationierte kriegsstarke Kompagnie der Schutztruppe zur Parade aufmarschiert, und ebendaselbst versammelten sich auch die Ortsangehörigen und die Fremden, die Weißen und Farbigen, um der Feier beizuwohnen. Zu Tausenden

waren die Eingeborenen, Männer und Frauen, in ihren Festtagskleidern herbeigeeilt, und nur mit Mühe konnten sie von den wenigen Polizisten, die zur Verfügung standen, in Ordnung gehalten werden. Auch Schausiku, in ihre neuesten Kanga eingehüllt und nach allen Regeln orientalischer Toilettenkunst herausgeputzt, hatte sich mit ihrer Freundin Faïda, der Sklavin eines Arabers zu Kihara, eingefunden, und zum Genuß des Schauspiels in der ersten Reihe der Zuschauer aufgestellt. Nicht wenig Vergnügen bereitete es den Mädchen, die Honoratioren der Stadt, an ihrer Spitze den Kaiserlichen Wali, die Araber, Beludschen und Suahili, mit ihren gold- und silbergestickten Mänteln, ihren kostbaren Dolchen und Schwertern und ihren buntseidenen Schärpen und Turbanen, an sich vorüberziehen zu sehen. Lachend beobachteten sie, wie die Großen des Ortes feierlichen Schrittes auf die Europäer zugingen und sie begrüßten und beglückwünschten.

„Sie mal, Faïda", sagte Schausiku leise, „wie herzlich mein Herr Sahorro dem Bana Fetha, dem Zahlmeister, auf den er doch so wütend war, die Hand schüttelt. Man sollte glauben, sie seien die besten Freunde".

„Weshalb war Bana Sahorro denn böse auf ihn?" fragte Faïda neugierig.

„Weil der Bana Fetha ihn wegen Sklaven-Ausfuhr angezeigt hat. Mein Herr hatte unsere Mjoli nach Sansibar verschickt, und wäre beinahe deswegen an die Kette gekommen".

„Dein Herr an die Kette! Wie ist das möglich?"

„Den Deutschen ist alles möglich. Sie machen zwischen Herren und Sklaven keinen Unterschied. Vor ihnen sind alle Menschen gleich."

„Ya salaäm! Welch ein Unsinn! Und warum ist es uns nicht erlaubt, nach dem schönen Sansibar zu gehen?"

„Weil die Wasungu verdreht sind, und uns Sklaven nur Scherereien verursachen. Bana Sahorro sagt, sie seien Ungläubige, Kafirs, die dem Willen Gottes zuwiderhandelten."

„Allahu akbaru“, flüsterte Faïda erschrocken, „sprich nicht so laut, Schausiku, der Gerigeri*) hat sich schon zweimal umgesehen. Die Deutschen sind gestrenge Herren, und dulden keine Auflehnung.“

„Ach was“, murmelte Schausiku trotzig, „sie sollen sich nicht in Dinge einmischen, die sie nichts angehen. Mußte ich nicht auch zurückbleiben, als ich mit Maulidi nach Kisiba gehen wollte?“

„Warum sind die Europäer nur hierher gekommen?“

„Warum? weil sie zu Hause nichts zu essen haben. Maulidi sagte mir, ein Boy, der mit seinem Herrn in Ulaia**) gewesen, habe ihm erzählt, dort sei es so kalt, daß das Wasser zu Stein erstarre, und auf den Feldern kein Halm gedeihe“.

„Ja, aber, ich bitte Dich, reich müssen die Deutschen doch sein; sonst könnten sie sich doch nicht so viel Askari halten.“

„Ach, die Wasungu und reich! Sieh nur, welch' einfache Anzüge sie tragen, nicht viel besser, als die der Soldaten; und welch' billige Schwerter sie führen! Ihre Askari bezahlen sie aus dem Tribut, den sie hier eintreiben.“

„Gott weiß, so ist es. Die Araber und Beludschen sind vornehmer, als sie. Aber wie kommt es nur, daß die Wasungu die Herren im Lande sind? Ein Weißer gilt mehr, als zehn Araber, und mehr als 100 Schwarze.“

„Die Weißen haben viel Verstand“, bemerkte Schausiku altklug, „und verfügen über eine Menge von Zaubermitteln. Wie ich gehört habe, ist jeder Europäer ein Arzt und besitzt einen eigenen Medizinkasten. Darum kann ihnen auch die Daua unserer Zauberer nichts anhaben“.

Ein ferner Kommandoruf machte diesem törichten aber um so charakteristischeren Gerede ein Ende. — Der Stations-

*) Spitzname für Sudanesen.
**) Europa.

chef erschien, und nahm vor der Front der Truppen Aufstellung. Neben und hinter ihm plazierten sich die hervorragendsten Persönlichkeiten des Ortes. — Punkt 12 Uhr rasselten die Gewehre zum Salamdûr. Während die Truppen präsentierten, hielt der Kommandant eine kurze, die Bedeutung des Tages dartuende Ansprache, die er damit beendete, daß er das Hoch auf Seine Majestät den Kaiser ausbrachte. Laut erdröhnte das Hurrah der Soldaten, in das alle Anwesenden einfielen, — ein allgemeiner Freudenruf, der noch verstärkt wurde durch den Donner der Fortgeschütze.

Als das Getöse sich gelegt hatte, stellte sich die Kompagnie zum Parademarsche auf. Unter Trommelschlag und Hörnerklang marschierte sie, die Fahnensektion voran, zuerst in Zügen sodann in Kompagniekolonne an ihrem Chef vorüber. Lustig flatterte die Kriegsflagge im Winde, und hell erglänzte in der Sonne die silberne Spitze der Fahnenstange. Den Eingeborenen gewährte es ein ebenso fremdartiges als interessantes Bild, die deutschen Soldaten in ihren neuen gelben Khaki-Uniformen, tadellos ausgerichtet, nach dem Takte der Musik vorbeiziehen zu sehen.

„Ach Schausiku, wie komisch!“ bemerkte Faïda belustigt, als die Truppen abrückten und die Zuschauer sich verliefen, „hast Du je so etwas gesehen? Die Soldaten bewegten sich so gleichmäßig, wie an einer Schnur“.

Die Angeredete nickte. Hatten die Mädchen auch den Vorgang nicht recht verstanden, und wußten sie auch nur, daß heute das Hauptfest der weißen Eroberer gefeiert wurde, so hatten sie doch kräftig in den Jubel mit eingestimmt.

Schausiku, die leicht bewegliche, war ganz hingerissen von dem militärischen Gepränge und hatte angesichts der vielen schmucken Krieger ihren Groll gegen die Wasungu mehr und mehr vergessen.

„Es ist unglaublich“, rief sie begeistert aus, „wie die Deutschen ihre Leute im Zuge haben. Ja, bei Gott, sie

Kaisersgeburtstags-Parade

sind groß und mächtig, und wir anderen sind Staub an ihren Füßen." —

Gegen 4 Uhr nachmittags, als die Europäer in der Schaurihalle ein bescheidenes Bankett, an dem sich nicht nur die Deutschen, sondern auch alle zufällig in Tabora anwesenden Ausländer beteiligten, abhielten, sammelte sich die farbige Jugend auf der Esplanade, um zu tanzen. Bald ertönten die Pauken und Schalmeien. Es mochten wohl gegen 3000 Menschen, in erster Linie Frauen, sein, die an verschiedenen Stellen dort ihrem Vergnügen nachgingen. Wie wir Europäer unsere Walzer und Ländler, unsere Françaisen und Quadrillen haben, so waren auch die Taboraleute nicht auf eine einzige Tanzweise angewiesen. Kibangi, Kimrima, Kiunguya und wie diese Tänze alle heißen mögen, wechselten in regelmäßiger Reihenfolge mit einander ab. Im Großen und Ganzen war es allerdings immer dieselbe Sache; und nur dem Auge des Kenners offenbarten sich die unterscheidenden Merkmale. Während nach dem Takte der Musik und im Rythmus ihres eigenen Gesanges die braunen Schönen sich in einem weiten Kreise drehten, und sie ihre Pas so zierlich wie möglich machten, hüpften in der Mitte ihre Verehrer, in Reihen oder solo, wie wild um die Musikanten herum. Nicht lange, und der Schweiß rann in Strömen; und über dem ganzen Platze lagerte die der ostafrikanischen Goma*) eigentümliche Atmosphäre von Staub und Dunst. Eine Hauptrolle bei diesem Sikukuu spielten naturgemäß die Soldaten. Hatten sich auch die Sudanesen mit ihren Weibern in das Askaridorf zurückgezogen, um dort nach den Klängen von ungefügen aus dem Sudan mitgebrachten Leiern ihre barbarischen oder doch fremdartigen Tänze aufzuführen, so hatten die eingeborenen Soldaten es sich dafür nicht nehmen lassen, an den Lustbarkeiten ihrer Landsleute im vollen Umfange teilzunehmen. — Auch unser Freund Juma hatte sich wacker

*) Tanzlustbarkeit.

an den ihm von der Küste her bekannten Reigen beteiligt, und sich alle Mühe gegeben, der Kunst des Tanzens durch überraschende Sprünge und Wendungen neue Seiten abzugewinnen. Schließlich ermüdeten aber auch seine Sinne unter den Erschütterungen eines so geräuschvollen Vergnügens und, erhitzt wie er war, trat er aus dem stauberfüllten Kreise heraus, um frische Luft zu schöpfen. Hierbei stieß er, sich durch die dichte Menge der Zuschauer drängend, auf Schausiku, die, um ihren Putz zu schonen, vorläufig auf alle Freuden des Tanzes verzichtet hatte. — Unbekannt in den Goma-Gesellschaften von Sokoni, verspürte sie überhaupt keine rechte Lust, sich in den Strudel zu stürzen. Hatte sich doch, seit Maulidis Abreise, kein Mensch sonderlich um sie gekümmert. Für Jemand, der die Tabora-Verhältnisse kannte, war dies kein Wunder; denn infolge des Umstands, daß in der Stadt das weibliche Geschlecht numerisch sehr überwog, konnte es selbst hübscheren Mädchen passieren, längere Zeit unbeachtet zu bleiben. Jedenfalls war dies aber für die spröde Schausiku kein Grund, sich irgendwie aufzudrängen, oder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Jambo, Schausiku, wie geht es Dir?“ begrüßte Juma das Manjema-Mädchen, das er sofort wiedererkannt hatte.

„Gut, Askari“, sagte es zögernd, „aber woher kennst Du mich?“

„Erinnerst Du Dich nicht, daß ich, Juma, vor etwa 6 Wochen mit Dir sprach, als ich vor der Boma auf Posten stand?“

„Ach ja, richtig“, entgegnete gleichgültig die Dirne, die sich keineswegs des Soldaten entsann, und darum die Augen wieder auf die Goma richtete.

„Auch hat mir Maulidi von Dir erzählt“, fuhr er fort, im Bestreben, das Gespräch zu verlängern.

Alsbald wandte sich die Sklavin ihm eifrig wieder zu mit den Worten:

„Du kennst auch meinen Freund Maulidi?“

„Ja, Bibi", versetzte der brave Juma, während sein Gesicht sich verdüsterte.

„Was hast Du für Nachrichten von ihm?"

„Gute!"

„Ach, die mußt Du mir erzählen, Bana!" rief das junge Mädchen interessiert, indem es sich dem Soldaten unwillkürlich anschloß, als er weiterging.

Juma, der nur höflicherweise im günstigen Sinne geantwortet hatte, hatte tatsächlich gar nichts von Maulidi gehört, und glaubte nur zu wissen, daß er ein durchtriebener Schelm sei. Er hütete sich aber, dies zu erklären, und bemühte sich nur, Schausikus Aufmerksamkeit von diesem heiklen Thema abzuziehen.

„Bist Du allein aus Kihara gekommen?" fragte er, als sie an der letzten der Gruppen von Tanzenden vorüberschritten.

„Ich war mit meiner Freundin Faïda zusammen, habe sie aber im Gewühl verloren", war die Antwort.

„Bleibst Du heute lange in Sokoni?"

„Ich denke nicht, da der Tanz mich nicht belustigt."

„Hast Du schon die Sudanesen-Goma gesehen?"

„Nein, wo findet sie statt?"

„Im Askaridorf. Komm mit und sieh sie Dir an. Es ist zu spaßhaft, die dürren Gerigeri-Weiber als Tänzerinnen auftreten zu sehen. Sie tanzen nicht, wie wir, mit den Füßen, sondern mit dem Leibe und den Lenden".

Schausiku, die schon viel von diesen eigenartigen Aufführungen gehört hatte, erklärte sich einverstanden und ging mit, und zwar um so lieber, als sie augenblicklich nichts Besseres zu tun hatte. — In dem Standquartiere der Soldaten, in welchem sie noch nie gewesen war, amüsierte sie sich recht gut. Sie lachte über das groteske Gebaren der Sudanesinnen, bewunderte die eleganten Frisuren der Suahili- und Wan-

guana-Frauen, und freute ſich über die Sauberkeit der Askari-Behauſungen.

„Gefällt es Dir bei uns, Schauſiku?“ ſprach Juma.

„Vorzüglich, Juma, „erwiderte das Mädchen“, es iſt viel ſchöner bei Euch, als ich vermutet hätte.“

„Möchteſt Du nicht immer hier bleiben, mein Täubchen?“ fragte der Soldat weiter, indem er zärtlich ſeinen Arm um ihre Schultern legte.

„Oh ja“, entgegnete Schauſiku, ohne ſich ihm zu entziehen, „ich wünſchte, auch Maulidi wäre Soldat“.

Enttäuſcht ließ Juma ſeinen Arm ſinken und ſagte ſchroff: „Ein Sklave kann nicht Soldat werden; das kann nur ein freier Mann“.

Er war aus allen ſeinen Himmeln geriſſen, und ſein Werben um Schauſiku erſchien ihm wie vergebene Liebesmüh. Jedoch auch dieſe fühlte ſich verletzt. Da es in Oſtafrika für taktlos gilt, einem Unfreien gegenüber die freie Geburt hervorzuheben, ſo war die Sklavin, die nicht wußte, daß Juma ſelbſt ein Freigelaſſener war, von ſeiner Äußerung unangenehm berührt. Sie verfiel in Schweigen und wandte ſich zum Gehen. Aber die Nachmittagsſonne ſchien ſo hell, der Himmel ſtrahlte in ſo lichter Bläue, und rings auf der grünen Erde herrſchte ein ſo herzerquickender Frohſinn, daß die Verbitterung der Gemüter unmöglich lange andauern konnte. Von Schritt zu Schritt ſchwand auch die Verſtimmung mehr dahin. Beide, ſowohl Juma wie Schauſiku, nahmen ſich innerlich vor, nicht kleinlich ſein, und nicht unnötigerweiſe die Gekränkten ſpielen zu wollen. Der Rückweg aus dem Kantonnement führte ſie an der Wohnung Jumas vorüber. Um ſich artig zu erweiſen, lud der Askari das Mädchen ein, bei ihm einen kleinen Imbiß zu nehmen. Und Schauſiku, die ſeit dem frühen Morgen nichts genoſſen hatte und demgemäß einigen Appetit verſpürte, willigte auch nach einigem Sträuben ein. Ohne indes mit einem Fuß die Wohnung Jumas zu betreten, ließ ſie ſich im Schatten der Miſſonge

auf einer Matte nieder. Nur einen kurzen Blick warf sie, als der Soldat beim Ab- und Zugehen die Tür aufstehen ließ, aus Neugier in die Hütte. Es war wunderbar, welche Decenz und Zartheit diese beiden jungen Leute, die doch auf nichts in der Welt Rücksicht zu nehmen hatten, in ihrem Verkehr wechselseitig an den Tag legten. Während die Sklavin nach den Speisen langte, die Juma vor sie hingestellt hatte, blieb der Soldat vor ihr stehen, und schaute sinnend auf ihre zierlichen Hände nieder. Er empfand keinen Hunger. Auch war es nicht Sitte, daß Männer und Frauen öffentlich mit einander speisten. War man allein, so brauchte man sich allerdings keine Schranken auferlegen. — Ein seltsames Glücksgefühl hatte sich des jungen Mannes bemächtigt. War er sich doch völlig klar darüber geworden, daß keins der ihm bekannten Mädchen der weiblichen Gestalt, die ihm in seiner Phantasie als Norm für seine Zukünftige vorschwebte, mehr gleiche als Schausiku, und daß diese also um jeden Preis seine Frau werden müsse. Es war nur betrübend, daß diese seine Überzeugung eine einseitige war. Vorläufig war Schausiku jedenfalls noch die Geliebte dieses widerlichen Maulidis. Ein heißer Zorn gegen diesen prahlerischen Burschen stieg in ihm auf. Wie er ihn haßte! Wie würde er ihn, wenn derselbe zur Stelle wäre, zerschmettern! Schade, daß er nicht zaubern konnte. —

Inzwischen hatte sich während des Mahles die Sklavin in ihren Gedanken mit dem Heim des Soldaten, vor allem mit den schönen weißen Bettgardinen, die ihr sehr imponiert hatten, beschäftigt. „Du bist hübsch eingerichtet, Juma" bemerkte sie, als sie endlich mit Essen und Trinken fertig war.

„Allerdings", versetzte der Krieger, indem er ein Leopardenfell aus der Hütte langte, um es als Sitzgelegenheit zu benutzen, „bei einem Monatsgehalte von 20 Rup. kann man sich schon allerlei leisten. Wenn ich erst Ombaschi*) bin,

*) Korporal

erhalte ich sogar 35 Rup. monatlich, nämlich soviel, wie ein Sudanesen-Ombaschi.

„Hast Du denn Aussicht, Ombaschi zu werden?"

„Gewiß, der Bana Mkuba wird mich, wie mir der Feldwebel sagte, bei nächster Gelegenheit dazu eingeben".

„Dann kannst Du Dir ja fein eine Sklavin kaufen", scherzte Schausiku.

„Eine Frau meinst Du!" berichtigte er sie.

„Warum keine Sklavin?" fragte das Mädchen.

„Weil wir deutschen Soldaten uns wohl eine Frau, aber nicht eine Sklavin halten dürfen. Wenn wir eine Sklavin kaufen, müssen wir sie heiraten oder freigeben."

„Das ist endlich einmal eine verständige Idee von den Europäern!" rief die Dirne lustig. „Dann kann das Mädchen ja, das Dir gefällt, von Glück sagen", fügte sie lachend hinzu. —

Juma, der stets redselig wurde, wenn das Gespräch auf seine Person und seine Zukunftspläne kam, setzte der Sklavin auseinander, was er noch alles zu erreichen hoffe. „Selbst Sol, ja Effendi*) kann ich noch werden, wenn es mir gelingt, lesen und schreiben zu lernen."

„Nun ja", spottete Schausiku, die sich über seinen Ehrgeiz amüsierte, „Häuptling mußt Du ja wohl schon sein, da Du auf einem Tschuifelle sitzest."

„Was kümmern uns Soldaten die Sitten der Heiden! Wir machen, was wir wollen, und setzen uns hin, wo wir Lust haben!" antwortete Juma etwas gereizt.

„Hast Du das Fell denn selbst erbeutet?" fuhr das Mädchen fort, ohne zu ahnen, welch wunde Stelle im Gemüt des pflichtgetreuen Jünglings sie mit dieser Frage berührte.

„Nein" rief der Soldat erregt, „aber ich besitze es, weil ich ein Narr, ein Schwachkopf war, der nicht den Mund zu halten und anvertrautes Gut vor Schaden zu bewahren

*) Farbiger Offizier.

verstand; ich habe es, weil der Bana Mkuba, als ich es ihm zurückbrachte, es nicht wieder haben wollte!"

„Aus welchem Grunde?"

„Weil ich Einfaltspinsel es mir hatte zerschneiden und der Krallen berauben lassen, und zwar von Deinem geliebten Maulidi, dem größten Schurken und Dieb, den die Erde trägt".

Tief beleidigt stand Schausiku auf und erwiderte heftig:

„Den Maulidi kenne ich, weiß Gott, von Kindesbeinen an, habe jedoch bis heute nicht gewußt, daß er ein Dieb und ein Schurke ist; Dich kenne ich erst seit einer Stunde, weiß aber schon, daß Du hart und grausam bist, und unhöflich gegen Deine Gäste. Kwaheri!"

Hiermit zog sie ihr Tuch über den Kopf und schritt stolz von dannen.

Erschrocken sprang Juma auf und suchte das Mädchen zurückzuhalten, indem er rief:

„Tafathali, bibi wangu, ich bitte Dich, warte doch!"

Die Sklavin aber hörte nicht auf ihn, sondern winkte nur abwehrend mit der Hand, und verschwand in einer der Nebengassen.

Im ersten Moment wollte der Askari ihr nacheilen, um sie zu beruhigen. Er nahm aber hiervon Abstand, da er fürchtete, sich vor seinen Kameraden lächerlich zu machen, und dachte finster:

„Wie komme ich dazu, einer Sklavendirne nachzulaufen? Hol sie der Geier! Maulidi ist doch ein Schurke, und damit bassi!"

Er trat in seine Hütte, reinigte sich von dem Staube des Tanzbodens, und bürstete sorgfältig seine Kleider ab. — Sodann ergriff er einen kurzen handfesten Speer und begab sich ins Freie. Er hatte genug von den Freuden des Tages, und schlug den Weg zu der stillen, in hehrer Einsamkeit ruhenden Savanne ein, um durch einen längeren Spaziergang das Gleichgewicht seiner bewegten Seele wieder zu gewinnen.

5.

Ein halbes Jahr verstrich, ohne daß Juma die Sklavin wieder zu Gesicht bekam. Anfangs hatte er häufig ihrer gedacht, später aber sie fast vergessen. Er hatte an mehreren kleinen Expeditionen teilnehmen, und schließlich noch einen Europäer mit zur Küste eskortieren müssen. — Im Juli, gerade im kühlsten Monate des Jahres, kehrte er nach Tabora zurück. Dort war er nicht wenig erstaunt, gleich in den ersten Tagen seinem Nebenbuhler Maulidi zu begegnen. Der Sklave war elegant gekleidet, spazierte den ganzen Tag herum, und trug den Kopf außerordentlich hoch. Da er Geld in Hülle und Fülle zu besitzen schien, mußte er in Kisiba gute Geschäfte gemacht haben. Einem Gerüchte zufolge hatte er einiges Elfenbein mitgebracht und hiervon einen Zahn zu günstigem Preise in Tabora verkauft. Wie er in den Besitz des Elfenbeins gekommen sein mochte, darnach fragte Niemand. Es kümmerte sich ja auch Niemand darum, woher die Karawanenhändler ihr Elfenbein hatten. Dem braven Juma fiel die plötzliche Wohlhabenheit des intriganten Burschen zwar auf, aber auch er dachte nicht weiter darüber nach. Was ging es ihn an. Er kehrte sich nicht weiter an Maulidi, und ging ihm nach Möglichkeit aus dem Wege. — Eines Tages traf er den Sklaven auf dem Markte, wo dieser in Begleitung einiger gleichgesinnter Jünglinge herumflanierte. Die jugendlichen Dandies hatten sämtlich lange schloweiße, beinahe durchsichtige Gewänder an, trugen auf dem Haupte weiße, gestickte Mützen, und schwenkten in der Hand, mit der Krücke nach oben, dünne weiße Spazierstöcke. — Juma, der sich seiner abgetragenen, verwaschenen Askarijacke fast schämte, wollte ohne Gruß vorübergehen, aber Maulidi hielt ihn an, um ihre alte Bekanntschaft zu erneuern und sich vor ihm groß zu tun.

„He, Juma, wie geht es Deiner Gesundheit?“ rief er „Du siehst ja ausgehungert aus, wie ein Erdwolf! Gibt es beim Serikal nichts mehr zu essen?“

„Wenn ich abgemagert bin, so liegt es nicht am Essen, sondern an anstrengenden Märschen, die solch ein Herrchen, wie Du, allerdings nicht zu machen pflegt", — war die Antwort. —

„Polepole, sachte, mein Jüngelchen", höhnte Maulidi, „ich habe vielleicht größere Reisen gemacht als Du, jedenfalls aber mit besserem Erfolge".

„Wenn Du diese Erfolge", entgegnete Juma, „in derselben Weise erlangt hast, wie Deine Reise-Daua, so wundert es mich nicht".

„Wie meinst Du das?" stieß der Manjema erbost hervor.

„Ich meine", schrie der Soldat, „daß Du ein ausgelernter Spitzbube und Betrüger bist, und mir bei Deiner Abreise Leopardenkrallen gestohlen hast!"

„Das lügst Du, Askari; und sagst Du es noch einmal, so haue ich Dir eine Ohrfeige herunter!"

„Was? Du elender Sklave, Du willst einem Askari eine Ohrfeige geben? Hier hast Du eine!" Mit diesen Worten verabreichte Juma dem Burschen eine Maulschelle, daß diesem Hören und Sehen verging, und Mützchen und Stöckchen davonwirbelten.

Im ersten Augenblicke war Maulidi verdutzt und vor Überraschung ganz sprachlos. Dann geriet er aber über die ihm vor seinen Freunden zugefügte Schmach in hellen Zorn, und er stürzte sich auf den Soldaten, um ihn niederzuwerfen und durchzuwalken. Juma, der sich eines so heftigen Angriffs nicht versah, wehrte sich, so gut er konnte. Da er aber schwächer war, als der brutale Manjema, der wie ein Raubtier auf ihn eindrang, so verlor er an Terrain und taumelte zurück. Und nicht lange, so lag er halb erwürgt am Boden und erhielt mehr Prügel, als er je in seinem Leben für möglich gehalten hätte. Vergebens versuchten die farbigen Gentlemen, denen bei der Sache gar nicht wohl war, die Kampfhähne zu beruhigen, und dem wutschnaubenden

Manjema, in dem die angeborene Wildheit erwacht war, von dem Soldaten abzuhalten. Unbeirrt aber trommelte der gefährliche Burſche, der zum Glück keine Waffe zur Hand hatte, mit beiden Fäuſten auf Juma los. —

Gleich beim Beginn des Streits hatte ſich ein großer Menſchen-Auflauf gebildet, der ſchließlich ſogar der Marktpolizei auffiel. Schnellen Laufes kamen die Sudaneſen herbei, um zu ſehen, was der Lärm bedeute. Rückſichtslos ſich Bahn brechend, trieben ſie die Zuſchauer, die ſo wie ſo ſchon nach allen Seiten davonſtoben, auseinander, und verſuchten, die Kämpfenden zu trennen. Es bedurfte aber einer Anzahl wohlgezielter Karbadſchenhiebe, ehe es gelang, den Manjema von ſeinem Opfer abzubringen.

Als Juma wieder auf die Beine geſtellt war, dauerte es eine ganze Weile, bis er ſich genügend erholt hatte, um gehen zu können. Er war ganz außer ſich über die erlittene Niederlage, und wagte kaum, ſeinen Kameraden, die ärgerlich auf ihn einredeten, in die Augen zu ſehen. Sein Geſicht war geſchwollen, das Blut floß ihm aus Naſe und Mund, und ſeine Uniform hing ihm in Fetzen vom Leibe. Zum Unglück kam noch der geſtrenge Polizei-Sol hinzu, der kurzen Prozeß machte, und alle beide, ſowohl Juma wie Maulidi, vorläufig ins Gewahrſam abführen ließ.

Eine ſchlimme Nacht war es, die Juma grübelnd auf der Schlafmatte im Militär-Gefängniſſe verbrachte. Er glaubte, allen Grund zu haben, Befürchtungen zu hegen. Stand doch, abgeſehen von der ihm bevorſtehenden Beſtrafung, ſeine ganze militäriſche Zukunft auf dem Spiele. Der Stationschef hatte die Reibereien zwiſchen Askari und Mulki*) ſtreng unterſagt, und bisher auch alle derartigen Ausſchreitungen ſchwer geahndet. Daß unter dieſen Umſtänden noch von einer Beförderung die Rede ſein könnte, war kaum anzunehmen. Was war zu tun? Sollte er nochmals dem

*) Ziviliſten.

Bana Mkuba die unangenehme Krallen-Affaire, für die er eigentlich gar keine Beweise hatte, ins Gedächtnis rufen? Viel Zweck hatte es nicht. — Merkwürdig aber war, daß er seit einiger Zeit alles Ungemach, das ihm begegnete, dem Leopardenfelle zuzuschreiben hatte. Allah mochte wissen, welchem Unglück bringenden Dschinnen es früher als Behausung gedient hatte. —

Das gefürchtete Verhör, das am nächsten Morgen stattfand, verlief besser, als Juma erwartet hatte. Da sich bei der Zeugen-Vernehmung herausstellte, daß der Soldat sich sozusagen für ideale Interessen geschlagen hatte, so schlüpfte er zu seiner Genugtuung mit einer Strafwache durch. — Auch Maulidi kam mit einem blauen Auge davon. Ließ ihn doch der Stationschef, den die Krallengeschichte zu bagatellhaft anmuten mochte, mit einer Verwarnung laufen.

Noch am selben Nachmittage ging der Sklave, in ein nagelneues feines Kanzu gehüllt, schon wieder mit seinen Freunden auf dem Markte spazieren.

Anders Juma. Zu Hause angekommen, setzte er sich zuerst hin, und besserte, wie ein geübter Schneider, mit Hilfe alter Flicken seine gemißhandelte Jacke aus. Sodann schnallte er von seinem Gepäck die kurze blanke Pionierschaufel ab, wickelte das unheimliche Leopardenfell darum, und verließ, mit diesem Paket unter dem Arme seine Wohnung. —

„Wohin, Juma?" rief ihm einer seiner Kameraden nach.

„Zur Beerdigung!" antwortete jener lachend, und wandelte dem einsamen Schießstande zu. Daselbst angekommen, grub der Soldat unweit des Kugelfanges ein tiefes Loch, und befestigte das Fell darin in der Weise, daß er es auf der Sohle der Grube mit einigen Pflöcken festnagelte. Sodann warf er, eine Beschwörungsformel murmelnd, das Loch wieder zu, und legte oben auf die Erde einen schweren Stein.

„So, da lieg und spuk, wenn Du kannst!" spottete Juma und zog vergnügt nach Hause.

An einem der folgenden Tage wäre auf dem Schießplatze um ein Haar ein Malheur passiert, und zwar insofern, als während der Übung eine der abgeschossenen Kugeln in den Unterstand fuhr. Als der Schieß-Unteroffizier auf die Meldung der Anzeiger nach dem Kugelfange schritt, um die Ursache des Vorkommnisses zu erkunden, entdeckte er dicht vor dem Walle einen großen Stein, an dem das Projektil sichtlich abgeprallt war. Unter Fluchen und Wettern auf den Unverstand seiner Mitmenschen, und der Schwarzen insbesondere, ließ der Europäer den „Felsblock", wie er den Stein nannte, aufnehmen, und seitwärts in die Grassteppe transportieren. — Es war kein schlechter Schreck, der dem armen Juma bei der Nachricht von dem Vorfalle in die Glieder fuhr. „Yallah!" dachte er, „spukt das Teufelsfell schon wieder?" —

Kurze Zeit darauf erlebte unser Freund eine große Freude. Traf doch mit der nächsten Post seine Beförderung zum Ombaschi ein. Als er in seiner neuen gelben Montur mit dem leuchtenden roten Winkel auf dem linken Ärmel aus der Boma trat und an den vor ihm salutierenden Soldaten vorüberging, schien es ihm, als schwämme er vor Glück in der sonnigen Atmosphäre des herrlichen Julitages. Da Juma während der Expeditionsperiode wenig Geld gebraucht hatte, so besaß er an Ersparnissen gegen 100 Rup. — Hierzu kam, daß sein Ombaschi-Gehalt jetzt 35 Rup. pro Monat betrug. Kein Wunder, daß er sich ordentlich reich vorkam, und nicht wußte, was er mit dem vielen Geld machen sollte. — Gleichzeitig mit der Beförderung ereignete sich auch seine Abkommandierung zur Stadt-Polizei, eine Auszeichnung, die nur den besten und zuverlässigsten Soldaten zu Teil wurde. Da Juma als geborener Küstenmann ein tadelloses Kisuahili sprach und die wichtigsten der Waschensi-Idiome beherrschte, bediente sich der Stationschef auf Reisen und Inspizierungsgängen des aufgeweckten Burschen gern als Begleiters und Dolmetschers. Infolgedessen wurde Juma zur Polizei-Ordonnanz ernannt, eine Stellung, die es mit sich brachte,

daß er stets sauber und gut gekleidet gehen mußte. Das war aber Wasser auf seine Mühle. War es doch neuerdings eine Schwäche von ihm, sich nach Kräften herauszuputzen. Und nicht ohne Erfolg. Denn es war nicht zu leugnen, daß der hellbraune, schlanke Soldat in seiner knappen Khaki-Uniform mit den dunkelblauen Beinbinden, dem gelb glänzenden Lederzeug und dem prächtigen Bandelier eine ansprechende hübsche Erscheinung bot. — Kurz, Juma war in seinem Element; und seine treuen braunen Augen leuchteten ordentlich vor Dienstwilligkeit, wenn er Gelegenheit fand, sich durch Energie und Pflichteifer hervorzutun, und dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen.

6.

Mit gemischten Empfindungen hatte Schausiku die Heimkehr Maulidis aufgenommen. Freute sie sich einerseits, ihren Jugendfreund in Tabora wieder begrüßen zu können und ihn so nobel und selbstbewußt einherstolzieren zu sehen, so hatte sie andererseits das Gefühl, als habe er sich in seinem ganzen Wesen verändert. War er ihr früher, wenn auch dreist und feurig, so doch mit einer gewissen Schonung entgegengetreten, so hatte er jetzt bei ihrem ersten Wiedersehen eine Frivolität an den Tag gelegt, die ihr ungewohnt und unsympatisch war. Auch hatte sie wahrnehmen müssen, daß sie sich nicht mehr im ungeschmälerten Besitz seiner Zuneigung befand. Mit ihm zusammen war ein großes kräftiges Uganda-Weib in Tabora erschienen, das sich ganz offen als Maulidis Frau gerierte. Auf Schausikus Frage, wie er zu dieser Person stehe, hatte Maulidi bestritten, daß Bahati, wie die Fremde hieß, seine Frau bezw. seine Suria*) sei, indes angedeutet, daß sie sich ihm unterwegs auf eigenen Wunsch angeschlossen habe. —

*) Maitresse.

In Bezug auf sein Verhältnis zu Schausiku wollte er gern die alten Beziehungen aufrecht erhalten, dachte aber nicht daran, sein Wort einzulösen und sie zu heiraten. Unter allerlei nichtigen Vorwänden hielt er sie hin, und vertröstete sie mit leeren Redensarten auf spätere Zeiten. Einem seiner Freunde legte er bezüglich dieser Angelegenheit seinen Standpunkt dar. Er betonte, er könne sein Geld besser gebrauchen, als es für Schausiku dem gierigen Beludschen in den Hals zu werfen. Wenn die Sklavin so brennend heiß nach ihm, Maulidi, verlange, so stände ihr ja nichts im Wege, ihm ihre Huld zu schenken. Daran läge ihr aber augenscheinlich nichts. Schausiku strebe die Ehe nur an als ein Mittel, sich auf bequeme Art ihrer Dienstbarkeit zu entziehen, und suche die Heirat dadurch zu erzwingen, daß sie sich zurückhaltend und tugendhaft stelle. Er kenne die Weiber. — Ein Mädchen, das wahrhaft liebe, sei nicht berechnend genug, um aus einer Herzens-Angelegenheit Vorteile schlagen zu wollen. Ihm sei nichts so verhaßt wie Selbstsucht. — Mit einem Wort, Maulidi ließ sich auf ein so unvorteilhaftes Geschäft nicht ein, und hielt sich vorläufig für die Sprödigkeit Schausikus im Verkehr mit der zwar weniger schönen, aber um so gefälligeren Bahati schadlos. — Nebenher suchte er in seiner Weise auf Schausiku einzuwirken. Als er aber sah, daß er auf diesem Wege nichts erreichte, zog er ihr gegenüber andere Seiten auf. Er vernachlässigte sie, behandelte sie kalt und lieblos, und sagte ihr eines Tages, daß eine so aussichtslose Liebelei ihn langweile. Schließlich brach er die Beziehungen zu ihr gänzlich ab. —

Maulidi wohnte auf einer Schamba des Fundi Feredji unweit Gambo in einer Hütte, die er sich zum alleinigen Gebrauche gemietet hatte. Mit seinem Herrn hatte er sich insofern auseinandergesetzt, als er sich gegen Zahlung einer monatlichen Abstandssumme auf unbestimmte Zeit hatte beurlauben lassen.

Während der Sklave herrlich und in Freuden lebte und unter seinesgleichen den großen Herrn spielte, verzehrte sich Schausiku in den Qualen der Eifersucht. Sie liebte Maulidi mit der ganzen Kraft ihres jungen Herzens und gab sich diesen stürmischen Empfindungen mit der Schrankenlosigkeit des naiven Naturkindes hin. Indem sie sich grämte über die Treulosigkeit ihres Geliebten, sehnte sie sich zugleich nach seiner Zärtlichkeit, und zwar um so mehr, als sie sie so lange hatte entbehren müssen. Monat um Monat hatte sie auf ihren Liebsten gewartet, ja, die Stunden gezählt bis zu seiner Wiederkehr, und nun, wo er hier war, kümmerte er sich nicht um sie. Wie war es nur möglich, daß er, der sich früher stets so lieb und gut gegen sie gezeigt hatte, jetzt so unfreundlich gegen sie sein konnte. Sie hatte ihm doch schließlich kein Leid zugefügt. Natürlich lag die Schuld nur an der Fremden, die ihn in ihren Banden gefesselt hielt. Wie konnte er auch seiner Schausiku gedenken, wenn er von jenem Weibe so ausschließlich in Anspruch genommen wurde. Das heiße Blut der Manjema regte sich in der Sklavin; und ein Gefühl wilden Hasses loderte in ihr auf. — Ihr Instinkt sagte ihr, daß Maulidi sich ihr wieder zuwenden müsse, wenn es ihr gelänge, Bahati zur Entsagung zu zwingen. Sie beschloß daher, die Nebenbuhlerin zum „Gang auf die Buga" herauszufordern.

In Tabora existierte nämlich eine eigentümliche, den Kulturmenschen höchst befremdende Sitte, der „Kampf um den Mann."

Wie schon oben erwähnt wurde, war in der Tabora-Bevölkerung das weibliche Geschlecht bedeutend überwiegend. Es gab dort etwa dreimal mehr Frauen, als Männer, d. h. von der 16000 Kopf starken Einwohnerzahl waren vielleicht vier Tausend männlichen, und zwölf Tausend weiblichen Geschlechts. Es lag dies an dem Umstande, daß sich auf den Schamben der Araber, Beludschen und Küstenleute größtenteils weibliche Sklaven befanden. Hatten sich doch zur Zeit

des Sklavenhandels die Mohamedaner in erster Linie mit Sklavinnen versorgt, während sie auf männliche Sklaven weniger Wert legten. Von dem Nachwuchs aber blieben die Mädchen wieder daheim, während die jungen Männer sich in der Welt herumtrieben oder als Karawanen-Träger auf Reisen gingen. Suchten die Sklavenbesitzer die weiblichen Sklaven, deren sie für Haus- und Feldwirtschaft bedurften, in der Hand zu behalten, so ließen sie dagegen die männlichen Sklaven, die ihnen durch ihre Unbotmäßigkeit nur lästig fielen, gegebenen Falles ruhig ziehen. — Blieb der Sklavenjunge zu Haus, so war es gut; lief er davon, so schadete es auch nichts. Gewöhnlich kamen die Ausreißer, für die das Dorf ihres Besitzers immerhin die Heimat bedeutete, doch gelegentlich wieder nach Hause.

Aus dem Mißverhältnis zwischen der Zahl der Frauen und der der Männer ergab sich nun die Folge, daß unter den Frauen ein heftiger Wettbewerb um die Gunst der Männer sich entspann. Einen Mann für sich allein zu erobern und ihn wohl gar durch das Band der Ehe an sich zu fesseln, galt als der höchste Sieg, den ein weibliches Wesen über ihre Schwestern und Mitbewerberinnen davontragen konnte. Andererseits aber waren bei der Fülle des Angebots naturgemäß die Männer in Heiratsfragen sehr diffizil, und verlangten von ihren Zukünftigen, daß sie wahre Ausbunde von Schönheit, Gesundheit, Reinheit, und sonstigen weiblichen Tugenden sein sollten; und zwar waren sie um so wählerischer, als sie nicht allein auf eine Mitgift zu verzichten, sondern in den meisten Fällen noch eine Art von Kaufpreis zu zahlen hatten. —

Da es sich nun häufig ereignete, daß sich zwei Nebenbuhlerinnen in die Haare gerieten, so hatte sich der Comment herausgebildet, daß solche Streitigkeiten zwischen den Weibern in Gegenwart von Zeugen regelrecht ausgefochten werden mußten. Gestattet war nur der Gebrauch der natürlichen Waffen. Und es war streng untersagt, Messer oder dergleichen

Werkzeuge auf den Kampfplatz mitzubringen. Dagegen war es den Duellantinnen erlaubt, sich den ganzen Körper mit Öl einzusalben. Die Anwesenheit von Männern bei diesen Zweikämpfen, die gewöhnlich weit von der Stadt in der offenen Ebene stattfanden, war ausgeschlossen. War der Kampf entschieden, so verstand es sich von selbst, daß die Besiegte von dem weiteren Verkehr mit dem Streitobjekte Abstand zu nehmen hatte. Übrigens war sie in den meisten Fällen auch so zugerichtet, daß ihr für eine Zeitlang alle Liebesgedanken von selbst vergingen. Kam es doch nicht selten vor, daß die Kämpfenden sich die schwersten Verletzungen gegenseitig zufügten. — Dieser „Kampf um den Mann" hieß „Kwenda bugani", auf die Savanne gehen.

Lange Zeit hindurch kümmerte sich Niemand um diese Liebestorheiten, und man ließ die Weiber ruhig gewähren. Als aber der Unfug einen solchen Umfang annahm, daß die Hausväter und Sklavenbesitzer sich dadurch beschwert fühlten, wurde er polizeilich verboten. Die Konsequenz indes war nur die, daß die Frauen vorsichtiger wurden, und bei ihren Zusammentreffen nach allen Richtungen Wachposten ausstellten. So oft auch, auf eine Anzeige hin, die Polizeisoldaten darauf ausgingen, die Duellantinnen zu überraschen, so gelang es ihnen doch nie, sie in flagranti abzufassen.

Eines Tages unternahm der Stationschef bei Sonnen-Untergang einen seiner gewohnten Spaziergänge. Von seiner Wohnung aus begab er sich über die Esplanade nach dem Markte, wo noch reges Leben herrschte. Als er, den Marktplatz betretend, von den Umstehenden erkannt wurde, schrien die nächsten: „Keléle, keléle, bismillahi, bana mkuba anaja!" (Ruhe, Ruhe, im Namen Gottes, der gnädige Herr kommt). Die Hand an der Mütze, schritt der Offizier an den Gruppen der sich verneigenden Marktleute vorbei, und wandte sich sodann der nach Gambo führenden Straße zu. In der Nähe des Gehöftes des Fundi Feredji ließen sich die Klänge

Straße. Hier richtete sie sich mit dem vordersten Drittel ihres Leibes in die Höhe, und schaute, den Hals aufblähend, sich giftigen Blickes um. Schreckerfüllt sprangen die Eingeborenen zurück, und schrien:

„Nimm Dich in Acht, Bana Mkuba, sie will angreifen!"

Doch beruhigt ließ sich die Schlange niedersinken, streckte bedächtig den Hals aus und glitt langsam dem jenseitigen Wegerande zu, um zwischen den Stauden eines naheliegenden Maisfeldes zu verschwinden. —

Inzwischen waren von beiden Seiten verschiedene Passanten eingetroffen, und hatten angesichts des Hindernisses gleichfalls Halt gemacht. Auch eine Gruppe von Frauen war von Gambo her genaht, und hatte in einiger Entfernung Aufstellung genommen. Eins der Weiber, das sich hinkend, am Arme einer Freundin, herangeschleppt hatte, war erschöpft zu Boden gesunken. Es war Bahati, die Freundin Maulidis, eine Person von etwa 20 Jahren, die schon über ihre erste Blüte hinaus war, und in dem zerütteten Zustande, in dem sie sich augenblicklich befand, einen nichts weniger als ansprechenden Eindruck hervorrief. Ihr Haar war zerzaust; und ihr Gesicht sah blutrünstig und geschwollen aus. Auch zeigten die weißbunten Tücher, die sie dicht um sich geschlagen hatte, vielfach häßlich rote Flecke. Mit der Hand befühlte sie einen ihrer bloßen Füße, von dem ein Zehennagel halb abgerissen war, ein Umstand, der ihr großes Unbehagen zu verursachen schien. Jedenfalls hatte infolge der Pein ihr gelblich-brauner Teint eine aschgraue Färbung angenommen. —

Als der Weg wieder freigeworden war, bemühte sich Bahati vergebens, aufzustehen, sodaß eine ihrer Begleiterinnen ihr die Hand reichte, um ihr aufzuhelfen. —

„Was fehlt denn der Frau?" fragte der eben vorübergehende Stationschef, dem die Scene aufgefallen war, die Gehülfin.

„Sie ist den steinernen Hang dort am Berge herabgestürzt, und hat sich beim Fallen zerschunden."

„Na ja, so sieht sie auch gerade aus; aber ich will die Sache nicht näher untersuchen. Bringt sie nach dem Lazarett, und laßt sie verbinden."

„Ach Herr, das wird nicht nötig sein", entgegnete das Weib rasch, „wenn wir sie baden und massieren, wird sie in wenigen Tagen wieder hergestellt sein."

„Meinetwegen macht, was Ihr wollt!" brummte der Europäer, und wandte sich zum Gehen.

„Unglaublich, wie diese Amazonen sich wieder zugerichtet haben", dachte er, über dem Fall nachsinnend, „aber so wenig ästhetisch der Anblick kämpfender Weiber auch sein mag, so gäbe ich doch etwas darum, wenn ich einmal einem solchen Zweikampfe zusehen könnte."

7.

„Du sollst herauskommen, Schausiku, ein junger Mann wünscht Dich zu sprechen", sagte am folgenden Morgen Kibibi, die kleine Tochter des Beludschen Sahorro, zu der uns bekannten Sklavin, die zu Hause in der Küche beschäftigt war.

„Ein Mann, Kibibi? Wie sieht er aus?"

„Er ist groß und stark, und trägt ein weißes Kanzu."

„Ah, ich weiß, es ist Maulidi, mein Landsmann. Wo wartet er auf mich?"

„Auf der Barrabarra!"

„Gut, ich werde gehen."

Freudig erregt legte Schausiku schnell zwei frisch gewaschene und stark geblaute Kanga an, schlang ein buntes Wolltuch turbanartig um den Kopf, und eilte zu dem Rendezvous.

„Habe mir doch gleich gedacht, daß es so kommen würde," sprach das Mädchen zu sich selbst, und kicherte leise vor sich hin. „Wenn ich ihm heute nur hübsch genug bin," fügte sie hinzu, sich ihres verbeulten Gesichts erinnernd. — Als sie des Burschen, der ungeduldig auf und ab lief, gewahr wurde, er-

schrak sie einigermaßen, da eine gewisse Verstimmung auf seinen Zügen lagerte, trat aber dennoch erhobenen Hauptes vor ihn hin.

„Du hast mich rufen lassen, Maulidi," sagte sie ruhig zu ihm.

„Ja," erwiderte er flüchtig, „wo ist Bahati?"

„Wie soll ich wissen, wo Deine Geliebte steckt?"

„Ich habe gehört, Du habest mit ihr gekämpft und sie furchtbar verprügelt."

„Und weiter?"

„Was weiter? Verschwunden ist sie!" rief erregt der Sklave.

„Ach, wo soll sie sein; bei einem Medizinmanne wird sie sitzen, und ihre Wunden kühlen," antwortete Schausiku leichthin.

„Und warum hast Du Dich mit ihr geschlagen? Vielleicht meinetwegen?" fragte der Bursche, auf den ihre Entschiedenheit Eindruck machte.

„Natürlich Deinetwegen," sprach das Mädchen, ihm einen zärtlichen Blick zuwerfend, „hat sie mir nicht Deine Liebe gestohlen?"

„Du warst ein Närrchen, mein Schatz, daß Du die Sache so ernst nahmst; ich liebe Dich ja noch immer," erklärte Maulidi geschmeichelt, und wollte die Sklavin umarmen. —

„Nicht doch, Du Lieber", sagte sie beglückt, „laß uns über die Höhe gehen, damit man uns von jener Tembe aus nicht sehen kann."

Während der Manjema, den Arm um ihre Taille legend, Schausiku in der Richtung auf Gambo weiter führte, bemerkte er, daß ihr Handgelenk verbunden war, und fragte: „Was ist's mit Deinem Arme?"

„Gebissen hat sie mich, Deine Liebste", entgegnete sie, stehen bleibend, „gebissen wie ein Affe, als sie am Boden lag."

„Aber ich habe sie auch gedroschen, bis sie um Gnade flehte," fügte sie hinzu und zeigte lachend ihre kleinen braunen Fäuste. —

„Und wie häßlich das dicke Weib war", fuhr sie fort, „ich erschrak, als ich sie in der Nähe sah. Wie Du sie zu Deiner Geliebten erwählen konntest, das begreife ich nicht." —

„Nun ja, so hübsch, wie Du, ist sie nicht, aber doch immerhin passabel", scherzte Maulidi, „was sollte ich tun, nachdem Du so grausam gewesen warst, mich abzuweisen."

„Ich habe Dich nicht abgewiesen. Deine Frau wäre ich jeden Tag geworden, aber nicht Deine Suria."

„Du hast gut reden, mein Täubchen; zum Heiraten gehört Geld!" versetzte lachend der Manjema, „aber höre, Schausiku, ich weiß, wie Du meine Frau werden kannst, ohne mir Unkosten zu machen."

„Nun?" fragte gespannt das Mädchen.

„Tritt doch in die Dienste meines Herrn", riet der verschmitzte Bursche.

„Wieso? Will Fundi Feredji mich kaufen? Das könnte ihm ein teures Vergnügen werden", meinte Schausiku selbstbewußt.

„Der Fundi kann und wird Dich nicht kaufen; aber wenn Du zu ihm gehst, und ihm einen recht kostbaren Gegenstand zerbrichst, so bleibst Du als Pfandobjekt in seinen Händen, und verfällst seinem Besitz, falls Du nicht ausgelöst wirst."

Das Mädchen, das an diese Möglichkeit noch nicht gedacht hatte, stand betroffen da, und warf endlich ein:

„Glaubst Du denn, daß Bana Sahorro mich nicht auslösen wird?"

„Er wird sich hüten! Dazu ist er viel zu geizig!"

Noch zögerte die Sklavin, deren Rechtsgefühl sich gegen diesen Schritt sträubte, und bedenklich bemerkte sie:

„Wäre es nicht unrecht von mir, meinen Herrn, der mich stets so gütig behandelt hat, in dieser Weise zu schädigen und zu hintergehen?"

„Allahu akbaru, bist Du aber ängstlich und schwerfällig, Schausiku! Ich habe Dir die Tore geöffnet, und muß es Dir überlassen, diesen Ausweg zu benutzen. Tue, was Dir gefällt."

„Nun wohl, es sei!" rief entschlossen das Mädchen, „gibt es keinen anderen Weg für mich, so will ich diesen betreten; Du wirst von mir hören, Maulidi! Kwaheri!" —

„Auf Wiedersehen, mein Schatz!" —

Eine ganze Zeitlang dauerte es jedoch, bevor Schausiku den Mut fassen konnte, Maulidis Weisung auszuführen. Die Sache kam ihr nicht recht geheuer vor. Wie, wenn Meister Feredji sie persönlich für ihre Handlungsweise verantwortlich machen, und sie durchbläuen würde! — Und was für einen Gegenstand sollte sie ihm ruinieren? Vielleicht einen Krug oder ein Kochgeschirr? Das würde nicht kostbar genug sein! — Aber einen Mantel bezw. ein Stück Zeug? Wie sollte sie daran kommen! — Das einfachste würde jedenfalls sein, dem Fundi ein Gewehr zu zerschlagen. Hoffentlich war es nicht geladen, und ging nicht los!

Der Umstand jedoch, daß ihr ihre Freundin Faïda erzählte sie habe Maulidi und Bahati schon wieder miteinander gehen sehen, bestimmte Schausiku, alle Erwägungen über den Haufen zu werfen und zur Tat zu schreiten. —

Anfang August war einmal wieder Schauritag. Im Schauri ging es noch lebhafter zu, als gewöhnlich. — Stand doch eine interessante Sklavenangelegenheit, sozusagen eine Principienfrage, zur Verhandlung. — Der Kläger war wieder der Fundi Feredji, der diesmal gegen den Beludschen Sahorro auf Schadenersatz in der Höhe von 30 Rup. klagte. In dem ihm eigenen lamentablen Tone führte er des Längeren und Breiteren aus, wie Schausiku, die Sklavin des Beklagten, in sein, des Klägers, Haus eingedrungen sei, und ihm ohne Weiteres ein Gewehr und mehrere Gefäße zerschlagen habe. — Die

Überreste der zertrümmerten Gegenstände legte er bei diesen Worten seufzend auf den Tisch des Hauses, ein Akt, der seiner Komik wegen bei den Zuschauern, unter denen sich auch Maulidi und Bahati befanden, lautes Gelächter erregte.

Nachdem der Wali, als sachverständiger Beisitzer, dem Stationschef bestätigt hatte, daß, nach mohamedanischem Rechte der Sklavenhalter, falls er nicht vorziehe, auf sein Besitzrecht zu verzichten, für den Schaden, den sein Sklave anrichte, aufzukommen habe, wurde Sahorro zur Klage-Beantwortung aufgefordert. — Seine Waffen niederlegend, trat der Beludsch kühn vor den Richtertisch und erklärte, daß nach der Errichtung des deutschen Regiments das arabische Sklavenrecht keine Gültigkeit mehr habe. Werde deutscherseits das Sklavenrecht nicht in jeglicher Hinsicht als maßgebend anerkannt, so könne es auch nicht in einem speciellen Falle angezogen werden. Das liege auf der Hand. Er bestreite die Berechtigung der eingeklagten Forderung, weigere sich, Schadenersatz zu leisten, und stelle dem Serikal anheim, Schausiku wegen Sachbeschädigung zu bestrafen. — Demgegenüber machte Fundi Feredji geltend, daß ihm mit der Bestrafung der Sklavin, die nur einem alten Brauche gemäß gehandelt habe, nicht gedient sei. Er wünsche nur zu seiner Entschädigung zu kommen; ob nach altem oder neuem Rechte, das sei ihm gleichgültig. Die Übeltäterin könne aber, so lange sie Gefangene oder die Sklavin eines Anderen sei, den Schadenersatz nicht leisten. Er müsse sich darum an Sahorro halten. — Spöttisch entgegnete der Beludsch darauf, es stehe dem Fundi ja nichts im Wege, das Mädchen freizukaufen. Er, Sahorro, sei, da ja von einem Verkauf von Sklaven heutzutage nicht mehr die Rede sein könne, gern bereit, Schausiku gegen das obligate Lösegeld von 60 Rup. freizugeben. — Alle Augen richteten sich während der Replik des Beklagten auf Schausiku, die in diesem Augenblicke durch einen Polizeisoldaten, der sie geholt hatte, hereingeführt wurde. Die sonst so kecke und lebensfrohe Sklavin sah beängstigt und niedergeschlagen aus. — Auf Befragen erkannte sie die Aussage des Fundis

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Nun, da legst du ja Deine Ersparnisse gut an: geh, hol das Geld!“ bemerkte lächelnd der Europäer, und wandte sich an den ihm zur Rechten sitzenden Protokollführer:

„Haben Sie Freischein-Formulare hier?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Gut, dann tragen Sie den Fall in das Register ein und fertigen Sie dem Mädchen einen Freibrief aus.“

Als Juma mit der nötigen Summe zurückkehrte, konnte die Sache vor sich gehen. Er zählte dem Beludschen Sahorro das Lösegeld von 60 Rupie auf, gab dem Fundi Feredji die geforderten 30 Rupie und überreichte zum Schluß dem Mädchen mit dem den Küstenleuten eigenen ostentativen Edelmute das gebräuchliche Freilassungs-Geschenk von einem Reali, in Gestalt von 2 Rupie.

Regungslos stand die Freigelassene da und klapperte, ohne es zu wissen, mit den beiden Silberstücken in ihrer Hand.

„Hier hast Du Deinen Schein, Schausiku", betonte der Offizier, „Du bist frei und kannst gehen".

Unter dem Beifallsgeklatsche der Korona kehrte sich Schausiku dem Ausgange zu und setzte mechanisch die Füße voreinander. Sie war wie betäubt. Eben noch war sie eine arme Sklavin, und in Gefahr, mit der Strafe der Kettenhaft belegt zu werden, und jetzt war sie straflos und frei. —

Draußen blieb sie stehen und blickte auf den Freibrief und die beiden Rupie nieder. Wie war das nur geschehen? Und was hatte den Ombaschi, gegen den sie sich seiner Zeit so unfreundlich benommen hatte, veranlaßt, so hochherzig für sie einzutreten? — Langsam ging sie weiter; wohin, das wußte sie vorläufig selbst noch nicht. —

„Wie herrlich, Schausiku, daß Du frei bist!" ertönte mit einem Male eine bekannte Stimme hinter ihr, die sie heute aber merkwürdig kalt ließ. „War mein Rat nicht vorzüglich? Nichts hindert Dich jetzt mehr, die Meine zu werden."

Maulidi war es, der ihr nachgegangen war, um ihr seine Begleitung aufzudrängen. Kosend legte er den Arm um sie und wollte sie mit sich fortführen.

Starr vor Staunen war Schausiku über diese Frechheit. Heftig riß sie sich los, und sprach halblaut: „Scheer Dich deiner Wege, sage ich Dir, und laß mich in Ruhe. Ich bin nicht so schlecht und selbstsüchtig wie Du; und weiß, was ich zu tun habe".

Anfangs zeigte sich der Bursche etwas verwirrt. Dann aber griff er mit bösem Blicke nach ihrem Arme und rief:

„Was sind das wieder für Reden? Du tust jetzt nach meinem Willen, oder Du bekommst es mit mir zu tun? Ich lasse mich nicht länger von Dir nasführen!“

„Rühre mich nicht an, sonst schrei ich um Hülfe“, versetzte erbittert das Mädchen, „mit solch einem Diebe und Schurken, wie Du, will ich nichts mehr zu tun haben“.

Während sie dem Markte zueilte, um unter den Marktleuten vor dem gewalttätigen Taugenichtse Schutz zu suchen, fiel ihr ein, daß sie unwillkürlich sich derselben Worte bedient hatte, die früher Juma in Bezug auf Maulidi gebraucht hatte.

Wütend hatte der Sklave der Dirne nachgeschaut. Ihm war klar geworden, daß es mit seiner Macht über sie zu Ende war.

„Wir sehen uns wieder, Du Natter!“ murrte er, mit der Faust drohend, und ging, um mit Bahati zusammenzutreffen, die aus der Ferne ihm zuwinkte. —

Nachdem Schausiku bei mehreren Freundinnen vergebens vorgesprochen hatte, irrte sie Stunden lang umher. Endlich gab sie, ermüdet wie sie war, alle weiteren Versuche, sich eine Unterkunft zu verschaffen, auf, und begab sich auf dem nächsten Wege zu Juma's Wohnung.

„Wo soll ich hin?“ sprach sie zu sich selber, „mag er, der mich befreit hat, auch für mich Sorge tragen; ich weiß, er tut es gern.“ — Jedoch auch den Soldaten traf sie nicht zu Hause; und, um ihn zu erwarten, setzte sie sich vor der Türe seiner Hütte nieder. — So bald aber sollte der Ombaschi noch nicht erscheinen.

Inzwischen hatte sich nämlich über Maulidi's Haupte ein Unwetter zusammengezogen. Gleich nach Schausiku's Abgange hatte der Wali dem Stationschef einen Brief des Elfenbeinhändlers Muinihiga esch Schirasi aus Kitangule in Kisiba

vorgeleſen, in welchem der letztere mitteilte, daß ihm zwei Elfenbeinzähne und ein ſilberner Handjar geſtohlen ſei. Mit den Wertobjekten, ſchrieb Muinihiga, ſei auch eine Ugandaſklavin verſchwunden, die augenſcheinlich dem Diebe Vorſchub geleiſtet hätte. Das Schloß des Temben-Magazins ſei nicht erbrochen, ſondern mit einem Nachſchlüſſel oder einem Dietrich geöffnet worden. Da ſich möglicherweiſe die Diebe nach Tabora gewandt hätten, um dort das Elfenbein zu verwerten, ſo bitte er die Kaiſerliche Station, nach ihnen Recherchen anzuſtellen. —

„Schön," ſagte der Offizier, als der Wali geendet hatte, „dem Manne kann geholfen werden. Sol Manſur, Du haſt den Inhalt des Schreibens gehört, handle alſo dementſprechend. Haſt Du eine Spur von den Dieben entdeckt, ſo mache mir Meldung."

„Zu Befehl, Bana Mkuba", antwortete der Sol, und wollte ſeine Anſicht entwickeln, wurde aber von dem dienſteifrigen Juma unterbrochen, welcher rief:

„Wenn Du erlaubſt, Herr, bringe ich den Dieb zur Stelle; ich weiß, wer er iſt".

„So? Auf wen haſt Du Verdacht, Ombaſchi?"

„Auf Maulidi hadim Fundi Feredji!"

„Warum?"

„Maulidi iſt kürzlich mit einem Ugandaweibe und einigen Stücken Elfenbein aus Kiſiba hier angelangt, und lebt ſeitdem in Gambo, ohne zu arbeiten."

„Der Grund läßt ſich hören; geh und verhafte ihn!"

Während Juma davoneilte, um ſich zuerſt Gewehr und Patronen zu holen und ſich ſodann an die Ergreifung Maulidi's zu machen, ſtahl ſich auch Bahati, die alles mit angehört hatte, aus dem Schauri fort, Maulidi zu warnen. Da das Weib in Tabora noch fremd war, ſo war ſie im Schauri nicht erkannt worden. —

8.

Die Sonne hatte schon den Zenith überschritten, als Juma mit einem seiner Kameraden, Namens Korongo, sich dem Hause Maulidi's näherte. Die Sache war doch so einfach nicht, wie Juma sie sich gedacht hatte. Er hatte nur gewußt, daß der Sklave in der Umgegend von Gambo wohnte, und sich den Weg zu ihm erst erfragen müssen. Außerdem lag die Wohnung Maulidi's in einer offenen Schamba; und es hatte seine Schwierigkeiten gehabt, ungesehen heranzugelangen. Immerhin gelang die Überrumpelung vollkommen. — Da Juma durch die Haupttür, Korongo durch die Hintertür die Hütte betraten, so konnte Niemand entwischen. — Leider war Maulidi nicht zu Hause; anwesend war dagegen Bahati, die damit beschäftigt war, alles, was niet- und nagellos war, zu einer Last zusammenzupacken. Entsetzt schrie das Weib auf, als es sich so plötzlich überrascht sah; faßte sich aber alsbald, und fragte die Soldaten mit herben Worten nach ihrem Begehr. Ohne ihr zu antworten, ergriffen die Männer sie, und fesselten ihr Arme und Beine. Sodann durchsuchten sie die Hütte nach dem gestohlenen Elfenbein, aber vergeblich; als sie jedoch ein hölzernes Behältnis öffneten, sahen sie den silbernen Dolch darinliegen.

„Den Handjar hätten wir glücklich", rief Juma, in dem Kasten wühlend, „schauen wir weiter nach! — Ei, sieh da, da haben wir auch ein Beutelchen mit Leopardenkrallen! Also hatte ich doch recht mit meiner Vermutung!"

„Und nun, Weib", fuhr er Bahati an, „heraus mit der Sprache! Wo ist Maulidi, und wo das Elfenbein?"

Verstockt schwieg das Weib.

„Du willst nicht antworten, Großmütterchen?" fragte Juma lachend, „gut, man wird Dir auf der Boma die Zunge schon lösen. Zu leugnen gibt es nichts. — Daß Ihr die gesuchten Diebe seid, beweisen diese Gegenstände hier. Läuft aber durch Deine Schuld Maulidi mit dem Elfenbein fort, so wirst Du ohne Gnade aufgeknüpft! Das kannst Du mir glauben!"

Bahati, die sich überführt sah, und es mit der Angst bekam, fing an zu schluchzen, und sprach endlich:

„Barmherzigkeit, Herr, ich will alles gestehen. Maulidi ist nach dem Quikuru gegangen, um das dort vergrabene Elfenbein zu holen; ich sollte inzwischen seine Habe packen und sie ihm nach Simbili bringen, wo er gegen Sonnenuntergang mit mir zusammentreffen wollte."

„Laß das Heulen", entgegnete der Ombaschi, „wenn das, was Du angibst, richtig ist, so hast Du nichts zu befürchten; aber wehe Dir, wenn Du gelogen hast."

„Wahrhaftig, Herr, ich rede die Wahrheit!"

„Gut, wir werden ja sehen", beruhigte sie Juma.

„Höre, Korongo", sagte er alsdann zu seinem Kameraden, „ich eile nach dem Quikuru, um Maulidi dort abzufangen. — Bringe Du indessen das Weib nach der Boma und mache dem Bana Mkuba Meldung! Bitte ihn auch, sowohl nach Simbili, als auch mir zur Hülfe nach dem Quikuru, Polizei-Mannschaften zu schicken, damit uns der Dieb auf keinen Fall entrinne!"

Gesagt, getan. — Bahati wurde, nachdem ihr die Fesseln wieder abgenommen waren, mit der Habe Maulidi's beladen, und von Korongo zum Fort geführt, während Juma sich anschickte, auf seinen ehemaligen Nebenbuhler Jagd zu machen.

Mit dem Worte „Quikuru" war die etwa eine Stunde südlich von Gambo und am Fuße der Kihara-Höhen gelegene Residenz Sike's, des verstorbenen Sultans von Unyanyembe, gemeint. Sike hatte der Deutschen Regierung Jahre hindurch bewaffneten Widerstand geleistet, bis er sich endlich 1893 geschlagen und überwunden sehen mußte. Als seine Feste, das Quikuru, nach längerer Belagerung, durch die Schutztruppen erstürmt wurde, sprengte sich Sike mit seinem Harem in die Luft. Von der einst so umfangreichen Tembe waren nur noch Ruinen vorhanden, die, umgeben von einer Anzahl mächtiger Bäume, auf einer einsamen Lichtung mitten in der Wildnis

lagen. Von den Eingeborenen wurde diese Gegend gemieden, da sich das Gerücht verbreitet hatte, es spuke in den Ruinen.

Der schlaue Maulidi hatte sich nun diesen Aberglauben zu Nutze gemacht, und die Einöde zum Versteck des von ihm gestohlenen Elfenbeins erwählt. Daß Jemand in den Trümmern darnach suchen könnte, war allerdings nicht anzunehmen.

Ohne sich irgendwie aufzuhalten, eilte Juma quer durch das hinter Gambo beginnende Pori dahin. Das Herz pochte ihm vor Unruhe und Aufregung. — Eine um so größere Stille herrschte dagegen im Walde. Kein Laut ertönte; kein Blatt regte sich. Es war, als hielten selbst die Bäume ihre Mittagsruhe ab. Wenngleich es keineswegs übermäßig warm war, so strömte dem Soldaten doch der Schweiß von der Stirn. Eine wahre Angst, daß ihm sein Todfeind entschlüpfen könnte, hatte sich seiner bemächtigt. „Nur nicht zu spät kommen", war sein einziger Gedanke. —

Bald lichtete sich der Busch, und Juma sah schon das Quikuru zwischen den Bäumen hindurch schimmern. Jetzt hieß es — Vorsicht. Ging er geradewegs auf die Ruinen los, so konnte Maulidi ihn bemerken, und ihm vielleicht entwischen. Der Soldat lud sein Gewehr, pflanzte das Seitengewehr auf, und pürschte sich von Busch zu Busch, von Baum zu Baum, an die Tembe heran. — Hinter einem mannshohen Gebüsche blieb er stehen, da er deutlich hörte, wie sich in den Ruinen etwas bewegte. Gespannt horchte er. — Mit einem Male lugte hinter einer Mauer ein Mensch hervor, und schaute sich aufmerksam nach allen Seiten um. Es war Maulidi, der, als er sich sicher wähnte, einen in Sackleinwand gehüllten Gegenstand auf die Schulter nahm und sich in der Richtung auf Kihara damit entfernte. In der Rechten trug er einen langen Vorderlader. — Schon hob Juma die Büchse, um seinen Feind niederzustrecken, als ihm einfiel, daß er wenigstens den Versuch machen müsse, Maulidi, dem Auftrage des Stationschefs gemäß, lebendig zu fangen.

„Halt! simama, wée!“ rief er, indem er vortrat und auf Maulidi anlegte. — Flink, wie ein Panther, ſprang dieſer hinter einen Baum und warf ſeine Laſt zu Boden. Nur ein Zwiſchenraum von 50 Schritt trennte die beiden Gegner.

„Bleib mir vom Leibe, wenn Dir dein Leben lieb iſt!“ brüllte der Sklave, und hielt dem Soldaten, den er nicht ſogleich erkannte, den Vorderlader entgegen. Zu ſchießen getraute er ſich nicht, da er ein ſchlechter Schütze war, und auf größere Entfernungen regelmäßig vorbeiſchoß.

„Das Gewehr nieder, ſage ich Dir, oder ich gebe Feuer!“ erwiderte der Soldat, der ſich eben nach einem ſchützenden Baume umſah.

„Ach, Du biſt es! teurer Juma, Du biſt wohl gekommen, um Dir nochmals eine Tracht Schläge zu holen?“ haranguierte ihn Maulidi ſpöttiſch. — Dem Ombaſchi ſtieg das Blut zu Kopfe. Jede Deckung verſchmähend, machte er ſich ſchußfertig, und trat zur Seite, um ſeinen Widerſacher beſſer treffen zu können; aber geſchickt wich ihm der Burſche aus. — Ungeduldig ſprang Juma nach der entgegengeſetzten Seite, worauf ſich Maulidi ebenſo ſchnell hinter dem Baume herumwarf. —

„Wie haben Dir die Hiebe geſchmeckt, mein Jüngelchen? gelüſtet es Dich wieder nach einer Prügelſuppe oder haſt Du diesmal Appetit auf blaue Bohnen?“ hohnlachte der Sklave wieder, welcher den Askari abſichtlich reizte, um ihn näher heranzulocken. — In dieſem Augenblicke krachte ein Schuß. Juma hatte in ſeiner Wut geſchoſſen, den Sklaven aber nur leicht an der Schulter geſtreift.

Fluchend riß der Soldat das Gewehr herunter und ſtürmte mit gefälltem Bajonett auf Maulidi los. Jetzt blitzte es aber auch hinter dem Baume auf. Juma ſtürzte nieder, raffte ſich aber alsbald wieder auf und griff nach ſeiner Waffe. Ihm war geweſen, als habe ihn Jemand mit einem Knittel ans linke Bein geſchlagen. Er lud die Büchſe wieder und ſchleppte ſich nach dem Baume, hinter dem ſein Gegner geſtanden hatte. Maulidi jedoch war verſchwunden. Er hatte gleich nach dem

[illegible]

[illegible] Dann aber bemächtigte sich seiner, wahrscheinlich infolge der Verwundung, eine gewisse Abspannung, die ihn zuweilen die Augen schließen ließ. — Dabei war sich der Soldat völlig bewußt, daß er nicht einschlafen dürfe. Konnte doch Maulidi jeden Augenblick zurückkehren, um nach seinen Sachen zu sehen. Daß das zu Jumas Füßen liegende Sackpaket den Elephantenzahn enthielt, war deutlich sichtbar.

Immerhin war es ein Trost für den pflichtgetreuen Soldaten, daß er, wenngleich ihm der Dieb entgangen war, zum wenigsten das Elfenbein gerettet hatte. —

Stunde auf Stunde verrann, ohne daß sich ein Polizeisoldat blicken ließ; kein Wunder, wenn es dem braven Juma unbehaglich zu Mut wurde. Er begriff die Verzögerung nicht, und rechnete schon damit, daß er vergessen sei, und er eventuell auch die Nacht in der Wildnis zubringen müsse. Konnte er sich doch nicht vorstellen, daß seine Kameraden auch nur den Wunsch hätten hegen können, vor ihrem Abmarsche noch zu Hause zu frühstücken. Auch fiel ihm nicht ein, daß die schwerfälligen Sudanesen unmöglich so schnell rennen konnten, als er, der leichtfüßige Sohn der Küste. Außerdem bedachte er nicht, daß Korongo bestenfalls erst im Fort angekommen sein konnte, als er, Juma, schon verwundet war. Dies alles überlegte sich der Ombaschi nicht und regte sich darum ganz unnötigerweise auf. — Er machte den Versuch, aufzustehen, und sich fortzuschleppen, aber es ging nicht, und fluchend und wetternd streckte er sich wieder auf dem Boden aus. Das verwundete Bein, in dem er übrigens nur geringe Schmerzen verspürte, war ganz steif und gefühllos geworden.

Endlich ertönte in der Ferne ein Geräusch; und wie der Blitz verschwanden die Rüsselspringer in ihren Schlupflöchern. Auch Juma, der vor sich hingeträumt hatte, wurde aufmerksam. Er unterschied deutlich menschliche Stimmen.

„Wer es auch sein mag, der da kommt; eine Begrüßung kann nichts schaden. Jedenfalls merkt man, daß ich auf dem Posten bin", dachte er und schoß sein Gewehr in die Luft ab. —

Als Antwort darauf fielen mit kurzen Intervallen in der Ferne einige Schüsse.

„Allah sei gepriesen, das ist ein Askari-Signal", sprach Juma erfreut zu sich selber, und feuerte nochmals seine Büchse ab. —

Jetzt nahten schnelle Schritte, und aus dem Unterholze des Poris tauchten einige uniformierte Krieger auf. Es waren Korongo und zwei Sudanesen, die nicht wenig überrascht waren, ihren Kameraden hier verwundet vorzufinden.

Während Korongo, nach kurzer Rücksprache mit dem Verwundeten, gleich weiter eilte nach Kihara, um von dort eine Transportgelegenheit nebst den zugehörigen Trägern zu besorgen, hantierten die Sudanesen mit der diesen Landsknechten in der Gefahr eigenen Hülfswilligkeit um Juma herum. Sie stillten die Blutung der Wunde, bedeckten diese mit reinen Stoffen, und legten um das verletzte Bein einen Notverband. Sodann gaben sie dem Ombaschi von ihren Mundvorräten ab, und holten ihm Trinkwasser aus den nahegelegenen Quellen bezw. Brunnenlöchern.

Eine Stunde später wurde Juma, gestärkt und neubelebt, auf einer Kitanda nach Hause transportiert. Hinterher ging ein Eingeborener, der des Soldaten Waffen und Beutestücke trug. Alle Bewohner von Gambo und Sokoni liefen an der Straße zusammen, und von Mund zu Mund schwirrten die Namen Juma und Maulidi. Der Ombaschi war der Held des Tages. Er war glücklich. So interessant war er sich noch nie vorgekommen. — Im Lazarett angelangt, wurde er alsbald regelrecht behandelt und verbunden. Auch erhielt er hier die tröstliche Versicherung, daß er, wenn alles gut ginge, in 14 Tagen wieder hergestellt sein würde. — Noch am selben Nachmittage beehrte der Stationschef den Ombaschi mit seinem Besuche, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ihn wegen der von ihm an den Tag gelegten Umsicht und Tüchtigkeit zu beloben. Daß Maulidi Gelegenheit gefunden hatte, sich der Bestrafung zu entziehen, irritierte den Offizier gar nicht weiter; wohingegen es ihm sehr lieb zu sein schien, daß die gestohlenen Wertobjekte, teilweise wenigstens, wieder zur Stelle geschafft worden waren und dem Bestohlenen zurückerstattet werden konnten. — Juma hoffte zwar noch, daß der Dieb in Simbili abgefaßt werden würde; spät Abends aber kamen die nach Simbili ge-

schickten Polizisten unverrichteter Sache zurück. Der durchtriebene Bursche hatte sich dort nicht blicken lassen, und war überhaupt von der Bildfläche verschwunden. Niemals wieder hat man von Maulidi in Tabora gehört. —

Vergeblich hatte Schausiku des Ombaschis geharrt, und war schließlich vor seiner Türe eingeschlafen. Als sie nach einigen Stunden erwachte, war Juma noch immer nicht heimgekehrt. Es war alasiri, d. h. gegen 4 Uhr nachmittags. Das Mädchen verspürte Appetit, und begab sich zum Markte, um sich Früchte und Brodkuchen zu kaufen. Mit den Eßwaren in der Hand, ging es nach dem Brunnen vor der Stadt, um sie dort in aller Ruhe zu verspeisen. Nachdem sich Schausiku gesättigt hatte, setzte sie sich unweit der Quelle auf einen als Bank dienenden Baumstamm, und ergötzte sich damit, die Passanten zu betrachten. Plötzlich sah sie einen fremdartigen Aufzug die Gambostraße herabkommen. Augenscheinlich wurde ein Mensch auf einer Bahre getragen. Da ihn Soldaten eskortierten, glaubte sie, es sei ein erkrankter Europäer, der nach der Boma gebracht würde. Bald aber bemerkte sie, daß ein farbiger Soldat auf der Trage liege, und eine Ahnung stieg in ihr auf, es könne Juma sein. Erschreckt sprang sie auf und eilte dem Transporte entgegen; und vernahm auch schon nach wenigen Schritten, daß ihre Vermutung sich bestätige. — „Ombaschi Juma ist von Maulidi hadim Feredji angeschossen worden" rief einer der Vorläufer des Zuges, ein halberwachsener Junge, indem er vorübersprang. — Wie ein Stich ins Herz traf sie diese Nachricht, und an dem heftigen Schmerze merkte sie, daß der Ombaschi ihr mehr bedeute, als ein Wohltäter. „Der Ärmste!" dachte sie, „nun ist er bei all seiner Güte noch der Rachsucht jenes Schurken zum Opfer gefallen." Da die Dirne annahm, daß Juma nur ihretwegen angegriffen worden sei, empfand sie ihre Beziehung zu Maulidi wie eine Mitschuld. Sie wagte es daher nicht, sich dem Zuge zu nähern, und folgte ihm nur von fern. Zwar vernahm sie wohl, daß von einem Diebstahle die Rede war, achtete aber nicht darauf,

da sie nicht verstand, was es damit auf sich habe. Da Schausiku, welche nicht wußte, ob Juma schwer oder leicht verletzt war, um das Leben ihres Herrn, wie sie ihn nannte, besorgt war, hielt sie sich vor der Türe des Lazaretts auf, in der Hoffnung, etwas Näheres zu erfahren. Schon verschiedentlich war sie von den farbigen Wärtern weggeschickt worden, da Unbefugten der Aufenthalt daselbst verboten war, aber sie kam immer wieder. Endlich wurde sie von dem weißen Oberlazarettgehülfen gesehen.

„Was willst Du, Großmütterchen?“ fragte er wohlwollend.

„Ach, mein Vater“, rief das Mädchen mit einem Anfluge seiner früheren Keckheit, „hilf mir! Ich muß den Ombaschi Juma sprechen, da ich ihm etwas Wichtiges mitzuteilen habe!“

„Das wird auch 'was Rechtes sein“, entgegnete der Europäer neckend, „aber ich will sehen, ob Juma Dich empfangen kann. Wenn er nicht schläft, so magst Du kommen.“

Mit diesen Worten verschwand er in der Türe des Lazaretts. In großer Erregung blieb Schausiku zurück, und vermochte kaum ihre Ungeduld zu zügeln. „Heute muß ich den ganzen Tag warten und warten!“ dachte sie, und stampfte, wie ein junges Zebra, mit dem Fuße auf. — Endlich erschien ein Wärter, um sie zu holen.

„Jambo, Schausiku“, rief Juma erfreut, als sie ihm die Hand reichte und sich an seinem Bette niederließ, „was gibt es für Neuigkeiten?“

„Gute“, entgegnete das Mädchen gewohnheitsmäßig, „ich habe auf Dich gewartet.“

„Das ist allerdings etwas Neues“, sprach der junge Mann scherzend, „denn bisher hast Du mich stets gemieden.“

„Ich kannte Dich früher nicht“, versetzte sie, wie um sich zu entschuldigen, „und jetzt — bin ich Deine Dienerin.“

„Du bist frei, Mädchen, und kannst gehen, wohin Du willst.“

„Ich weiß es, Juma, aber ich will eben nicht. Sieh, ich besitze weder Vater noch Mutter, und keine Seele in der Welt,

die mich lieb hat. Du meinst es gut mit mir, und bei Dir will ich bleiben; vorausgesetzt, daß Du mich nicht fortjagst."

„Ich jage Dich nicht fort", rief der Ombaschi, indem er sich aufrichtete und die Hand des Mädchens ergriff, „ich jage Dich nicht fort, Schausiku, niemals! — Ja", fügte er zögernd hinzu, „ich würde Dich heiraten, wenn Du nicht die Suria jenes Halunken gewesen wärest." —

„Höre Juma", erwiderte das Mädchen ernst, „heirate mich oder heirate mich nicht; aber glaube mir, ich bin bis heute keines Mannes Suria gewesen, weder die des Maulidi, noch die eines Anderen."

„Ist das wahr, Schausiku?" fragte er leuchtenden Blicks.

„Gott weiß, daß ich die Wahrheit spreche!" beteuerte sie feierlich.

„Gut" versetzte der Ombaschi entschlossen, „so bleibe!"

Während der Dauer von annähernd drei Wochen, die Juma auf dem Krankenlager zuzubringen hatte, wohnte Schausiku in seiner Missonge. Es war ihr gestattet worden, dem Verwundeten täglich einen Besuch machen und die neuesten Nachrichten erzählen zu dürfen. Einmal konnte sie ihm auch mitteilen, daß im Schauri gegen das Ugandaweib Bahati, die Freundin Maulidis, verhandelt worden sei.

Wegen Beihilfe zum Diebstahl war Bahati zu sechs Monaten Kettenhaft verurteilt worden. Den Handjar und den einen Elfenbeinzahn hatte man dem Händler Muinihiga nach Kisiba wieder hingeschickt. Von einer Rücksendung der Sklavin jedoch war Abstand genommen worden. Schausiku hatte später oft Gelegenheit, ihre ehemalige Nebenbuhlerin an der Kette gehen sehen zu können. Aus guten Gründen aber trug sie der Gefangenen nichts weniger als Groll nach, und sie begrüßte sie stets freundlich, wenn sie ihr begegnete. —

Endlich schlug auch die Stunde, wo Juma aus dem Lazarett als geheilt entlassen werden konnte. Sein erster Gang war zum Stationschef, um sich den Konsens zur Verehelichung zu erwirken.

„Alſo doch!“ rief der Offizier lächelnd, als ihm Juma ſeine Braut vorſtellte, „nun, meinen Segen haſt Du.“

Noch am ſelben Tage wurde im Askaridorfe die Hochzeit gefeiert, an der faſt die ganze Kompagnie, und ſelbſt der Polizei Sol Manſur Kalil, teilnahm. Eine phänomenale Goma wurde abgehalten, und die Honigpombe floß in Strömen. — Juma und Schauſiku aber waren glücklich. —

Bibi Diſcha.

Als ich im Jahre 1895 Stationschef von Tabora in Deutſch-Oſtafrika war, wurde mir Ende April angezeigt, daß in Ugunda, zwei Tagemärſche ſüdlich von Unyanyembe die Karawane eines Tabora-Händlers auf dem Durchmarſche überfallen und beraubt worden ſei. Der Führer ſelbſt, beſagte die Meldung, ſei erſtochen worden, während die Träger ſich in Sicherheit gebracht hätten. Die Handelsgüter, in Geſtalt von ſieben Elfenbeinzähnen, einigen Stofflaſten und einer Herde Kleinvieh, ſeien von der Bibi Diſcha, der Herrſcherin von Ugunda, mit Beſchlag belegt worden. Die Streitigkeiten ſeien dadurch entſtanden, daß der Händler ſich geweigert hätte, der Bibi Diſcha Hongo (Wegezoll) zu zahlen.

Wenn ſich die Sache wirklich ſo verhielt, war der Mann völlig in ſeinem Rechte geweſen, da ſeitens des Gouvernements jede Forderung von Hongo als Erpreſſung verboten worden war.

Auf Veranlaſſung der Kinder des Ermordeten, denen es übrigens in erſter Linie nur darauf ankam, die Hinterlaſſenſchaft ihres Vaters zu erlangen, ſandte ich pflichtgemäß zwei Gerichtsboten zu der Sultanin mit dem Erſuchen, die Angelegenheit aufzuklären. Da die Kaiſerliche Station bis dahin gute Beziehungen zu der Bibi Diſcha unterhalten hatte, ſo lag mir

aus politischen Gründen daran, mich mit ihr gütlich zu einigen. Umgehend schickte sie mir auch einen alten geriebenen Nyampara, der mir den Vorfall des Längeren und Breiteren auseinandersetzen sollte. Natürlich leugnete der Alte mit der den Wanyamuesi eigenen Verschlagenheit eine Schuld seiner Herrin ab, und suchte mich nach jeder Richtung hin zu täuschen und zu übertölpeln. Schließlich wurde, nach wochelangen Schauris und vielfachen Weiterungen, die Sache so verworren, daß ich die Geduld verlor, und kurz und bündig befahl, man solle zur Erledigung des Falles das ganze Karawanengut nach Tabora bringen; das übrige werde sich alsdann schon finden.

Diese Anordnung hatte den Effekt, daß Bibi Dischа die Verhandlungen abbrach und einfach nichts mehr von sich hören ließ, der beste Beweis, daß es ihr weniger darum zu tun war, sich reinzuwaschen, als die Wertobjekte zu behalten. — Angesichts dieser Renitenz blieb mir nun nichts anderes übrig, als ihr ungebeten einen Besuch abzustatten.

Als ich am 15. Mai über diese Notwendigkeit mir klar geworden war, ließ ich, um der Sultanin die Gelegenheit zur Vorbereitung zu nehmen, sofort alarmieren, und rückte schon nachmittags um 3 Uhr mit 80 Mann der 10. Komp. und circa 40 Trägern gegen Ugunda ab. Da ich gehört hatte, daß Igarula, die Residenz der Bibi Dischа, stark befestigt sei, so nahm ich vorsichtshalber noch ein zerlegbares Buschgeschütz mit.

Der Marsch ging über den Vorort Gambo in der Richtung auf Kassekera. Nach einer Stunde passierten wir die Ruinen des Quikurus, der alten Sike-Burg, die, nach ihrer Erstürmung durch die Schutztruppen, nicht wieder aufgebaut war, und, umgeben von hohen Bäumen, auf einer einsamen Lichtung mitten im Pori (Buschwald) lag. Wir übernachteten in Uruma, einer Tembe, die etwa 4 Stunden von Tabora entfernt ist.

Als ich am folgenden Morgen den Ort verließ, wurde ich überrascht durch den Anblick einer großen Schar junger Burschen, die unter Paukenschlag und Gesang herannahten. Es

waren einige Hundert Unyanyembe-Rugaruga, welche glaubten, ich sei im Begriff, einen Kriegszug zu unternehmen, und nun gedachten, sich mir als Hilfsvölker zur Verfügung zu stellen. Es war klar, daß sie nur die Gelegenheit benutzen wollten, auf Abenteuer zu gehen und Beute zu machen. Sie hatten schon ihren Kriegsschmuck, weiße Mäntel und rote Kopftücher, angelegt, und schwangen ihre Waffen, Vorderlader und Kampfspeer, mit der Miene von Männern, die zum Äußersten entschlossen sind. Um nicht unnötigerweise meinen Bezirk zu beunruhigen, wies ich ihre Hülfe zurück, und bemerkte scherzend: „Na-tembea tu, ku-tasama inschi." (Ich gehe nur spazieren, um das Land kennen zu lernen). — Mit etwas enttäuschten Gesichtern zogen die Kriegslustigen ab, nachdem ich sie, mit bestem Dank für ihren guten Willen, auf ein anderes Mal vertröstet hatte.

Infolge dieses Aufenthalts war es 7 Uhr geworden, bevor sich die Karawane in Bewegung setzte. Gegen 10 Uhr überschritten wir den Wala, einen Bach von etwa 30 cm Tiefe und 2 Meter Breite. Wie mir gesagt wurde, führt der Wala fließendes Wasser nur während bezw. kurz nach der Regenperiode. In der übrigen Zeit soll sein Bett trocken sein. — Gegen Mittag schlug ich in Kassekera das Lager auf.

Da die Bewohner dieser Ortschaft in der letzten Zeit stark unter den Anfällen von Raubwild gelitten haben wollten, so zeigten sich während der Nacht die Posten etwas aufgeregt, und gaben häufiger Feuer, als mir angenehm war. Als ich mich einmal nach dem Grunde des Schießens erkundigte, wurde mir gemeldet, die Schildwache habe, wie es scheine, ein Raubtier getötet, das sich ihm in einem Matamafelde genähert habe. Neugierig, was der Soldat wohl erlegt haben könne, ließ ich bei Tagesgrauen nachsehen. Es stellte sich aber heraus, daß er anstatt eines Raubtiers, einen armseligen Schambaköter, der sich unter dem Schutze der Dunkelheit hatte ins Dorf schleichen wollen, erschossen hatte. Selbstverständlich wurde der unglückliche Schütze deswegen mehrere Tage lang von seinen Kameraden gehänselt.

In der Nacht zum 17. Mai war es ziemlich frisch gewesen, ein Umstand, dem wir am folgenden Morgen auf unserem Weitermarsche eine eigenartige Erscheinung zu danken hatten. In der Frühe marschierten wir durch einen Walddistrikt, der einem großen Schwarme Wanderheuschrecken als Nachtquartier gedient hatte. Die fingerlangen Tiere saßen noch sämtlich auf den Bäumen, und zwar so dicht, daß Stamm und Ast, Rinde und Blattwerk buchstäblich von ihnen bedeckt waren, und die übermäßig beanspruchten Zweige sich tief auf den Boden herabsenkten. Infolge der Kälte waren die Kerfe halb erstarrt, und schlugen, um sich zu erwärmen, heftig mit den glashellen Flügeln, ohne sich jedoch von der Stelle zu bewegen. Aus einiger Entfernung gesehen nahm sich dies aus, wie ein ungeheures Gestöber, das unter den schräg einfallenden Strahlen der Morgensonne in allen Regenbogenfarben schillerte. Der ganze Wald flimmerte und schimmerte, als ob er mit Silberflittern bestreut wäre. Kurz, es war der wunderlichste Anblick, den man in der Welt haben konnte.

Nachdem wir etwa 6 Stunden marschiert waren, lichtete sich der Busch. Wir kamen in der Nähe von Igonda an, und konnten das Tembendorf, zwischen den Bäumen hindurch, in der Ferne schon liegen sehen. — An der Spitze der Kolonne reitend und von der Höhe meines Maultiers aus das Gelände beherrschend, hatte ich schon eine Weile zwei Eingeborene beobachtet, die, den Speer auf der Schulter, gemächlich auf uns zutrotteten. Bei einer Biegung des Pfades wurden sie jedoch durch Buschwerk meinen Augen wieder entzogen. — Unmittelbar hinter mir ritt Leutnant Graf P. — Plötzlich ertönte Lärm vor uns und schreiend stürzte einer der Wanyamuesi an uns vorüber. Auf meinen Anruf sagte er mir, sein Begleiter, der hinter ihm gegangen sei, sei soeben von einem Löwen überfallen worden. — Von den Reittieren springend, griffen wir zu unseren Büchsen, und eilten, gefolgt von einer Anzahl Soldaten, nach dem Unfallplatze, um, wenn möglich, Hülfe zu leisten. — Der Löwe war jedoch mit seiner Beute schon verschwunden. An Ort und Stelle

konnten wir wahrnehmen, daß das Raubtier, etwa 6 Schritt vom Wege, im hohen Grase auf der Lauer gelegen hatte. Von dort aus hatte es sich mit einem Sprunge auf sein Opfer geworfen, und war mit ihm über den Weg hinaus zu Boden gefahren. Das Gras an dieser Stelle war völlig niedergetreten und mit Blut besudelt. Auch roch es stark nach Blut. Nach Überwältigung des Mannes hatte der Löwe ihn fortgeschleppt. — Nachdem ich die Karawane hatte Halt machen lassen, nahm ich mit dem Grafen P. und einer Reihe von Schützen die Verfolgung auf. Anfangs war auch die Spur, so lange sie durchs Gras führte, leidlich gut zu sehen. Als wir aber auf harten steinigen Grund kamen, wurden die Anzeichen schwächer. Und bald hatten wir die Fährte ganz verloren. Schließlich mußten wir, da uns die brennende Mittagsonne hart zusetzte, und wir uns auch von der Karawane nicht allzu weit entfernen durften, leider umkehren. Allerdings setzte ich nochmals eine Patrouille von Sudanesen auf die Fährte, mit dem Auftrage, das Pori abzusuchen, und das Möglichste zur Rettung des unglücklichen Eingeborenen zu tun; aber auch diese langte nach einigen Stunden zu Igonda, wo ich lagerte, unverrichteter Sache an.

Igonda, die ehemalige Residenz der Herrscherin von Ugunda, war ein stark befestigter Ort. Dort hatte Anfang der achtziger Jahre eine deutsche Expedition, bestehend aus den Herren Dr. Kaiser, Dr. Böhm und Paul Reichard, domiziliert. Mein Koch war zu jener Zeit Diener des Herrn Reichard gewesen und hatte in Igonda bei ihm gelebt. Er zeigte mir auch die niedrigen mit Stroh gedeckten Lehmgebäude, in denen die Europäer gewohnt hatten. Angesichts der Tatsache, daß inzwischen 13 Jahre vergangen waren, befanden sich die Häuser noch in leidlich gutem Zustande. Unweit der Ortschaft lag auf einer Höhe ein verfallenes Anwesen, in dem Dr. Kaiser gehaust und meteorologische Beobachtungen gemacht hatte. — Igonda war ziemlich menschenleer, sei es, daß die Bewohner verzogen, sei es, daß sie vor uns geflohen waren. Die wenigen zurück-

gebliebenen Wagunda zeigten sich indes sehr entgegenkommend. Sie überreichten mir auch einen Brief, in dem Bibi Dischа mir ihre Unterwerfung ankündigte. Naiverweise motivierte die Sultanin ihren Entschluß damit, daß sie betonte, sie werfe sich mir zu Füßen, weil es ihr an der Macht fehle, mir Widerstand zu leisten. Wie ich später hörte, hatte Bibi Dischа, trotz des Abratens ihrer Wanyampara und Häuptlinge, durchaus fechten wollen. Ihre Rugaruga aber, welche erfahrungsgemäß wußten, daß sie im Kampfe mit den Schutztruppen den Kürzeren ziehen würden, waren verständigerweise nach dem Ugallafluſſe, der südlichen Grenze des Sultanats, abmarschiert.

Schon früh um 8 Uhr stand ich am nächsten Tage, den 18. Mai 1895, vor Igarula, dem Wohnplatze der Bibi Dischа. Der Ort war von Igonda 2, von Tabora 16 Marschstunden entfernt. Von Igonda aus hatte der Weg durch lauter blühende mit Feld- und Gartenfrüchten bestellte Schamben geführt. — Die neue Residenz der Sultanin war außerordentlich fest. In erster Linie war sie mit einer mächtigen Außentembe umgeben, die wohl einen Umfang von einer Stunde haben mochte. Die Wände derselben waren mit Schießscharten versehen, und wurden durch eine große Menge von Bastionen regelrecht flankiert. Oben auf dem ein Stockwerk hohen, mit Erde gedeckten und mit Gras bewachsenen Gebäude, das eine entfernte Ähnlichkeit mit unseren alten Defensionskasernen hatte, waren hohe Bauten errichtet, die zu Wachzwecken dienten.

Da mich vor der Ortschaft Niemand empfing und begrüßte, machte ich Halt und sandte eine Patrouille ab, um die Sicherheitsverhältnisse auszukundschaften. Meine Leute fanden die Außentembe leer, und den Eingang offen.

Ich ließ sofort das Tor besetzen, und rückte unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln mit der Karawane in Igarula ein. Im Innern des Dorfes traf ich auf eine zweite Verteidigungslinie, die Mitteltembe, die ihrerseits wieder ein Reduit, das Quikuru der Sultanin, in sich schloß. Das Terrain zwischen der Außen- und Mitteltembe war bedeckt mit Häuser-

komplexen und Fruchtfeldern. Auch befanden sich hier die Quellenbrunnen und Wasserlöcher.

Wenngleich mir bekannt war, daß sich die Wagunda rühmten, treffliche Baumeister zu sein, so war ich doch von der Kunstfertigkeit, mit der sie diese Anlagen geschaffen hatten, ganz überrascht. Jedenfalls übertrafen ihre Temben, was Größe und Bequemlichkeit anbelangte, unsere arabischen in Tabora um ein Bedeutendes. Wiesen die Temben von Igarula nach außen glatte, verputzte Mauerwände auf, so waren sie nach innen rings mit breiten Veranden und Säulenhallen geschmückt. Die inneren Räumlichkeiten der langgestreckten Gebäude dienten zu Wohnungen oder zu Viehställen. Wer von der Bevölkerung in den Ringtemben keine Unterkunft gefunden hatte, hatte sich auf dem Zwischenraume derselben eine Missonge d. h. eine runde, mit einem Strohdach versehene Hütte gebaut. Eingeborenen Feinden gegenüber mochte die Feste Igarula, bei einigermaßen energischer Verteidigung, uneinnehmbar sei; um so mehr, als sie, da sie innerhalb des Festungsrayons Fruchtfelder, Weiden und Wasser besaß, kaum auszuhungern war; europäischen Truppen dagegen, die über Geschütze verfügten, bot sie kein sonderliches Hindernis. Ein Hauptfehler der Festung war auch, daß im Kriegsfalle zu ihrer Besetzung ein ganzes Heer von Verteidigern erforderlich gewesen wäre.

Vor dem Quikuru empfing mich Bibi Dischа. Sie war eine kleine, etwa 45 jährige Frau von übermäßiger Korpulenz und auffallender Häßlichkeit. Von zwei Dienerinnen unterstützt, kam sie auf mich zugehinkt. Ihr ganzes Gefolge bestand aus einigen gebrechlichen alten Männern. Ihre rechte Hand und Dolmetscher war Kapaia, ein aufgeweckter Bursche, der früher als Junge im Dienste eines der oben erwähnten Afrikaforscher gestanden hatte. Ob die Sultanin wirklich krank war, wie sie angab, oder dies nur simulierte, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls wand sie sich in Todesängsten. Mit matter ersterbender Stimme suchte sie mir den Kriminalfall zu erklären. Sie behauptete, der in Frage stehende Händler

sei draußen auf der Schamba bei einer Rauferei erstochen worden. Den Täter zu eruieren, sei ihr nicht gelungen. Das Eigentum des Erschlagenen aber habe sie an sich nehmen müssen, weil es herrenlos gewesen und sie an dasselbe noch eine Forderung gehabt habe.

Ich ließ die Sultanin ruhig ausreden; sagte ihr aber alsdann meine Ansicht über die Sache, und befahl ihr, die Karawanengüter sofort herauszugeben. Dies geschah auch alsbald. Die 7 Elfenbeinzähne, die Lasten und das Vieh wurden herangeschafft, und den rechtmäßigen Erben, die mit mir nach Igarula gekommen waren, überliefert. Außerdem mußte Bibi Dischа, zur Erstattung der Expeditionsunkosten, einen großen Elfenbeinzahn zahlen, und sich weiter, zur Strafe für ihr Verhalten, dazu verpflichten, der Station einen jährlichen Tribut zu leisten.

Als Kapaia ihr meine Bedingungen verdolmetschte, konnte er es sich nicht versagen, vergnüglich vor sich hin zu lächeln.

Nachdem diese dienstliche Angelegenheit endgültig erledigt war, versuchte ich mit der Sultanin eine freundlichere Unterhaltung anzuknüpfen. Aber die Megäre war so mürrisch und verdrießlich, daß nichts aus ihr herauszubringen war. Selbst Komplimente, die ich ihr von Herrn Reichard überbrachte, verfingen nicht. — Scherzweise hatte mir nämlich in Berlin Herr Reichard gesagt, ich möchte die Bibi Dischа von ihm grüßen, wenn ich gelegentlich nach Ugunda käme. — Wie mir Kapaia sagte, mochte sie von den Wasungu, den Europäern, überhaupt nichts hören. Obgleich sie ebenso gut kisuahili sprach, wie ich, so ließ sie sich doch meine Worte ins kinyamuësi übersetzen, nur, um nicht direkt mit mir verhandeln zu müssen. — Als ich nachher Kapaia fragte, warum er im Schauri gelächelt habe, sagte er mir, es habe ihn ergötzt, daß die böse Frau an ihrer verwundbarsten Stelle, ihrem Geiz, getroffen worden sei. Die Sultanin sei über alle Begriffe gierig und habsüchtig, und scheue kein Mittel, um sich zu bereichern.

Gegen 4 Uhr Nachmittags brach ich auf, und marschierte nach Igonda zurück. Mein Abschied von Bibi Dischа war

ebenso so kurz wie kühl. Sie hat mir jedenfalls keine Träne des Bedauerns nachgeweint. Da sie sich aber später niemals wieder etwas zu Schulden kommen ließ und sich der Station gegenüber stets zuvorkommend zeigte, so darf ich annehmen, daß sie sich meinen Besuch hat zur Lehre dienen lassen.

Zwei Tage später, am 20. Mai, kam ich mit meiner Karawane wohlbehalten in Tabora wieder an.

Mitinginia.

In Angelegenheiten des Stokesschen Nachlasses hatte ich dienstlich in Ussongo zu tun. — Da ich auf dem bevorstehenden Marsche das Ländchen der Sultanin Tau von Mdala, mit der die Station Tabora schon längere Zeit auf gespanntem Fuße stand, passieren mußte und eventuell einen Abstecher nach Ussuri zur Beilegung einer Streitigkeit zwischen dem Häuptling von Iramba und dem Elefantenjäger Kimaragombe machen wollte, so hielt ich es für nötig, mich von einer achtunggebietenden Mannschaft begleiten zu lassen. Ich gab daher einem der deutschen Unteroffiziere Befehl, sich mit 60 Mann der 10. Kompagnie für die Expedition in Bereitschaft zu setzen. Außerdem schloß sich mir noch der arabische Wali, Sef bin Saad, mit einem Teile seines Hausstandes an. Der kluge Sef bin Saad, der schon 17 Jahre in Tabora weilte, ohne das Weichbild des Ortes überschritten zu haben, wollte die gute Gelegenheit benützen, seine Kenntnisse von Land und Leuten zu erweitern. In unserem Askari-Dorfe erregte die Marschorder eine freudige Bewegung. Bestand doch fast ein Drittel der Kompagnie aus Leuten des uns befreundeten Sultans Mitinginia von Ussongo. Und selbstverständlich erwies ich diesen Askaris die Gefälligkeit, sie, soweit wie angängig, zum Besuche ihrer Heimat mitzunehmen.

Am Nachmittage des 20. Juni 1895 marſchierte ich aus Tabora ab, übernachtete in Maſchema und durchzog am folgenden Morgen das große, an Bau- und Nutzholz reiche Pori von Ujui. Mitten im Hochwalde, in der Nähe einiger haushohen Felſen, machte ich Raſt. Die einſame Lage der ſtillen gigantiſchen Steinmaſſen, die nur hier und da von einem neugierigen Klippſchliefer belebt wurden, hatte natürlich auf die rege Phantaſie der Eingeborenen romantiſch eingewirkt und Anlaß zu der Sage gegeben, daß die wilde Felspartie einen unglückbringenden Geiſt beherberge. Zur Verſöhnung und Beſänftigung dieſes böſen Waldteufels war aus Steinen eine Art Altar errichtet auf den von Alters her jeder Wanderer einen grünen Zweig als Opfer warf. Auch ich unterzog mich ſcherzeshalber, zur Genugtuung meiner Umgebung, dieſem ebenſo ſimplen als koſtenloſen Verfahren und trug mit Vergnügen zur Vergrößerung des allmählich zu einem umfangreichen Reiſighaufen gediehenen, rankenumſponnenen Males bei. Nur mein Freund Sef ließ ſich als aufgeklärter Mann auf den abergläubiſchen Brauch nicht ein, ſondern erklärte ihn lachend für heidniſchen Zauber. Kopfſchüttelnd hörten die Träger dieſe Blasphemie an; ihnen ahnte nichts Gutes. — Und richtig, kaum hatte ſich Sef bin Saad, um auszuruhen, bei mir niedergelaſſen, ſo wurde ihm ſchon gemeldet, daß einer ſeiner Reiteſel, der eine Strecke zurückgeblieben war, unterwegs krepiert ſei. — Ja, die Rache des tückiſchen Geſpenſtes ging noch weiter. Bald nach unſerer Ankunft in Ujui wurde der Wali durch einen ihm von Tabora aus nachgeſandten Eilboten benachrichtigt, daß ſein koſtbarer Maskateſel, den er, um ihn zu ſchonen, nicht einmal ritt, am Morgen im Stalle verendet ſei. Als ich Sef bin Saad neckend auf ſeine im Walde begangene Unterlaſſungsſünde hinwies, war er anfangs ganz verdutzt, erwiderte aber ſodann ſchnell gefaßt, die Sache ſei ſehr einfach; der Bote habe ihm mitgeteilt, daß die Eſel ſich wahrſcheinlich kurz vor unſerer Abreiſe aus Tabora in einem unbewachten Augenblicke an friſchem Reis oder dergleichen überfreſſen hätten; und daraus erkläre ſich eben alles.

Nun, der Wali mochte sich ausreden, wie er wollte; meine Träger waren sich über den Zusammenhang der Dinge vollständig klar.

Ujui, ein weitläuftig gebautes, etwas verwahrlostes Tembendorf, hatte früher bessere Zeiten gesehen. Der verstorbene Mtemi Kanoni war ein tatkräftiger Mann gewesen, der in wirtschaftlicher Beziehung Tüchtiges geleistet, und durch einige siegreiche Fehden die Grenzen seines Ländchens sehr erweitert hatte. Sein Nachfolger, ein zwölfjähriger Knabe, war völlig machtlos und stand ganz unter dem Einfluß seiner Wanyampara. Wenngleich die letzteren auch ihre Schwächen hatten, so unterhielten sie doch zur Kaiserlichen Station die freundschaftlichsten Beziehungen; sie stellten Träger, lieferten Bauhölzer, und leisteten Heeresfolge. Demgemäß wurde ich in Ujui aufs beste aufgenommen. Wie gewöhnlich, so hatten auch bei diesem Zusammentreffen die Wanyampara ein Anliegen. Sie beklagten sich darüber, daß die Mdala-Leute eine Landschaft besetzt hielten, die zu Ujui gehöre, und baten mich, ich möchte Mdala zur Herausgabe des Distrikts zwingen. Wie sich in der Verhandlung herausstellte, war es allerdings richtig, daß die Mdalaleute ein früher an Ujui abgetretenes Gelände wieder unter Kultur genommen und gegen 50 Temben darin angelegt hatten. Aber was wollten auch die Ujui-Leute damit machen; hatten sie doch nicht einmal Hände genug, ihre eigenen Ländereien zu bebauen. Ohne Widerstand hätten sich die Mdala-Rugaruga, die ihren Kampfruf schon ausstießen und ihren Kriegswimpel schon entfalteten, wenn sich nur ein harmloser Stationspolizist bei ihnen blicken ließ, ihren Schambenbesitz nicht abnehmen lassen, und ich hatte auch gar keine Lust, für Ujui die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So bemühte ich mich denn, den Klägern die Maxime „Beati possidentes“ klar zu machen. Da die Eingeborenen aber für das, was ihnen nicht nützt, selten Verständnis haben, so blieb mir nichts übrig, als die Wanyampara mit einigen „inschallah“ und sonstigen dilatorischen Redewendungen auf die Zukunft zu vertrösten.

Des Nachmittags machte den Soldaten ein uns geschenkter Schlachtochse viel zu schaffen, der sich absolut sträubte, sich nach mohamedanischem Ritus regelrecht schächten zu lassen, und darum zum Mißbehagen der Sudanesen durch einen Schuß hinters Ohr abgetan werden mußte.

Bei Sonnenuntergang besuchte ich auf einem Spaziergange die in der Nähe gelegenen Überbleibsel einer ehemaligen englischen Missionsstation, welche, nachdem sie anfangs der achtziger Jahre eine Zeit lang kümmerlich existiert hatte, wegen Mangel an Beteiligung schließlich eingegangen war. Es war nichts weiter zu sehen als eine von Fruchtbäumen umgebene Hausruine und ein kleineres umranktes und verwildertes Nebengebäude, die beide nur den Eulen und Fledermäusen zum Obdach dienten.

Früh am Morgen des 22. Juni setzten wir in der Richtung auf Mdala, welches von Ujui 6 Stunden, von Tabora 14 Stunden entfernt ist, unseren Marsch fort. Die ganze Gegend bestand aus Grasland, war wellig und baumlos und nur soweit bebaut, wie sie bewässert war. Schön ist die Ebene zwischen Ujui und Ussongo überhaupt nicht; öde Grassteppe wechselt mit wüstem Mimosenbusch, und man merkt, daß man sich der Wemberesteppe nähert. Ich kann mir sogar denken, daß in der trockenen Zeit das sonnendurchglühte Land einfach trostlos aussehen muß. Als ich aber dort marschierte, war eben die Regenperiode vorüber, und demgemäß machte die Landschaft einen ganz manierlichen Eindruck. So weit man sehen konnte, war das Gelände mit Blumen geschmückt, und der Blick über das grüne Grasmeer erfreute das Auge. Immerhin fing ich an zu begreifen, wie die Mdalaleute darauf kommen konnten, sich für den Anbau ihrer Feldfrüchte in den Besitz fremden Terrains zu setzen, während doch im allgemeinen an unbebauten Landstrichen in Ostafrika kein Mangel ist.

Schon aus der Ferne bemerkten wir die beiden hohen Bäume der Haupttembe, die „Zwillinge“, nach denen Mdala seinen Namen führt. In den zerstreut liegenden Gehöften, an

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Hamiß Mganda [illegible] „Her mit der Pombe“ dem Zaudern [illegible]. Als ich ihn später fragte, wie ihm das Bier bekommen sei, erwiderte er ruhig: „O, vorzüglich; selbstverständlich habe ich es von der Bibi erst kosten lassen.“

Nachdem ich am nächsten Tage der Sultanin von Mdala ein Gegengeschenk hatte überreichen lassen, setzte ich meinen Marsch über Tumbi in der Richtung auf Ussongo fort, lagerte nachts in Irungu und traf am 24. Juni, gegen 10 Uhr morgens, in Yauwa ein. Dieser Ort gehörte schon zur Herrschaft des Mitinginia und stand unter der Verwaltung einer der Frauen des Häuptlings. Die Wanyamuesi-Frauen zeichnen sich vor der sonstigen farbigen Weiblichkeit durch eine auffallende Selbständigkeit aus. Nicht allein, daß man in Unyamuesi das Weib häufig als Herden- und Schambenbesitzerin antrifft, findet man

es oft auch an der Spitze großer Handelskarawanen vor. Und es macht einen ganz eigenartigen Eindruck, die starken, ungefügigen Träger ihren Herrinnen aufs Wort gehorchen zu sehen. Die energischen Vertreterinnen des zarten Geschlechts, die sich meist auch äußerlich durch eine kräftige hohe Gestalt hervortun, sind allerdings meist die Töchter der Anverwandten der Mtemi (Sultane), bezw. der Wagaue (Adelige). Mit besonderer Vorliebe setzt der Wanyamuesi-Häuptling seine älteren Frauen und Schwestern als seine Wanyampara (Beamte) in entfernt liegenden Ortschaften, Vorwerken und Temben ein; wahrscheinlich, weil er zu den weiblichen Mitgliedern seiner Familie größeres Vertrauen hegt als zu den männlichen; sind doch die Männer leicht geneigt, Politik auf eigene Faust zu treiben.

Ich hatte in Yauwa kaum mein Zelt aufgeschlagen, und es mir auf dem Feldbette bequem gemacht, als sich schon die stattliche Häuptlingsfrau mit ihrer hübschen, 15jährigen Tochter zum Besuch bei mir anmelden ließ. Beide, mit buntgestreiften, kleidsamen Maskatstoffen angetan, traten außerordentlich gewandt auf und benahmen sich mit verblüffender Ungeniertheit. Mit einer nonchalanten Handbewegung andeutend, daß ich mich nicht stören lassen möchte, ließen sie sich auf meinen Feldstühlen nieder und griffen ohne Umstände zu den ihnen vom Zeltdiener gereichten Zigaretten. Auch ein Gläschen Vermouth di Torino verschmähten sie nicht; und augenscheinlich fühlten sie sich bei mir ganz zu Hause. Rauchend und trinkend plauderten wir eine Weile, und ich war erstaunt zu beobachten, wie verständig und sicher sich die Frauen über den Fall Stokes und sonstige Tagesfragen ausließen. Als sie sich schließlich verabschiedeten, um dem Wali und seinem Harem eine Visite zu machen, hatte ich fast vergessen, daß ich mich mit Eingeborenen unterhielt.

Früh am Morgen des 25. Juni traf ich vor Ussongo ein. Diese Ortschaft ist von Yauwa 4, von Tabora 31 Marschstunden entfernt. Angesichts ihrer Heimat hatte sich meiner Leute eine animierte Stimmung bemächtigt Die Soldaten hatten ihre

Khaki-Uniformen vom Staube des Weges gesäubert, und ihre Kopfbedeckungen mit Straußenfedern, Adlerflügeln und mit den Kronen der Pfauenkraniche geschmückt. Blitzblank schimmerten Knöpfe und Waffen. Und glatt wie angegossen saßen die Lederriemen auf den Waffenröcken, und die blauen Beinbinden auf den Hosen und Stiefeln. Die Karawanenweiber, vor allem die Frauen der Askaris, hatten ihre buntesten und leuchtendsten Kanga angelegt. Und selbst die Träger hatten sich nach Kräften herausgeputzt. Ein fröhliches Hallo erhob sich, als wir von Kumbo, dem ältesten Sohne Mitinginias, eingeholt wurden; und unter dem Jubel der Bevölkerung zog die Expedition mit Sang und Klang und großem Getöse in Ussongo ein.

Ich war einigermaßen überrascht, als ich den mir mit Gruß und Handschlag entgegentretenden Mitinginia erblickte, da ich ihn mir anders vorgestellt hatte. Der Mann sah nicht aus wie ein afrikanischer Häuptling, sondern eher wie ein abgedankter Schiffskapitän. Er trug einen grauen europäischen Anzug, gelbe Schnürstiefel und eine Mütze mit horizontal vorspringendem Schirm. Ein weißer Knebelbart gab seinem braunen Antlitz einen charakteristischen Zug, und im Mundwinkel hielt er eine kurze englische Pfeife. Er schmauchte wie mit „Volldampf voraus", blies kunstvoll den Rauch durch die Nase und expektorierte im hohen Bogen, wie es nur eine echte Teerjacke versteht. Über Mitinginia herrschen verschiedene Ansichten. Noch neuerdings sprach ich einige Reisende, die wenig erbaut von ihm waren und welche behaupteten, in Trägerfragen von ihm hintergangen und genasführt worden zu sein. Tatsächlich liegt auf seinem Gesichte ein listiger Ausdruck, und oft zuckt es dem alten Fuchse um die Augen, als ob er sich im Innern über die Wasungu lustig mache. Augenscheinlich ist sein Gehaben das Produkt der europäischen Erziehung, die ihm sein Freund Stokes, der lustige Irländer, zum mindesten durch sein Beispiel hat angedeihen lassen.

Mir gegenüber zeigte sich der Sultan durchaus loyal. Als ich mit dem deutschen Unteroffizier S. den Bestand des

Stokes'schen Nachlasses aufnahm, unterstützte uns Mitinginia mit großer Sachkenntnis. Schließlich ließ er sich, indem er alle angeführten Zahlen nochmals verglich, genau das Protokoll übersetzen und unterfertigte es sodann in der verständigsten Weise.

Ganz in der Nähe des Ortes befand sich auch die Stokessche Ansiedlung, die sich wie alle englischen Niederlassungen in Ostafrika unverbesserlich langweilig ausnahm. Ein einziges großes Gebäude, ungemütlich wie eine Scheune, stand in einer öden Umgebung. Auch nicht einmal der Versuch war gemacht worden, durch eine Garten- oder Boskettanlage das Anwesen heimisch zu machen. Nur ein Grabmal erhob sich auf dem Platze vor der Haustür. Das war alles. Man sah deutlich, Stokes wollte nur Geld verdienen, nicht aber das Land kultivieren. Eine halbe Stunde vom Wohnhause entfernt, lag auf einer Terrainwelle die Viehboma des Händlers, in der ich eine kleine Herde von Rindern, Schafen und Ziegen vorfand.

In Ussongo hatte ich auch Gelegenheit, einige Träger zu sprechen, welche Stokes auf seiner Expedition nach dem Ituri begleitet hatten, und erfuhr von ihnen die Details der bekannten Gewalttat, welcher der Händler zum Opfer gefallen war.

Stokes, ein ehemaliges Mitglied der englischen Mission, hatte im Anfang der achtziger Jahre das Missionieren aufgegeben und es vorgezogen, seine Kenntnis von Land und Leuten zu seinem eigenen Vorteile auszunutzen. Man munkelte von ihm, daß er der Schwiegersohn irgend eines mächtigen Sultans des Innern geworden und durch diese Beziehungen in den Besitz einer fabelhaften Menge von Elfenbein gekommen sei. Dies stimmte nun allerdings nicht ganz, und zwar insofern, als die Person, die Stokes nach dem Tode seiner ersten Frau zum Horreur der europäischen Damen Sansibars geheiratet hatte, keine afrikanische Prinzessin, sondern ein einfaches, schwarzes Mission-girl gewesen war. Indes hatte Stokes als Führer seiner eigenen Karawane durch den Elfenbeinhandel schon viel Geld erworben und war auf dem besten Wege, ein wohl-

habender Mann zu werden. Alle zwei Jahre zog er zur Küste und suchte alsdann in Sansibar an Amüsement nachzuholen, was er während der langen Zeit versäumt zu haben glaubte. Im Innern war Ussongo sein Hauptquartier und von hier aus hatte er auch seine letzte Reise in das Gebiet des Kongostaates angetreten, die ihm so verhängnisvoll werden sollte.

Nachmittags führte mich Mitinginia in sein Schatzhaus, das, in Form einer befestigten Tembe gebaut, der durch eine Pfahlboma geschützten Residenz zugleich als Reduit diente. Wir spazierten durch eine Reihe von Magazinen und Vorratsräumen; in dem einen befand sich ein meterhoher Haufen der kostbarsten Elfenbeinzähne, in dem andern eine bis an die Decke aufgestapelte Masse von Pulverfässern, und in einem dritten eine gewaltige Anzahl von Stofflasten. In der Mitte der Tembe lag die Rüstkammer, in der ein blankes Bronzegeschütz auf tadelloser Räderlafette, hunderte von Gewehren und eine Menge von Kugeln, Traubenkartätschen ꝛc. aufbewahrt wurden. Als ich angesichts dieses sorgfältig gehaltenen Kriegsbedarfs scherzend zu Mitinginia äußerte, daß er mir ja schön zu schaffen machen könnte, wenn ich gegen ihn fechten müßte, lächelte er geschmeichelt und meinte: „Ach, wer könnte Dir widerstehen; Du bist ein Löwe“.

Außer obigen afrikanischen Schätzen, die immerhin einen Wert von 100000 Rup. haben mochten, besaß Mitinginia sieben befestigte Ortschaften, einige Rinder- und Eselherden, und eine Menge von Schamben. Wie groß die Anzahl seiner Untertanen war, konnte ich nicht feststellen, jedenfalls aber bedeutend genug, um ihm für den Kriegsfall die Bildung einer Heerschar von mehreren tausend Rugaruga zu ermöglichen. Des Häuptlings Sohn, Kumbo, war selbst einige Jahre lang Soldat der Schutztruppe gewesen und hatte es sogar bis zum Schausch (Unteroffizier) gebracht. Wenn Mitinginia sowohl seinem Manangua (Erbprinzen) als auch einer Anzahl seiner jungen Leute erlaubte, in der Kaiserlichen Schutztruppe zu dienen, so tat er dies nicht ohne Überlegung. Er hatte

dadurch einen doppelten Vorteil; denn erstens gewann er durch diese engen Beziehungen zu den Regierungsorganen an Einfluß und Ansehen im Lande, und zweitens gewöhnten sich seine jungen Krieger an europäische Gefechtsweise sowie an militärische Zucht und Ordnung.

Gegen Abend kamen die Herden von der Weide; und ich ging in Begleitung meiner Gastfreunde, sie in Augenschein zu nehmen. Unterwegs traf ich auf eine Gruppe von Massai, die hohläugig und erschreckt meine strammen, wohlgenährten Askaris anstarrten. Die infolge der Viehseuche gänzlich verarmten Massai scheinen alle Lebenskraft verloren zu haben, seitdem ihnen bezüglich ihrer Gewohnheit, mit ihren unförmlichen Speeren den harmloseren Nachbaren den Leib aufzuschlitzen und sie der Rinder zu berauben, das Handwerk gelegt worden ist. Die ausgemergelten Männer, notdürftig mit Fellen bekleidet, sahen mit ihren Fledermausohren abscheulich aus, und die Frauen waren trotz ihrer riesigen Drahtkolliers auch nicht schöner. Auf meine Frage, woher denn diese wilden Steppenbewohner gekommen seien, entgegnete Mitinginia: „Sie sehen sich nach Lebensmitteln um, und ich unterstütze sie einigermaßen. Aber was soll ich tun? Arbeiten mögen sie nicht; und wenn ich sie zum Viehhüten heranziehe, so brennen sie mir mit den Rindern durch.“ —

In der Eselherde befand sich auch ein Zebrafüllen, das, in frühester Jugend eingefangen, einer säugenden Eselstute beigesellt war. Beide vertrugen sich gut. Das Füllen hatte sich völlig an die Pflegemutter gewöhnt und schmiegte sich wie hilfesuchend an sie an. Kumbo faßte das Zebra um den Hals und holte es zu mir herüber. Als ich dem Tiere mit der Hand über das weiche buntgestreifte Fell fuhr, lief ihm ein Zittern über den Körper, und ungeduldig stampfte es mit den kleinen Hufen den Boden. Kaum losgelassen, sauste es davon und verschwand in der Eselherde.

Die Nacht in Ussongo wird mir stets ihrer ungewohnten Kälte wegen in Erinnerung bleiben. Trotzdem ich mich mit

zwei Kamelhaardecken zugedeckt hatte, fror ich doch außerordentlich. Als ich beim Morgengrauen den Türvorhang des Zeltes aufhob, ließ ich ihn ganz erschreckt wieder fallen, und hüllte mich erst gehörig ein, ehe ich es wagte, an die Luft zu treten. Da ich einen Thermometer nicht bei mir hatte, konnte ich die Wärme-Grade nicht feststellen. Viel über Null wird es aber nicht gewesen sein. Meine Uhr war infolge des Temperaturwechsels stehen geblieben; und der Unteroffizier S., den ich alsdann um die Tageszeit befragte, sagte mir, daß das Werk seines Chronometers ebenfalls übernacht in Unordnung geraten sei.

Kurz vor meinem Abmarsche aus Ussongo wechselte ich mit Mitinginia Geschenke aus. Er gab mir schließlich noch einen Elfenbeinzahn mit dem Bemerken, daß er denselben selbst erbeutet habe. Den Träger des Zahns, einen mächtigen Elefanten, habe er in der Wembereſteppe eigenhändig geschossen. Der Häuptling erinnerte mich in seinem Gebaren ganz an einen europäischen Standesherrn, der zum Abschied einem Freunde das Geweih eines selbsterlegten Vierzehnenders als Andenken überreicht.

Am 26. Juni marschierte ich von Ussongo in der Richtung auf Ussuri ab. Wenngleich mir Mitinginia sagte, daß die Wembereſteppe, einer Überschwemmung wegen, unpassierbar sei, wollte ich doch wenigstens den Versuch machen, meinen ursprünglichen Plan durchzuführen. Von Yauwa aus hatte ich schon Leute zur Erkundung der Wasserverhältnisse in der Wembereſteppe vorausgesandt. Bis Sunguisi gab mir Mitinginia das Geleit. Am 27. Juni traf ich in der Landschaft des Häuptlings Mana-Tombolo ein und lagerte in der Nähe der in Ruinen liegenden ehemaligen Haupttembe. Auf meine Frage, wer das Dorf zerstört habe, erfuhr ich, daß einige Jahre vorher dort ein Kampf zwischen Mana-Tombolo und dem Afrikareisenden Dr. Baumann stattgefunden hätte. Nach Aussage der Wanyamuesi soll der Streit durch Übergriffe seitens der Expeditionsleute hervorgerufen sein. Ich lasse dahingestellt,

was an dieſer Darſtellung richtig iſt. De mortuis nihil nisi bene. Einem Rencontre mit anmaßenden, gewalttätigen und räuberiſchen Eingeborenen kann man nicht immer aus dem Wege gehen, doch läßt ſich, bei leidlich gutem Willen, durch Ruhe und Beſonnenheit manches vermeiden. Die mißtrauiſchen Söhne der Wildnis handeln in den meiſten Fällen wie die wilden Tiere, d. h. ſie greifen erſt an, wenn ſie ſich bedroht fühlen. — Das eingeäſcherte Dorf war nicht wieder aufgebaut worden, da ſich Mana-Tombolo grollend auf die felſigen Höhen ſeines Landes vor den Europäern zurückgezogen hatte.

An dieſem Platze ſtieß ich auf meine Kundſchafter, die mir meldeten, daß die Wembereſteppe ſtellenweiſe mannshoch unter Waſſer ſtände und daß nur die Straße über Ikungu gangbar wäre. Da ich aber in Tabora dringend zu tun und ſomit keine Zeit hatte, einen ſo großen Umweg zu machen, ſo gab ich die Reiſe nach Uſſuri vorläufig auf und ſchlug am folgenden Morgen den Weg über Mdala ein.

Unterwegs hatte die Karawane ein unangenehmes Abenteuer mit Bienen zu beſtehen. Ich hatte eben Marſchpauſe gemacht und die Vorbereitungen zu einem warmen Frühſtück treffen laſſen, als plötzlich Schwärme von Bienen über uns herfielen. Wahrſcheinlich waren ſie von naſchhaften Boys oder Trägern in ihrer Ruhe geſtört worden. Nachdem wir uns eine Zeitlang durch Anwendung von Feuer und Rauch gegen ſie gewehrt hatten, ſahen wir uns genötigt, das Gefecht abzubrechen. Unſer anfangs geordneter Abmarſch artete bald in helle Flucht aus, und ich hatte alle Hände voll zu tun, um die geſchlagene Kolonne an dem, eine halbe Stunde entfernten Sammelpunkte wieder zu rangieren. Es gab kaum ein Mitglied der Karawane, das nicht etliche Bienenſtiche aufzuweiſen hatte. Schließlich wurden noch einige Knaben vermißt, die, nach langem Suchen halbtot aufgefunden, ſich erſt ganz allmählich wieder erholten.

Nach zehnſtündigem, beſchwerlichen Marſche durch ein wildes unbewohntes Pori langte die Expedition am 28. Juni,

abends $9^1/_2$ Uhr, vor der Tembe der Sultanin Tau an. Die Tore waren geschlossen und wurden auch, trotz aller Hornsignale, nicht geöffnet. Schüsse wollte ich nicht abgeben lassen, um nicht durch ein Mißverständnis, wie es in Afrika schon oft vorgekommen ist, ein Gefecht hervorzurufen. Müde, hungrig und verdrießlich wartete ich in der Dunkelheit noch eine Weile. Da aber drinnen keine Anstalt zum Öffnen gemacht wurde, so befahl ich die Escalade. In einem Nu war die Ringtembe erstiegen und ihr Eingang freigelegt. Als sich die Tore aufgetan hatten, zog ich friedlich in den Ort ein. — Die Sultanin behauptete, sie habe schon geschlafen und von den Signalen nichts gehört.

Mit einer ganzen Herde des mir unterwegs zum Unterhalt der Karawane von den Häuptlingen geschenkten und seitens der Mannschaften nicht verbrauchten Schlachtviehs traf ich am Sonntag, den 30. Juni, wieder in Tabora ein.

Rhinoceros bicornis.

Durch das wasserreiche Pori des Seengebiets zog in den kühlen Nachmittagsstunden eines Augusttages eine Gouvernementskarawane langsam ihres Weges dahin. An ihrer Spitze marschierte mit fünf Soldaten der Expeditionschef, der sich sein Reittier durch einen Burschen nachführen ließ. Behaglich sog der Europäer die balsamische Luft des ostafrikanischen Waldes in sich ein, und lauschte mit Vergnügen den langgezogenen Tönen der Bulbul, die im nahen Dickicht ihr fesselndes Lied sang. Der Pfad führte bald durch Bosketts und Gebüsche, die sich wie Laubengänge über dem Haupte des Wanderers wölbten, bald über frischgrüne Lichtungen und Wiesen, die es dem Blick gestatteten, bis zu den in blauer Ferne liegenden Gebirgen zu schweifen. Die Poribäume zeigten zum Teil ein vielfarbiges Blattwerk, wie man es bei uns in Deutschland zur Herbstzeit sieht. In ihren Kronen trieb eine Menge von buntgefiederten Vögeln ihr Wesen. Hier und da flatterte mit schrillem

Gekrächz eine Schaar grüner Papageien über die Karawane hinweg. „Quaru“ benennt der Träger bezeichnenderweise diese wilden Schreier.

Quer über die Straße zogen sich Spuren von Elefanten, Giraffen, Büffeln und Antilopen aller Art. Besonders häufig sah man auch die herzförmig dreiteilige Fährte des Nashorns. An einzelnen Stellen, wo alsdann auch vielfach Losung lag, war die Wildbahn so breit, daß es sich ausnahm, als seien dort die Tiere des Waldes herdenweise passiert. Nichtsdestoweniger erblickte man selten ein Stück Wild, da sich meist alles vor der Karawane scheu zurückzog. Nur wenn der Pfad über eine Anhöhe ging, von wo aus man das Gelände weit überschauen konnte, sah man zuweilen in der Ferne etwas Unbestimmtes sich bewegen.

Lustig und vergnügt unterhielten sich die im Gänsemarsche gehenden Leute, und dachten an alles andere eher, als an eine Gefahr. — Plötzlich zerriß ein jäher Warnungsruf die Luft. Gleichzeitig vernahm man ganz in der Nähe ein merkwürdiges Schnauben und Blasen. „Faru! faru!“ schrien die Träger, warfen unter Gebrüll und Gelächter ihre Lasten nieder und rissen Hals über Kopf aus, um auf irgendwelche Bäume zu klettern, oder sich im Buschwerk zu verstecken. — Überrascht blieb der Expeditionsführer stehen und schaute sich um, die Ursache des Getöses zu erspähen, unwillkürlich die Jagdbüchse spannend, die der hinter ihm gehende Boy ihm pflichtgemäß reichte.

Mit einem Male brach seitwärts aus dem Gehölz ein schiefergraues Ungetüm hervor, das, den gewaltigen Kopf gesenkt, wie eine Lokomotive herangebraust kam. Es war ein Nashorn, das sich in blinder Wut auf die Karawane und insbesondere auf das arglos seines Weges ziehende Maultier stürzte. Blitzschnell fuhr das brave Maultier zur Seite, scheute zurück und jagte davon. Der sieghafte Dickhäuter schoß noch einige Schritte geradeaus, und hielt sodann zwischen den Kisten und Kasten an, um mit Huf und Horn die Lasten herumzuschleudern.

Augenscheinlich hatte es die Witterung verloren. Nach weiteren Feinden Ausschau haltend, drehte es sich schließlich um, und gewahrte etwa 30 Schritt vor sich die Krieger, die, das Gewehr schußfertig in der Hand, kampfbereit Aufstellung genommen hatten. Schon wandte es sich, mit den kleinen boshaften Augen zwinkernd, diesen Männern zu, als der Weiße es für angezeigt hielt, das Gefecht zu eröffnen.

Er legte an, zielte einen Moment und gab Feuer. Gleich darauf knallten auch die Gewehre seiner Begleiter. Das Rhinoceros taumelte, und knickte mit den Vorderbeinen ein; raffte sich jedoch wieder auf, um nunmehr sein Heil in der Flucht zu suchen. Eine zweite Salve brachte es zur Strecke. Nachdem es noch aus nächster Nähe einen Schuß in den Kopf erhalten hatte, rührte es sich nicht mehr. Das Ungeheuer war gegen $3^1/_2$ Meter lang und über $1^1/_2$ Meter hoch. Allmählich fand sich die versprengte Trägerschaar wieder ein, um rund um die Beute einen Freudentanz aufzuführen. Alles lachte und jubelte. Jeder wollte zuerst berichten, wie schnell er ausgerissen sei und wie fein er sich versteckt habe. Die Besonnenheit und Geistesgegenwart des Europäers und seiner Soldaten anzuerkennen, fiel keinem ein. Das war ja ihr Geschäft und verstand sich von selbst. —

Größere Schwierigkeiten machte es, das flüchtig gewordene Maultier zur Stelle zu schaffen. Allerdings waren ihm sogleich einige Leute nachgerannt; aber es wäre doch wohl nicht so einfach gewesen, das Tier einzufangen, wenn es nicht die Klugheit gehabt hätte, von selbst zu der Karawane zurückzukehren.

Als der Weiße fragte, wer auf das Nashornfleisch Anspruch mache, meldete sich Niemand. Die Träger, die größtenteils Wanguana, also Mohamedaner, waren, legten keinen Wert darauf. Auch waren sie zu verwöhnt, um an so grobem Wildbret Geschmack zu finden. Unter solchen Umständen war es zwecklos, den erlegten Dickhäuter abzuhäuten und zu zerwirken. Und es blieb nichts übrig, als das Fleisch den Geiern und und Hyänen zum Fraß zu überlassen. Der Europäer be-

schränkte sich deshalb darauf, sich in den Besitz des Doppelhorns zu setzen. Das vordere Horn, das sich leider durch eine Kugel beschädigt zeigte, war etwa 70 cm, das hintere 15 cm lang. —

Außerdem ließ der Europäer noch einen Vorderfuß des Nashorns abschneiden und mitnehmen. Glaubte er doch in einem Reisewerke gelesen zu haben, daß ein Rhinocerosfuß, in heißer Asche gebacken, eine Delikatesse sei. — Man konnte immerhin die Sache ja einmal probieren. — Als eine Stunde später an einem Waldbache das Lager aufgeschlagen worden war, wurde unweit der Feuerstelle ein Loch gegraben, und der Fuß, wohl zubereitet, zwischen heißen Steinen hineingebettet. Sodann wurde die ganze Öffnung mit glühender Asche ausgefüllt. Mit einiger Spannung sah der Expeditionschef der Vorführung dieser eigenartigen Speise entgegen. Endlich war sie fertig und wurde vom Koch mit vieler Sorgfalt aufgetischt. In der Schüssel duftete sie auch vielversprechend. Aber o weh! Als man das Gericht bei Lichte besah, da sah es aus wie Seife und was schlimmer war, es schmeckte auch so. —

Uwinsa.

In Ugalla, auf dem Marsche von Tabora nach dem Tanganikasee, hatte ich am 10. August 1895 ein Treffen mit Tagaralla von Ussenje zu bestehen gehabt, ein schweres Gefecht, das zwar mit dem Tode des Häuptlings und der Erstürmung seiner Tembe Limuëme geendet hatte, jedoch nicht ohne Verluste für mich abgelaufen war.

Den auf das Gefecht von Limuëme folgenden Tag, den 11. August 1895, verbrachte ich noch zum Teil in Kanenagule bei dem Häuptling Fopore. Von hier aus sandte ich vier schwer verwundete Soldaten, die ich in Hängematten hatte verpacken lassen, unter Führung des Lazarettwärters Ombaschi Farragallah Mohamed nach Tabora zurück. Fopore mußte mir hierzu die Träger stellen. Als Eskorte des Transportes dienten einige leicht kranke Sudanesen. Nachdem ich unter den mir verbleibenden 63 Askaris die Reservemunition verteilt hatte,

stellte sich heraus, daß jeder Mann noch über 25 Patronen verfügte, ein Umstand, der uns weitere ernstliche Rencontres nach Möglichkeit zu vermeiden hieß.

In der Richtung auf Uwinsa marschierte ich am selben Tage gegen 3 Uhr nachmittags ab und schlug nach $2^1/_2$ Stunden in Kanyepo das Nachtlager auf. Am folgenden Morgen auf dem Weitermarsche überschritt ich kurz vor dem Dorfe Ilolanguru, welches von Kanyepo drei Stunden entfernt ist, die Uwinsagrenze, an der mich zwei Abgesandte des Landesfürsten, die den Auftrag hatten, mich zu geleiten, feierlichst begrüßten. Der Chef von Ilolanguru, namens Tejaliwa, empfing mich sehr zuvorkommend und überreichte mir sofort als Tribut einen großen Elfenbeinzahn. Unweit des Ortes befand sich ein düsteres, dichtes Gebüsch, das den Manen des verstorbenen Kassabula, des Vaters des Häuptlings, geweiht war. Der Ort Ilolanguru steht auf der Kiepertschen Karte von 1892 als „Kassabulas" verzeichnet. Übrigens wäre ich hier auf ein Haar einem ärgerlichen Vorkommnisse zum Opfer gefallen. Als Gastgeschenk hatte mir Tejaliwa unter anderem auch zwei langgehörnte Stiere übergeben. Durch das Getöse der mit Musik und Paukenschlag herannahenden Karawane wurden nun diese Tiere so erschreckt, daß sie sich losrissen und davonliefen. Ohne mich weiter darum zu kümmern, ließ ich auf dem Hauptplatze der Ortschaft Halt machen und die Gewehre zusammensetzen. Während die Mannschaften wegtraten und sich zerstreuten, setzte ich mich unter einen Schattenbaum, um der Ruhe zu pflegen. Gleich darauf raste einer der unbändigen Stiere um die Ecke und kam in wilden Sprüngen gerade auf mich zu. Kaum hatte ich so viel Zeit, um aufzuspringen und mich hinter den Baum zu stellen, als das Ungetüm, die Gewehrpyramiden nach allen Seiten auseinander wirbelnd, heranstürmte. Hatte ich aber geglaubt, daß es vorüberrennen und mich ungeschoren lassen würde, so hatte ich mich getäuscht. Brüllend vor Wut nahm es mich an und trieb mich mehrmals um den Baum herum. Da ich keinerlei Waffen zur Hand hatte, befand ich mich in einer

ebenso lächerlichen als fatalen Situation. Glücklicherweise bemerkten einige meiner Leute meine Not. Mit Knütteln und Stangen sprangen sie herbei und suchten durch heftige Schläge die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich zu lenken. Tatsächlich ließ es auch von mir ab und jagte den Soldaten nach. Ein wohlgezielter Schuß machte schließlich dem unzeitigen Stiergefechte ein Ende.

Tejaliwa, der sich mir gegenüber äußerst liebenswürdig zeigte, schien sich schon mit der Hoffnung getragen zu haben, ich würde ihm seinem Wunsche gemäß behülflich sein, sich von der Oberherrschaft des Sultans Kassanula von Uwinsa frei zu machen; denn er war sichtlich unangenehm überrascht, als er hörte, daß ich meinen Marsch noch am selben Morgen fortzusetzen gedächte. Da ich mir aber vorgenommen hatte, mich keinesfalls in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen, so mußte ich mich damit begnügen, Tejaliwa auf bessere Zeiten zu vertrösten. Drei Stunden später traf ich in Makongorokwa-Maskin, einem unansehnlichen Dörfchen ein, wo ich die aus Udjiji kommende Karawane der Elfenbeinhändler Abdallah Belhed und Salim bin Nassor vorfand.

Unmittelbar nach meiner Ankunft stellten sich die beiden Araber bei mir im Lager ein, um mich zu besuchen. Nach ihrer Gewohnheit verfehlten sie nicht, mir eine Schale mit Datteln zum Präsent zu machen, eine Freundlichkeit, die ich durch Überreichung einer Büchse Biskuit alsbald erwiderte. Am 13. August führte mich der Weg durch die Gombeniederung nach Simbo. Überall traten mir die Bewohner des Landes mit auffallender Freundlichkeit entgegen, und alle unsere Lagerbedürfnisse wie Korn, Stangen, Stroh, Wasser, Brennholz, Mehl und Schlachtvieh wurden so schnell beschafft, als trügen die Heinzelmännchen für uns Sorge. Mehrfach wurden meine Wünsche erfüllt, bevor ich sie ausgesprochen. Ich glaubte anfangs, das Entgegenkommen der Eingeborenen sei die Frucht meines Sieges über Tagaralla, merkte indes bald, daß es auf dem stillen Walten der Wanyampara des Sultans Kassanula beruhte. Auch an der Malagarasifähre bei Kombamoyo, wo ich am

14. August morgens 9 Uhr anlangte, waren schon so viel Boote zur Stelle geschafft, daß meine große Karawane ohne jeden Aufenthalt über den Strom gesetzt werden konnte. Vom Malagarasi aus marschierte ich eine Zeit lang durch wiesenartiges Gelände, auf dem sich eine Unmenge kiebitzartiger Vögel tummelte. Die dortige Gegend, die Landschaft Peta, war gebirgig und, wenn auch nicht großartig, so doch recht hübsch. Der Ort Ulembo, wo ich meine Zelte errichtete, lag in einem Gebirgskessel. Den Nachmittag benutzte ich, um mit Manangua Pongera, dem Häuptling des Ortes und Neffen des Kassanula, eine benachbarte Höhe zu besteigen, von der man eine herrliche Aussicht auf das Malagarasital genoß.

Zur Erklärung einiger häufig wiederkehrender Benennungen möchte ich hier bemerken, daß man im Innern Ostafrikas unter einem „Mnyampâra" stets einen Beamten oder Vertreter des Sultans versteht, und daß der Titel „Manângua", der nur von den nahen Verwandten des Landesfürsten geführt wird, etwa „Prinz" bedeutet. Mit „Häuptling" bezeichnen wir Deutschen in Ostafrika im allgemeinen nur den Ortsältesten. Beherrscht wurde Uwinsa zu jener Zeit von dem „Mtemi" oder „Sultan" Kassanula, dem Nachfolger des weisen Sogera. Hatte Sogera während seiner Regierung es verstanden, die Großen seines Reiches im Zaume zu halten, so bröckelte die Macht des Sultans Kassanula trotz der vielen Kriege, die er gegen seine unbotmäßigen Vasallen führte, immer mehr zusammen. Schon war es Msoma, dem Sohne des verstorbenen Katalambula, gelungen, sich dem Sultan gegenüber zu behaupten. Und Tejaliwa sowohl als Pongera standen auf dem Sprunge, dem Beispiel Msomas zu folgen und sich für unabhängig zu erklären. Zwar waren mir von den damals in Uwinsa herrschenden Unruhen dumpfe Gerüchte zu Ohren gekommen; ich hatte aber nicht sonderlich darauf geachtet, da 1895 in Ostafrika noch allerorten gefochten wurde, und ein sogenannter Krieg unter den Eingeborenen nicht viel zu bedeuten hatte. Pongera, der mich nach allem für einen Freund und Bundes-

genossen des rechtmäßigen Oberhauptes Kassanula halten mußte, erwies sich mir gegenüber als scheu und vorsichtig. Nach unserer Rückkehr zum Lager verschwand er unter einem Vorwande aus dem Dorfe und ließ sich an jenem Tage überhaupt nicht wieder blicken.

Den drohenden Umständen und politischen Gewitterwolken zum Trotz sollte mir der Abend noch einen ebenso seltenen als friedlichen Genuß bringen. Eine herumreisende Sängergesellschaft war eingetroffen, an deren Spitze ein in ganz Ugallagansa berühmter Musikus stand. Natürlicherweise ließ ich die Leute ersuchen, ihre Künste vor mir zu produzieren. Ohne Zaudern erschienen sie. Es war ein älterer Mann und vier Burschen. Auf einem kastenartigen Instrumente, das wie eine Zither mit einer Menge von Saiten bezogen war, brachte der Alte mit außerordentlicher Virtuosität eine Reihe von Musikstücken zum Vortrage. Von Zeit zu Zeit fiel er mit hoher Stimme ein und wurde alsdann von dem mehrstimmigen Gesange der jungen Männer begleitet. Die ganze Art der Aufführung war sinnig, zart und diskret, und der Wohllaut der Stimmen überraschte mich. Die Melodieen waren eher weich und sentimental als wild und kriegerisch. Ihrer Vollendung wegen interessierte mich die Musikaufführung, die mir in dieser Form in Ostafrika noch nicht aufgestoßen war, außerordentlich. Gern hätte ich das merkwürdige Saiteninstrument in meinen Besitz gebracht, um es einem deutschen Museum zu überweisen. Ich bot daher dem Alten ein gutes Stück Geld dafür, von dem Gedanken ausgehend, er könne sich ja eine neue Zither bauen. Der Mann indes war so erschrocken und zeigte sich um sein Handwerkszeug so besorgt, daß ich anstandshalber von meinem Vorhaben Abstand nehmen mußte. Reich beschenkt zog der Troubadour mit seinen Jüngern von dannen.

Noch in der Nacht erschienen Boten im Lager und überbrachten mir einige große Elfenbeinzähne als Geschenk Kassanulas. Sie sagten mir, der Sultan werde am folgenden Morgen in dem benachtbarten Orte Limusana, der Residenz Msomas,

anwesend sein und lasse mich bitten, dort mit ihm zusammenzutreffen. Außerdem möchte ich doch, fügten sie hinzu, den Manangua Pongera zum Schauri mitbringen. — Ich nahm an, ich sollte zwischen Kassanula und seinen Widersachern den Frieden vermitteln, und erklärte mich bereit, zu erscheinen.

Den Pongera, der sich beim Morgengrauen wieder einstellte, ließ ich, da er fluchtverdächtig war, vorläufig festnehmen. Am 15. August brach ich in der Frühe auf und langte nach zwei Stunden auf einer Anhöhe vor Limusana an. Um dem Sultan Kassanula einigermaßen zu imponieren, hatte ich die Kriegsflagge entfalten und Soldaten wie Träger in geschlossener Ordnung marschieren lassen. Alle meine Begleiter hatten Festkleider angelegt oder sich doch nach Kräften geschmückt. Während ich unter Trommelschlag und Hörnerklang den Abhang hinabstieg, sah ich plötzlich, wie ein Haufen schwer bewaffneter Krieger die Feste Limusana verließ und langsam dem nahen Walde zuzog. Ich wußte nun nicht, ob dies Msomas oder Kassanulas Truppen seien. Da ich die Sachlage nicht recht begriff, machte ich Halt und sah mich nach Kassanulas Leuten um. Bis auf Pongera aber, der bewacht wurde, waren alle Wawinsa verschwunden. Als ich Pongera nach ihrem Verbleib fragte, lachte derselbe gezwungen auf und murmelte etwas von „ausgerissen sein". — Jetzt kam mir die Sache verdächtig vor und ich brachte, einen hinterlistigen Überfall vermutend, meine Kriegsmacht in Gefechtsstellung. In Limusana jedoch rührte sich nichts. Schließlich sandte ich eine Patrouille von sechs Mann unter dem Befehle eines Betschausches (farbigen Sergeanten) in die Ortschaft, um zu rekognoszieren. Unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln schlichen sich die Soldaten in den Ort. Sie kamen aber bald zurück und meldeten, das Dorf sei leer; nur einige alte Weiber säßen vor den Häusern; die Feuer brennten noch, und überall stände die Morgensuppe auf dem Herde.

Sofort zog ich in Limusana ein und ließ die beiden großen Mitteltemben, die dicht nebeneinander lagen, besetzen.

Man sah deutlich, daß der Ort in aller Eile verlassen worden war. Einige der zurückgebliebenen Weiber teilten mir mit, es sei Msoma gewesen, der soeben abgezogen; bis zum letzten Moment habe er Limusana gegen Kassanula gehalten.

Es war also augenscheinlich, daß ich, ohne es zu wissen, dem Sultan als Schreckgespenst gegen Msoma gedient hatte. Vorläufig ließ ich mich, während ich meinen Soldaten befahl, in der Nähe zu bleiben, zwischen den Temben unter einer Baumgruppe nieder, um Kassanula zu erwarten. Längst hatte ich meinen Morgenimbiß eingenommen, und ich fing schon an, ungeduldig zu werden, als endlich gegen 9 Uhr ein mit Schellen behängter Läufer heraneilte, um mir anzukündigen, daß der Mtemi nahe. „Höchste Zeit", antwortete ich, und alsbald wandte sich der Mann um und trabte von dannen. Alles aber blieb still wie zuvor. Nach etwa einer halben Stunde kam ein zweiter Läufer heran und schrie schon von weitem: „Der Mtemi kommt!" „Schön", erwiderte ich, „sag' aber deinem Mtemi, er solle sich beeilen, ich marschierte sonst ab". Im selben Augenblick war der Mann wieder verschwunden. Nach einer Weile kam ein Hund desselben Weges gerannt, ein Umstand, der bei meinen Leuten große Heiterkeit erregte und ihnen Anlaß zu allerhand schlechten Witzen gab.

Schon war ich, des Wartens müde, im Begriff, das Zeichen zum Aufbruch zu geben, als endlich ein dritter Läufer anzeigte, daß der Sultan ganz in der Nähe sei. Wirklich hörte man auch in der Ferne das dumpfe Getöse der Kriegspauken. Gleich darauf bog der Zug in unsere Straße ein; ihm voran wurde eine Herde von sechs Rindern und etwa 60 Ziegen und Schafen getrieben, die zur Verproviantierung meiner Karawane dienen sollte.

Den eigentlichen Aufzug eröffneten zwei Männer, die zwei wertvolle Elfenbeinzähne, ein Geschenk für mich, auf den Schultern trugen. Sodann kamen mehrere buntgekleidete Medizinmänner und Paukenschläger, sowie eine Schar von etwa 50 hübschen Frauen, welch letztere in Reih und Glied einher-

tänzelten und Stäbe in der Hand schwangen. Im ersten Augenblicke hielt ich diese schmuckbehängten, jugendlichen Weiber für eine Art von weiblicher Leibgarde nach dem Muster der Dahome-Amazonen; indes wurde ich bedeutet, daß sie den Harem des Sultans bildeten. Endlich erschien, umgeben von seinen Vezieren, Wanyampara und Läufern, der Mtemi selbst, auf einem herkulischen Manne reitend. Angetan war er mit einem roten Gewande von Goldbrokat. Im Gefolge des Sultans sah ich auch meine guten Freunde wieder, die sich einige Stunden vorher von mir auf französisch empfohlen hatten. Den Beschluß der Kolonne machten einige Kriegerabteilungen, die in Stärke von etwa 400 Mann dem Sultan folgten. Teils waren sie mit Gewehren, teils mit Kampf- oder Wurfspeeren bewaffnet. Die Wagaue (Adeligen) unter ihnen unterschieden sich dadurch von der großen Menge, daß sie ihre Hüften mit Leopardenfellen umhüllt hatten. Im übrigen schienen die Untertanen Kassanulas, vor allem die jungen Mädchen, auf ausreichende Bekleidung keinen Wert zu legen; schritten sie doch größtenteils in olympischer Nacktheit einher.

Während ich meine Soldaten ins Gewehr treten ließ, blieb ich selbst ruhig sitzen und ließ die bunte Gesellschaft defilieren. Als der Mtemi auf 20 Schritt Entfernung bei mir angelangt war, wurde er von den Seinen sorgsam und langsam zu Boden gelassen. Die Augen gesenkt blieb er, ohne sich zu rühren, stehen. — „Wenn der Berg nicht zu Mohamed kommt, geht Mohamed zum Berge", dachte ich und ging auf den Sultan zu, um ihn zu begrüßen. Kassanula, ein Mann von etwa 45 Jahren, war von hellbraunem Teint und angenehmen Zügen. Sein Benehmen war würdig und anständig. Als ich ihm ins Gesicht sah, bemerkte ich, daß er krank und einer Ohnmacht nahe war. Sofort ließ ich eine Kitanda (Negerbett) herbeischaffen und ihn im Schatten der Bäume darauf niederlegen. Da er, wie ein straff ums Haupt gelegtes und tief ins Fleisch einschneidendes, gelbes Band andeutete, an heftigen Kopfschmerzen litt, so ließ ich ihm naßkalte Umschläge auf den

Kopf machen. Außerdem versuchte ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, seine Lebensgeister wieder anzuregen. Es dauerte auch nicht lange, bis der Sultan sich soweit erholt hatte, daß er sich wenigstens mit mir unterhalten konnte. Seinem Wunsche, daß ich die Ruhe im Lande herstellen möchte, nachgebend, sandte ich einige Gerichtsboten und Unyanyembe-Rugaruga hinter dem abrückenden Msoma her, um ihn zur Rückkehr nach Limusana und zur Teilnahme an einem Friedensschauri zu bewegen.

Aus den Angaben der Veziere des Sultans ging folgendes hervor: Katalambula, der Vater des Msoma, ein aus Ukaranga gebürtiger Fallensteller, hatte sich seiner Zeit durch das Wegfangen von Raubwild um Uwinsa so verdient gemacht, daß er von Sogera, dem damaligen Sultan des Landes, zum Häuptling der Landschaft Peta ernannt worden war. Solange Sogera, der den Katalambula sehr schätzte, lebte, ging alles gut. Anders wurde es jedoch, als Sogera starb. Von Anfang an suchte Kassanula, sein Nachfolger, der mit Neid und Mißtrauen die wachsende Machtfülle Katalambulas beobachtet hatte, den Emporkömmling zu unterdrücken. Gegen Katalambula selbst wagte er allerdings nichts Ernstliches zu unternehmen. Bei der Nachricht von dem Tode Katalambulas jedoch sandte er sofort seinen Neffen Sogera Lusunzu nach Limusana, um Residenz und Landschaft in Besitz zu nehmen. Als sich Msoma, der Sohn Katalambulas, weigerte, den Vertreter des Sultans in seiner Tembe aufzunehmen, erbaute Sogera mit Hülfe seiner Krieger dicht daneben eine andere Tembe. Dies war die Ursache zu dem Verwunderung erregenden Umstande, daß zwei stark befestigte Mitteltemben in der Ortschaft nebeneinander lagen.

Selbstverständlich kam es zwischen Msoma und Sogera bald zu Reibereien und Streitigkeiten, die schließlich dazu führten, daß Msoma seinen Widersacher mit Waffengewalt an die Luft setzte und sich selbst für unabhängig erklärte. Seit jener Zeit hatte Kassanula den Msoma mit Krieg überzogen, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß das ganze Land

Uwinſa verwüſtet und zu Grunde gerichtet wurde. Schon mehrere Monate lang hatte Kaſſanula Limuſana cerniert, um es auszuhungern, war aber damit nicht recht vom Fleck gekommen. Jetzt hatte er mein Erſcheinen benutzt, der Feſte mehr zu Leibe zu gehen. Und tatſächlich hatte Mſoma, als er meine Annäherung erfuhr, den weiteren Widerſtand aufgegeben und Weiber, Kinder und Vieh, ſowie ſeine ganze bewegliche Habe nach Kanjoma am Malagaraſi vorausgeſchickt. Er ſelbſt jedoch und ſeine Krieger räumten Limuſana erſt, als ihnen unſere Hörner in die Ohren gellten. Nachmittags kamen meine Boten mit einigen Leuten des Mſoma aus Kanjoma zurück. Mſoma, klug genug, ſich perſönlich der Gefahr nicht auszuſetzen, hatte ſich darauf beſchränkt, ſeinen Bruder mit ſeiner Vertretung zu betrauen. In dem Schauri, das ich ſofort anſetzen ließ, ſtellte es ſich bald heraus, daß Kaſſanula gar nicht geneigt war, die Friedensverhandlungen ernſt zu nehmen. Kategoriſch verlangte er die Übergabe von Stadt und Land und die bedingungsloſe Unterwerfung ſeitens Mſomas und ſeiner Leute. Für Mſoma wäre es Selbſtmord geweſen, ſich auf dieſe Bedingungen einzulaſſen. Ärgerlich brach ich daher das Schauri ab und entfernte mich, anordnend, daß Mſomas Leute unter ſicherem Geleite nach Hauſe gebracht würden. Eben gedachte ich einen kleinen Spaziergang in die Umgegend zu machen, als ein Mann Kaſſanulas mir nachgeeilt kam und mir ſagte, der Sultan möchte den Bruder Mſomas gern ſprechen. Im Glauben, Kaſſanula habe ſich eines Beſſeren beſonnen, willigte ich ein und befahl arglos, den Mann nochmals zu ihm zu führen. Kurz darauf kam der Begleiter des Mnyampâras, ein Soldat, ſchnellen Laufes zu mir und rief: „Bana Mkuba, der Mtemi will den Bruder Mſomas töten laſſen!“ Sofort ſtürzte ich zu Kaſſanula und ſchrie ihn an: „Mſomas Mnyampâra ſteht unter meinem Schutze, und ich rate dir nicht, ihm ein Haar zu krümmen!“ Der Sultan indes, der ruhig auf ſeiner Kitanda lag, ſah mir kalt in die Augen und erwiderte lächelnd: „Kuischa (erledigt)!“

Msomas Bruder war schon mit Keulen erschlagen worden. Ganz außer mir über die Frechheit dieses heimtückischen Mschensis ging ich zum Lager zurück und setzte mich rachebrütend in mein Zelt. Der Zorn erstickte mich fast. Ich hatte nicht übel Lust, zu alarmieren und für den Tod des armen Teufels blutige Vergeltung zu üben. Allmählich beruhigte ich mich jedoch. Durch ein Blutvergießen wäre der Mann nicht wieder lebendig geworden. Auch war es nicht der Zweck meines Daseins, es den Wilden gleich zu tun und unter stetem Kampf und Streit durch die Lande zu ziehen. Schließlich durfte ich auch nicht vergessen, daß Kassanula sich in seinem Rechte fühlte. Darum sorgte ich in erster Linie dafür, daß Pongera und der zweite Abgesandte Msomas in Sicherheit gebracht wurden. Dem Msoma aber ließ ich über den Tatbestand genau Bericht erstatten und ihm anheimstellen, sich mit seinen Leuten in Unyanyembe, unter dem Schutze der Station Tabora, anzusiedeln.

Gegen Abend wurde mir gemeldet, daß Kassanula sehr krank und wieder besinnungslos sei. Einer seiner Diener kam zu mir und verlangte Medizin für ihn. Mit nicht gerade höflichen Worten jagte ich ihn davon. In vorgerückter Stunde kam noch Sogera Lusunzu zu mir und bat mich dringend um eine Unterredung. Er sagte mir, Kassanula liege im Sterben, und er, Sogera, habe die nächste Anwartschaft auf die Stelle des Mtemis; ich möchte ihn in seinen Rechten schützen und in seinen Bestrebungen unterstützen. Da Kassanula mir schon vorher mitgeteilt hatte, daß ihm nach seinem Tode sein zehnjähriges Kind Lurengerula in der Herrschaft folgen würde, so waren ja augenscheinlich die schönsten Tronstreitigkeiten wieder im Anzuge. Ich lehnte es daher ab, mich in diese Sache einzumischen, und riet dem Sogera, sich lieber mit den Vezieren und Wanyampara des Sultans friedlich auseinanderzusetzen. Über Nacht ließ ich, da ich den Wawinsa nicht recht traute, eine der Temben besetzen und fast die Hälfte meiner Truppen Wache halten.

Früh am nächsten Morgen, gegen $5^3/_4$ Uhr, zog ich unter Trommel- und Hörnerklang ab. Kassanula lebte noch, war

aber nicht zur Besinnung gekommen. Vor meinem Aufbruche sprach ich noch mit den Vezieren des Sultans. Ich verbot ihnen, Limusana, wie sie zu tun gedachten, abzubrennen, und schlug ihnen vor, mit Msoma ein Abkommen zu treffen. Sie sagten zu allem „ja", zündeten aber hinter meinem Rücken Limusana nachher doch an.

Unser Weg führte uns am 16. August stets durch frischen, grünen Wald. Mehrfach stießen wir auf Ruinenstätten, die uns als Zeichen der kriegerischen Zeiten dienen konnten. In dem Orte Kambi lagerte eine Udjijikarawane, bei der sich 42 Sansibariten, ehemalige Kongosoldaten, befanden, die unter Führung des Halbarabers Abderrachman ihrer Heimat zustrebten. Um 3 Uhr nachmittags schlug ich im Pero Musiha-kwa-Gongo, dem Grenzorte von Kassanulas Reich, das Lager auf. — Gegen 10 Uhr morgens, am 17. August, traf ich an dem etwa 20 m breiten, schnellfließenden Rutschugi ein. Die dortige Gegend wird beherrscht von einem niedrigen Gebirgszuge, der wie eine Mauer die Aussicht nach Westen versperrt. Der Rutschugi, von Norden nach Süden strömend, ist salzhaltig und hat die Eigentümlichkeit, daß sein Wasser am linken Ufer bedeutend salziger ist als am rechten. Der Grund dieser Erscheinung dürfte der sein, daß sich auf dem linken Ufer verschiedene Salzquellen befinden. Die größte derselben führt den Namen Lipuaga. Wie sich durch eine Probe erwies, ist der ganze nach Osten zu liegende Boden überhaupt salzhaltig. Auf dem linken Ufer des Flußes wohnen Wawinsa, auf dem rechten Ufer, welches Kitobo heißt, Untertanen des Sultans Mtau. Die Mtauleute sprechen kituffi und sehen in ihrem Äußeren den Waha ähnlich. Etwas nördlicher am Flußе liegt Masanza, welcher Ort dem Wahasultan Pole von Mussenga untersteht.

Obgleich sich sowohl auf der Lipuaga- als auf der Kitobo-seite zu vielen Hunderten die Hütten von Salzsiedern erhoben, so sah ich doch nirgends eine Schamba, einen Garten oder ein Feld. Ob wirklich, wie mir gesagt wurde, am Flußе nichts wächst, lasse ich dahin gestellt,. Jedenfalls sind die Salzsieder,

die sich hier nur so lange aufhalten, als es behufs der Fabrikation der gewünschten Menge von Salz durchaus nötig ist, gezwungen, sich ihren Proviant mitzubringen. Das Salzsieden geschieht in der Weise, daß man das Wasser der Lipuagaquelle in weite irdene Gefäße gießt und es über dem Feuer verdampfen läßt. Um die Sole noch zu verstärken, vermischt man sie häufig vor dem Sieden noch mit salzhaltigem Erdreich und füllt sie erst in die Sudpfannen ab, nachdem die Erde sich gesetzt hat. Aus dem nach dem Verdampfen des Wassers in den Gefäßen zurückbleibenden Bodensatze ergibt sich ein vorzügliches weißes Salz, das, in zuckerhutartige Säulen geformt, zu verhältnismäßig hohem Preise in den Handel gebracht wird.

Früher hat die von den Wawinsa beanspruchte Sudgerechtsame Anlaß zu großen Streitigkeiten zwischen den am Rutschugifluße wohnenden Stämmen gegeben. Vielfach sind Kriege darum geführt worden. Schließlich wurde dadurch ein allgemeiner Landfriede hergestellt, daß zwischen den Sultanen Kassanula, Pole und Mtau folgendes Übereinkommen getroffen wurde: Jeder der anwohnenden Stämme hat das Recht, so viel Salz zu sieden, als er will. Die Sieder indes dürfen zum Rutschugi keine Waffen mitbringen und müssen sich selbst verproviantieren. In zweijährigem Turnus erheben die drei Sultane abwechselnd einen Zehnten als Salzsteuer.

Da ich zwischen den Häusergruppen der Sieder keinen geeigneten Platz zum Lagern fand, so überschritt ich den Fluß und schlug auf einer westlich vom Orte liegenden Höhe die Zelte auf. — Drollig war es, unsere Reittiere zu beobachten, wenn sie beim Betreten der Wasserfläche gewohnheitsmäßig den Kopf senkten, um zu saufen. Ganz verwundert und erschrocken hoben sie, wenn sie das Salzwasser schmeckten, den Kopf; sie prusteten, schüttelten sich und berochen das Wasser; schließlich machten sie noch einen schüchternen Versuch, ihren Durst zu löschen, um alsdann endgültig auf den weiteren Genuß zu verzichten. — Eine Strecke stromaufwärts war das Wasser übrigens schon leidlich trinkbar. — Gegen Abend sah ich mich genötigt, zum

Schutze des Lagers Vorkehrungen zu treffen, da ein über den Gebirgszug laufendes, einen prachtvollen Anblick gewährendes Wildfeuer sich uns näherte. Um ihm die Nahrung zu nehmen, ließ ich rings um das Lager das trockene Gras abbrennen, so daß wir von dem Feuer nicht hätten geschädigt werden können. Es schwenkte aber noch so rechtzeitig ab, daß wir nicht einmal davon belästigt wurden.

Mit dem Rutschugi hatte ich die Grenze von Uwinsa überschritten und hatte demgemäß von hier aus auf dem Weitermarsche nach Udjiji in erster Linie das Mtauland zu durchziehen.

Nachträglich war es mir doch angenehm, daß ich mich in die Uwinsawirren nicht weiter hatte verwickeln lassen. Durfte ich doch annehmen, daß sich die dortigen Kampfhähne schon allein wieder beruhigen würden. — In der Tat ist nach dem Abscheiden Kassanulas, welcher einige Tage nach meiner Abreise starb, der Krieg von selbst eingeschlafen. Zum Nachfolger Kassanulas hatten die Großen des Landes sein Kind Lurengerula erwählt. Sogera-Lusunzu, der Kronprätendent, aber war verjagt worden. Als Landesverwiesener und Flüchtling kam er einige Monate später nach Tabora, um sich unter meinen Schutz zu stellen. Nachdem ich, seinem Wunsche entsprechend, bei den Wawinsa durchgesetzt hatte, daß sie ihm sein Eigentum, seine Familie und seine Herde auslieferten, siedelte ich ihn in der Nähe von Tabora an. — Von Msoma habe ich später nur gehört, daß er sich, nachdem er eine Zeit lang am Malagarasi geweilt, dem südlichen Ugalla zugewandt hätte.

Udjiji.

Am 19. August 1895 übernachtete ich am Massunguë-Bache mitten im Walde von Ukaranga. Wir lagerten in einer

malerischen Schlucht unter schönen, stattlichen Bäumen. Das Wasser des Baches, der in kleinen Kaskaden schäumend zu Tale floß, war frisch und klar. Noch zwei Tagemärsche trennten uns von Udjiji. Schon machte sich die Einwirkung des Tanganikasees auf die Witterung geltend. Der Himmel, der während der ganzen Reise in leuchtender Bläue gestrahlt hatte, fing an, sich zeitweise mit Wolken zu bedecken. Und der starke Ostwind, der sich bis dahin alle Tage regelmäßig gegen 10 Uhr morgens erhoben hatte, hörte auf zu blasen; dafür wehte von Westen her eine feuchte, weiche Brise. War es bisher nach Sonnenuntergang stets bitterkalt geworden, so herrschte jetzt nachts eine milde, angenehme Wärme.

Am folgenden Tage führte uns unser Weg durch eine Reihe anmutiger Flußtäler. Jeden Augenblick stießen wir auf irgend ein größeres oder kleineres Gewässer, das zwischen grünen, mit Pandanus oder wilden Dattelbäumen bewachsenen Ufern dahinrauschte. Mit dem Klima mußte sich auch die Flora geändert haben; denn zu meiner Überraschung erschaute ich auf den lieblichen Matten und Rainen allerlei heimische Blumen, wie Primeln, Veilchen und Vergißmeinnicht. Wir überschritten zwei in engen Kieselbetten fließende Waldströme, den Kanguë und den Guluë, deren Fluten etwa einen Meter tief waren. Diesen günstigen Wasserverhältnissen entsprechend, erwies sich der Wald von Ukaranga als sehr wildreich. Nicht allein zahlreiche Antilopenfährten, sondern auch Elefanten- und Rhinocerosspuren kreuzten unsern Pfad. In einem schattigen Grunde, durch welchen sich über glatte Gesteinplatten ein murmelndes Bächlein ergoß, schienen sich alle Papageien der Umgegend ein Rendezvous gegeben zu haben. Mit Kreischen, Pfeifen und Krächzen erfüllten sie die Luft. Man sah Exemplare von allen Größen und Arten. Ein hohes Gebüsch war mit grünen Papageien fast ganz bedeckt. Auch ein Paar grauer Jakos, die von den Trägern mit lautem Geschrei: „Kassuku! Kassuku!“ begrüßt wurden, flatterten schwerfällig über uns weg. Wahrscheinlich befanden sich irgendwelche Wildobstbäume in der

Nähe, von deren Früchten die Vögel so scharenweise angelockt worden waren.

Nach fünfstündigem, genußreichen Marsche durch diese herrliche Landschaft langte ich gegen Mittag in Niamtaga an, wo ich am Hange eines Hügels, dessen Fuß von dem Kidagwe-Bache bespült wurde, mein Lager aufschlug. Die Wakaranga, welche sich alsbald unaufgefordert bei mir einstellten, um meine Karawane mit Lebensmitteln zu versorgen, zeigten sich als freundliche und verständige Menschen. Überhaupt lag auf der ganzen Gegend ein wohltuender Friede.

Als ich nachmittags vor meinem Zelte saß, konnte ich von oben gerade in das direkt unter mir liegende Gehöft eines Eingeborenen hineinblicken und zu meinem Ergötzen die Leute bei ihren häuslichen Verrichtungen beobachten. Während die Hausfrau, eifrig ab- und zugehend, Holz hackte, Korn stampfte und die Abendmahlzeit zubereitete, saß ihr träger Gebieter im Hofe am Feuer und rauchte in aller Behaglichkeit seine Pfeife. Allerliebst aber nahm es sich aus, als ein niedliches etwa sechsjähriges Mädchen sein kleines, mit Arm und Bein zappelndes Brüderchen aus der Hütte hervorholte und dasselbe unter zärtlichen Liebkosungen im Kidagwe-Bache badete und wusch. Just wie bei uns in Ulaia, dachte ich bei mir selbst. Hoffentlich hat dieses afrikanische Idyll in späterer Zeit keine störenden Eingriffe erfahren.

Das Gefühl der Ruhe und Sicherheit, dem ich mich hingegeben, sollte jedenfalls bald einen Stoß erleiden. Gegen Abend traf eine Anzahl verstört aussehender Wanyamuesi im Lager ein, die mir mitteilten, daß sie, von Udjiji kommend, in einem gegen zwei Stunden von Niamtaga entfernten Bambuswalde von Watongwe überfallen und ausgeplündert worden wären. Während sie selbst die Flucht ergriffen hätten, sei einer ihrer Genossen von den Räubern niedergeworfen und erstochen worden. — Leider ließ sich der vorgerückten Stunde wegen in der Sache nichts mehr tun.

In fröhlicher Stimmung setzten wir am Mittwoch, den 21. August, unsern Marsch fort; sollten wir doch am selben Tage das Ziel unserer Reise, Udjiji, erreichen. Gegen 8 Uhr morgens kamen wir bei dem Bambuswalde an, wo Tags zuvor der räuberische Angriff auf die Wanyamuesi stattgehabt hatte. Abgesehen von dem Umstande, daß dort Mehl, Matama und Reis in Menge verschüttet lag, waren keinerlei Spuren der Gewalttat vorhanden. Auch die Leiche des Trägers, der ermordet sein sollte, war auf dem Schauplatz des Verbrechens bezw. in der nächsten Umgebung desselben nicht aufzufinden. Tatsächlich war die Stelle unheimlich genug; gab doch der Bambusbusch, welcher infolge seines eigenartigen Wachstums lauter Laubengänge und Schlupfwinkel bildete, dem menschlichen und tierischen Raubzeug die schönste Gelegenheit, den Wanderer zu beschleichen und anzufallen.

Eine halbe Stunde später blieb der Führer Maganga, welcher der Karawane vorausging, auf der Spitze des Madjaso-Berges stehen und rief mir zu, der Tanganika sei in Sicht. Eiligst begab ich mich zu ihm, um diese erfreuliche Aussicht in Andacht zu genießen, war aber von dem sich mir bietenden Bilde anfangs etwas enttäuscht. Anstatt, wie ich erwartet hatte, den See unmittelbar zu meinen Füßen wogen zu sehen, erblickte ich in weiter, nebelgrauer Ferne einen schimmernden Streifen, den Maganga mir als den Tanganika bezeichnete. Udjiji selbst wurde durch einige vorliegende Höhenzüge dem Blicke entzogen. Dafür aber traten am Horizonte schon die zackigen Konturen des auf dem westlichen Ufer des Sees sich kühn erhebenden Ugoma-Gebirges hervor. Auf dem Madjaso-Berge, und zwar wahrscheinlich auf derselben Stelle, wo 37 Jahre vorher auch Burton und Speke, die Entdecker des Tanganikas, und vor 24 Jahren Stanley, den See zum ersten Male erschaut hatten, ließ ich mich nieder, um vermittelst einer flüchtigen Bleistiftskizze das, was mein Auge sah, in meinem Tagebuche festzuhalten.

Wollten wir indes zur Mittagszeit in Udjiji eintreffen, so durften wir uns auf diesem historischen Punkte nicht allzu lange aufhalten, da noch ein gutes Stück des Weges, und nicht gerade der angenehmste Teil desselben, zurückzulegen war. Den steilen Abhang hinabsteigend, tauchten wir in die Buga Luwanda, das Tal des Luitsche-Flusses, ein. Über uns die Köpfe der Papyrus-Stauden, unter uns Wasser und Sumpf, quälten wir uns durch ein aus Mateterohr, Papyrus und blühendem Unkraut bestehendes Dickicht hindurch. Nur hie und da wurde das letztere durch trockene Lichtungen unterbrochen, die urbar gemacht und mit Bananen oder Feldfrüchten bestellt waren. Als wir am Luitsche ankamen, flog eben eine Familie Wildgänse auf, von denen ich mit einem Schuße zwei Stück erlegte. Da der Fluß eines Brückensteges ermangelte, so blieb uns nichts anderes übrig, als durchzuwaten. Der zweistündige Marsch durch die sumpfige Buga hatte mich sehr ermüdet, und ich atmete ordentlich auf, als wir endlich am Fuße der Hügelkette, die uns allein noch von Udjiji trennten, angelangt waren. Alle Beschwerden und Mühseligkeiten der Reise aber waren vergessen, als wir auch die letzte Höhe genommen hatten, und nun, von der Bevölkerung sympathisch begrüßt, mit wehender Flagge unter Trommelschlag und Hörnerklang in Kassimbo, dem oberen Stadtteil von Udjiji, einzogen.

Vor dem Gehöfte des Arabers Sabah bin Gem wurde ich von dem alten, fast erblindeten Wali und den sonstigen Standespersonen des Ortes feierlichst empfangen, und, nachdem ich im Stehen die mir zum Willkommen gereichte Tasse Kaffee getrunken, zu der leeren Tembe des Habib bin Selim hingeführt, die mir als Wohnung zur Verfügung gestellt worden war. Das Gebäude lag unmittelbar am Rande des Kammplateaus. Und von dort aus überschaute man mit einem Blicke die grünumkränzte Ortschaft, den weißen mit aufgezogenen Fischerbooten bedeckten Strand und die blauen Fluten des Tanganikasees. — Ein entzückendes Bild!

Der Handelsplatz Udjiji, der sich vom Kamme des oben erwähnten Höhenzuges bis zum Fuße desselben erstreckt, besteht aus einer großen Anzahl von einzelnen Temben, die ihrerseits von Baumgärten und Hütten-Komplexen umgeben sind.

Der obere Teil der Stadt heißt „Kassimbo", der untere „Ugoi". Unter „Kawele", welcher Name sich häufig auf den älteren Karten vorfindet, wird die Partie am Hafen verstanden; indes ist dieser Ausdruck nicht mehr gebräuchlich. Mit Udjiji bezeichnete man ursprünglich die ganze Landschaft; allmählich aber hat sich dieses Wort auch als Benennung des Ortes selbst eingebürgert. Die Schreibart „Udjiji" ist der suahilischen Ausdrucksweise nachgebildet; an Ort und Stelle sagen die Eingeborenen „Ujiji". Dieses Wort aber „Udschidschi" zu sprechen oder zu schreiben, ist jedenfalls falsch; wie es überhaupt meines Erachtens unrichtig ist, in ostafrikanischen Namen das j wie dsch auszusprechen.

Da sich die Tembe des abwesenden Habib bin Selim in einem Zustande befand, der nicht sehr vertrauenerweckend war, so überließ ich sie als Quartier den Soldaten und behielt mein Zelt als Wohnung bei. Ich ließ es auf dem ebenen und reinlichen Vorplatze dieser Tembe aufschlagen, von wo aus ich eine feine Aussicht auf den See genoß. Kaum hatte ich mich einigermaßen häuslich eingerichtet, als ich schon von allen Seiten Gastgeschenke erhielt. Nicht allein warme Speisen, wie Reispilau, Kuchen und Hühnergerichte, sondern auch Getränke, Fische, Früchte und Gartengemüse wurden mir zugeschickt. Jedermann glaubte, mir irgend eine Liebenswürdigkeit antun zu müssen. Der eine sandte mir einen Zweig mit frischen Datteln, der andere einen Korb Bananen und der dritte eine Kupferschale voll Granatäpfel, Orangen und Zitronen. Meine Leute schwelgten im Überfluß. Die Wadjiji-Häuptlinge, unter denen sich besonders ein gewisser Manga auszeichnete, schleppten soviel an Lebensmitteln herbei, daß ich fast nicht wußte, wohin mit all dem Segen. Schließlich hatte ich ein solche Menge von Korn und Mehl

aufgestapelt, daß ich meine Karawane auf 14 Tage damit verproviantieren konnte.

Nachmittags machte ich in Begleitung der Großen Udjijis einen Spaziergang durch die Stadt. Ein älterer Araber, der schon 1871 dort gelebt und dem Zusammentreffen Stanleys mit Livingstone beigewohnt hatte, zeigte mir in der Nähe des Marktes die Stelle, wo die Begegnung stattgefunden. Auch die aus Lehm aufgeführte Veranda, auf der Stanley und Livingstone gesessen und sich unterhalten hatten, war noch vorhanden. Livingstones Wohnhaus selbst jedoch war verschwunden bis auf einige Mauerreste, die noch aus dem Boden hervorragten.

Auf dem Marktplatze herrschte ein reges Leben. Für Tauschwaren war dort alles zu haben, was das Land überhaupt produzierte: Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner, Eier, Butter, Milch, Honig, Salz, Palmöl, Bananenbier, Obst, Feld- und Gartenfrüchte, sowie frische, getrocknete und gebratene Fische. Das Marktpublikum bestand aus Vertretern fast aller ostafrikanischen Völkerschaften. Man sah Suahili, Wanguana, Watussi, Wanyamuësi, Manjema, Wadjiji, Watongwe, Waha, Warundi, Wanyaruanda ꝛc. — Auffallend war der Umstand, daß die Eingeborenen Udjijis, vor allem die Sklaven, höchst spärlich bekleidet waren. Nur die Leibdiener und die Suria (Haremsweiber) der Händler waren leidlich anständig angezogen. Die große Menge der Schwarzen begnügte sich damit, durch ein Stück Rindenstoff oder durch einen Lederstreifen ihre Blöße zu bedecken. Die jungen Mädchen gingen zum Teil sogar vollständig im Evaskostüm einher, welches sich um so paradiesischer ausnahm, als es ihnen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein schien; denn während ich, bei unserem Gange über den Markt, in einer Art von Verlegenheit, nicht wußte, wohin ich meine Augen wenden sollte, schauten mich die in ungesucht gefälligen Gruppierungen dort versammelten Schönen ganz unbefangen an, und machten, lachend und kichernd, augenscheinlich unter sich über den Fremdling ihre Scherze. Da sich

unter ihnen viele hübsche Gestalten befanden, so konnte man sich den selbst für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlichen Anblick schließlich gefallen lassen. Auf meine Frage, wie man denn auf diese Mode verfallen sei, wurde mir gesagt, die Araber Udjijis hätten im Manjema-Kriege so große geschäftliche Verluste erlitten, daß es ihnen jetzt unmöglich sei, ihre Sklaven auszustaffieren. Baumwollenzeug sei zur Zeit im Orte kaum vorhanden. Sie könnten daher ihre Leute wohl ernähren, aber nicht kleiden. Die letzteren seien aber zu träge und zu indolent, um sich aus Fellen oder Bast Kleider zu verfertigen.

So reizvoll der Blick von oben auf die Stadt gewesen war, so häßlich sah sie in der Nähe aus. Straßen gab es in Udjiji nicht. Bald über Erdhaufen, bald durch Lehmgruben, bewegte man sich auf schmalen Pfaden, die bergauf, bergab, durch Schamben und Gärten, die einzelnen Temben und Gehöfte verbanden. Auch ließ die Sauberkeit der Wege manches zu wünschen übrig. Häufig stieß man zwischen Busch und Grün auf menschliche Gerippe. Hier stolperte man über ein Schädelfragment, dort rutschte man auf einem Kinnbacken aus. Vor allem lag das zwischen Stadt und Seestrand sich erstreckende Gestade voll von Totengebeinen. Wenn dieser Übelstand die Fremden nicht genierte, — die Einwohner ließ er jedenfalls völlig kalt. — Kein Wunder, wenn ich von diesen Zuständen Udjijis, wo im Gegensatz zu manchem Negerdorfe sich ein roher, indezenter Ton breit machte, nicht sonderlich erbaut war. War mir doch in Ostafrika noch kein Ort vorgekommen, wo man auf Menschenwürde und Menschlichkeitsgefühl so wenig Rücksicht genommen hätte, wie in Udjiji. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß alle Verhältnisse um so ursprünglicher und um so wilder werden, je weiter man sich ins Innere von Afrika verliert. Nicht umsonst nennen sich die Eingeborenen, wenn sie sich in Sansibar oder an der Küste eingelebt, und dort Kultur und Zivilisation kennen gelernt haben, „Wanguana", das ist: Gebildete.

Unter den die Ortschaft umsäumenden Schambabäumen ragten in erster Linie die wirklich prächtigen Ölpalmen hervor, welche, da sie in Menge vorkamen, der Landschaft ein charakteristisches Gepräge gaben. Im übrigen fielen in dem Vegetationsbilde hauptsächlich die ausgedehnten Bananen-Anpflanzungen ins Auge.

Als wir nach Kassimbo wieder hinaufstiegen, zeigten mir meine Begleiter eine von dem Beludschen Mehidad bewohnte Tembe mit dem Bemerken, daß Major von Wißmann während seiner ersten Afrika-Durchquerung acht Tage lang darin logiert habe.

Am Morgen des 22. August wohnte ich im Gehöfte des Walis Sabah bin Gem einem großen Schauri bei, zu dem alle Honoratioren und Häuptlinge der Ortschaft erschienen waren. In Udjiji, das meiner Schätzung nach etwa 8000 Einwohner zählte, befanden sich 17 bedeutendere Kaufleute, nämlich 8 Araber, 3 Beludschen, 1 Bajuni (Mombassa) und 5 Suaheli, welche infolge von Eifersüchteleien merkantiler Natur aneinander geraten waren und drei feindliche Lager gebildet hatten. Die Ursache beruhte augenscheinlich darauf, daß es denjenigen Händlern, die durch den Manjema-Krieg mit ihrem zahlreichen Gefolge über den Tanganikasee zurückgedrängt worden waren, in Udjiji an Ellbogenfreiheit fehlte. Wie überall in der Welt, so hatten auch hier Konkurrenzneid und Geschäftssorgen den Anlaß dazu gegeben, daß sonst ganz verständige Menschen anfingen, sich zu zanken. An der Spitze der Parteien standen die Araber Sabah bin Gem und Sef bin Raschid, sowie der Suahili Salim wadi Muiniheri, der Sohn des verstorbenen Walis. Zwischen den Erstgenannten wütete seit langem eine so erbitterte Fehde, daß ihre Leute sich zeitweise belagerten und beschossen, und sich wechselseitig bei zufälligen Begegnungen auf dem Marktplatze mit der blanken Waffe anfielen. Die dritte Partei unter Salim wadi Muiniheri hielt sich neutral, und suchte im Trüben zu fischen. Um diese „Zivil-

ſtreitigkeiten“ zu ſchlichten und beizulegen, war ich hauptſächlich nach Udjiji gekommen.

Da die Kongoleſen die Grenzen des Kongoſtaats gegen alle aus Deutſch-Oſtafrika kommenden Karawanen hermetiſch abgeſchloſſen hielten, ſo lag der Elfenbeinhandel im großen und ganzen darnieder. Eine Einfuhr von Elfenbein aus Manjema fand überhaupt nicht mehr ſtatt, abgeſehen von den ſeltenen Fällen, daß die Beamten des Kongoſtaats zu Mtowa einige Zähne herüberſchickten, um Salz dagegen einzutauſchen. Die Udjiji-Kaufleute waren alſo bezüglich ihrer kommerziellen Beſtrebungen auf die diesſeitigen Tanganika-Länder angewieſen, und zwar in erſter Linie auf Urundi, da ſie mit Uha ſeit vielen Jahren auf dem Kriegsfuße ſtanden und nach Ruanda überhaupt noch nicht zu reiſen wagten. Teilweiſe befaßten ſie ſich auch im Lokalverkehr mit dem Vertriebe von Palmöl. Andere wieder hatten den Handel vorläufig aufgegeben und lebten nur von den Erträgen ihrer Schamben.

Wenngleich im Schauri anfänglich die Geiſter hart aufeinanderplatzten, ſo gelang es mir doch, ſie zu beſänftigen und verſöhnlich zu ſtimmen. Ich teilte den Händlern mit, daß durch die Anlage einer Militär-Station in Udjiji für die Sicherheit des Tanganikagebietes Sorge getragen und in nächſter Zeit auch Ruanda dem Handel zugängig gemacht werden würde. Perſönlich verſprach ich ihnen, ich würde auf meinem Rückwege nach Tabora durch Uha marſchieren, um dadurch dieſes Land dem Karawanenverkehr wieder zu eröffnen. Nachdem ich noch über die oben erwähnten Raufereien, denen mehrere Menſchenleben zum Opfer gefallen waren, zu allgemeiner Zufriedenheit Entſcheidung getroffen hatte, durfte ich ſchließlich die Klageſache als erledigt betrachten.

Nur die drei Partei-Oberhäupter fühlten noch das Bedürfnis, ihre Herzen zu erleichtern; denn nachmittags beſuchten mich, natürlich jeder für ſich, Sabah bin Gem und Salim wadi Muiniheri, um mir die Sachlage nochmals gründlich zu explizieren; und zur Nachtzeit, als ich eben zu Bett gehen wollte,

aufgestapelt, daß ich meine Karawane auf 14 Tage damit verproviantieren konnte.

Nachmittags machte ich in Begleitung der Großen Udjijis einen Spaziergang durch die Stadt. Ein älterer Araber, der schon 1871 dort gelebt und dem Zusammentreffen Stanleys mit Livingstone beigewohnt hatte, zeigte mir in der Nähe des Marktes die Stelle, wo die Begegnung stattgefunden. Auch die aus Lehm aufgeführte Veranda, auf der Stanley und Livingstone gesessen und sich unterhalten hatten, war noch vorhanden. Livingstones Wohnhaus selbst jedoch war verschwunden bis auf einige Mauerreste, die noch aus dem Boden hervorragten.

Auf dem Marktplatze herrschte ein reges Leben. Für Tauschwaren war dort alles zu haben, was das Land überhaupt produzierte: Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner, Eier, Butter, Milch, Honig, Salz, Palmöl, Bananenbier, Obst, Feld- und Gartenfrüchte, sowie frische, getrocknete und gebratene Fische. Das Marktpublikum bestand aus Vertretern fast aller ostafrikanischen Völkerschaften. Man sah Suahili, Wanguana, Watussi, Wanyamuësi, Manjema, Wadjiji, Watongwe, Waha, Warundi, Wanyaruanda ꝛc. — Auffallend war der Umstand, daß die Eingeborenen Udjijis, vor allem die Sklaven, höchst spärlich bekleidet waren. Nur die Leibdiener und die Suria (Haremsweiber) der Händler waren leidlich anständig angezogen. Die große Menge der Schwarzen begnügte sich damit, durch ein Stück Rindenstoff oder durch einen Lederstreifen ihre Blöße zu bedecken. Die jungen Mädchen gingen zum Teil sogar vollständig im Evaskostüm einher, welches sich um so paradiesischer ausnahm, als es ihnen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein schien; denn während ich, bei unserem Gange über den Markt, in einer Art von Verlegenheit, nicht wußte, wohin ich meine Augen wenden sollte, schauten mich die in ungesucht gefälligen Gruppierungen dort versammelten Schönen ganz unbefangen an, und machten, lachend und kichernd, augenscheinlich unter sich über den Fremdling ihre Scherze. Da sich

unter ihnen viele hübsche Gestalten befanden, so konnte man sich den selbst für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlichen Anblick schließlich gefallen lassen. Auf meine Frage, wie man denn auf diese Mode verfallen sei, wurde mir gesagt, die Araber Udjijis hätten im Manjema-Kriege so große geschäftliche Verluste erlitten, daß es ihnen jetzt unmöglich sei, ihre Sklaven auszustaffieren. Baumwollenzeug sei zur Zeit im Orte kaum vorhanden. Sie könnten daher ihre Leute wohl ernähren, aber nicht kleiden. Die letzteren seien aber zu träge und zu indolent, um sich aus Fellen oder Bast Kleider zu verfertigen.

So reizvoll der Blick von oben auf die Stadt gewesen war, so häßlich sah sie in der Nähe aus. Straßen gab es in Udjiji nicht. Bald über Erdhaufen, bald durch Lehmgruben, bewegte man sich auf schmalen Pfaden, die bergauf, bergab, durch Schamben und Gärten, die einzelnen Temben und Gehöfte verbanden. Auch ließ die Sauberkeit der Wege manches zu wünschen übrig. Häufig stieß man zwischen Busch und Grün auf menschliche Gerippe. Hier stolperte man über ein Schädelfragment, dort rutschte man auf einem Kinnbacken aus. Vor allem lag das zwischen Stadt und Seestrand sich erstreckende Gestade voll von Totengebeinen. Wenn dieser Übelstand die Fremden nicht genierte, — die Einwohner ließ er jedenfalls völlig kalt. — Kein Wunder, wenn ich von diesen Zuständen Udjijis, wo im Gegensatz zu manchem Negerdorfe sich ein roher, indezenter Ton breit machte, nicht sonderlich erbaut war. War mir doch in Ostafrika noch kein Ort vorgekommen, wo man auf Menschenwürde und Menschlichkeitsgefühl so wenig Rücksicht genommen hätte, wie in Udjiji. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß alle Verhältnisse um so ursprünglicher und um so wilder werden, je weiter man sich ins Innere von Afrika verliert. Nicht umsonst nennen sich die Eingeborenen, wenn sie sich in Sansibar oder an der Küste eingelebt, und dort Kultur und Zivilisation kennen gelernt haben, „Wanguana", das ist: Gebildete.

in ihm einen klugen, kenntnisreichen Mann zu entdecken. Der Araber war weit in der Welt herumgekommen und hatte sich ein gewandtes Wesen angeeignet. Wie es schien, verkehrte er lieber mit Europäern, als mit seinen verbohrten Landsleuten. In Karema, bei den Pères blancs, hatte er gelernt, das Kisuahili mit lateinischen Lettern zu schreiben, eine Kunst, die er mit besonderer Vorliebe ausübte. Schon in Tabora hatte ich oft von ihm zierlich geschriebene und elegant couvertierte Briefchen erhalten, in denen er mich unbekannterweise über die Vorkommnisse am Tanganikasee zu informieren pflegte.

Eben, als ich bei meinem Zelte anlangte, lief unsere Dau ein, die also, gegen den Wind kreuzend, zur Rückkehr mehr Zeit gebraucht hatte, als wir auf dem Landwege. Wenngleich der Hafen Kigoma der Stadt Udjiji näher lag, als ich gedacht hatte, so wäre es doch unpraktisch gewesen, eine Militärstation in Kigoma zu errichten, wo es weder etwas zu verwalten, noch zu beschützen gab. Für einen etwaigen späteren Dampferverkehr aber konnten, wenn erforderlich, dort leicht einige Anlagen geschaffen werden. Mir schien für ein Fort die Höhe von Kassimbo der geeignetste Platz zu sein. Und tatsächlich ist auch 1896, wenn ich recht benachrichtigt bin, die Station genau auf der Stelle angelegt worden, auf welcher ich im Jahre vorher gelagert habe. —

Den 24. August benutzte ich dazu, etliche dienstliche Angelegenheiten zu erledigen, und meine Karawane für den Marsch durch Uha mobil zu machen. Für den Transport einiger erkrankter Soldaten wurden Hängematten angefertigt. Außerdem besorgte mir Sabah bin Gem einen tüchtigen Wegführer, der des Kituffi, der Wahasprache, mächtig war. Wohlmeinend warnten mich die Araber vor den ganz verwilderten Waha, und prophezeiten mir, ich würde nicht allein auf bewaffneten Widerstand, sondern auch auf Verpflegungsschwierigkeiten stoßen. Um vor allem der letzteren Eventualität vorzubeugen, nahm ich eine kleine Herde Schlachtvieh mit und versorgte meine Leute auf 8 bis 10 Tage mit Proviant.

Eine Moschee

Am Tanganikasee

Nachdem ich am folgenden Morgen, also am Sonntage, den 25. August, dem Araber Sef bin Raschid in seinem großen Gehöfte einen Abschiedsbesuch gemacht und mich darauf dem Wali Sabah bin Gem und den bei ihm versammelten Händlern empfohlen hatte, rüstete ich mich zur Abreise. Wenngleich ich eigentlich beabsichtigt hatte, erst nachmittags aufzubrechen, so sah ich mich doch gezwungen, meinen Abmarsch zu beschleunigen; denn als ich mittags gegen 12 Uhr zum Lager zurückkehrte, fand ich dort eine nicht geringe Anzahl von Frauen und Mädchen aus Udjiji vor, die mich fast kniefällig baten, sie nach Tabora mitzunehmen. Auf meine Frage, woher ihnen denn plötzlich diese Sehnsucht nach Unyanyembe gekommen sei, erklärten sie mir einstimmig, sie hätten in Udjiji nichts anzuziehen. Konnte ich mich auch der Erkenntnis nicht verschließen, daß dieses echt weibliche Argument seine Berechtigung habe, so durfte ich doch, aus Rücksicht auf die Herrschaften und Anverwandten der Ausreißerinnen, zu dieser Angelegenheit nicht ausdrücklich meine Zustimmung erteilen. Da nun die Scenen zwischen den reiselustigen Weibern und ihren widerhaarigen Angehörigen immer turbulenter wurden, so entzog ich mich, des Lärms überdrüssig, diesem Dilemma, indem ich „zum Antreten" blasen und das Lager abbrechen ließ. In einem Nu waren die Zelte verschwunden und die Lasten gepackt. Und eine Viertelstunde später setzte sich die Karawane in Bewegung.

Noch einen Scheideblick warf ich, von Kassimbo aus, auf den Tanganikasee zurück, den ich voraussichtlich in meinem Leben nicht wiedersehen würde, — und fort ging es dem Osten, dem Lande Uha zu; und zwar mit solcher Eile, daß die Araber, welche mich einzuholen suchten, um mir das Geleit zu geben, unverrichteter Sache umkehren mußten.

Uha.

Befriedigt von den Resultaten meines Aufenthalts in Udjiji verließ ich am 25. August 1895 um die Mittagszeit die grünen Gestade des Tanganikasees und wandte mich, wie ich im Interesse des Handels den Kaufleuten Udjijis versprochen, dem Lande der Waha zu. Nachdem ich unterwegs ein schnell fließendes Gewässer, den Mjongabach, passiert hatte, machte ich einige Stunden später am Kasseke, unweit einer Ölpalmenschamba, Halt, um zu übernachten. Die Ufer des Flüßchens waren bedeckt mit Mulinsibäumen, die im Schmuck ihrer roten Blüten einen prächtigen Anblick boten.

Als sich früh am 26. August die Kolonne in Marsch setzte, befand sie sich, wie mir schien, teilweise in gedrückter Stimmung. Sollten wir doch am selben Tage das Gebiet der Luassa-Waha betreten, von denen das Gerücht ging, daß sie seit Jahren keinen Fremden mehr im Lande geduldet und jede Karawane mit Waffengewalt vertrieben hätten. Die wohlgemeinten Warnungen der Araber hatten bei meinen Trägern ein aufmerksames Ohr gefunden. Nur widerwillig zogen sie ihrer Straße und mit halblauter Stimme tauschten sie ihre Bedenken aus. Nach wenigen Stunden langten wir am Luitsche an, der in der dortigen Gegend die Grenze zwischen Udjiji und Uha bildet. Während wir den Strom überschritten, klangen wie ein Signal aus dem Dunkel des Galeriewaldes einige metallische glockenreine Töne herüber. In demselben Augenblicke stutzte die Tête und hielt an. Auf meine Erkundigung nach dem Grunde des Zögerns erklärte mir mein Boy Mandoa, daß es Krieg gebe; ein Unglücksvogel habe sich hören lassen. „Glaubst du denn auch an diesen Unsinn?“ fragte ich ihn lachend. „Gewiß, Herr“, erwiderte der Bursche, der mich schon acht Jahre lang auf meinen Fahrten begleitet hatte. „Aber was soll man tun? Niemand kann seinem Schicksal entgehen.“

Auf dem linken Ufer, im Schatten eines hohen, großblätterigen Mlemberebaumes, machte ich Rast und ließ mich

auf einer wie ein Balkon über dem Gewässer schwebenden Schieferplatte nieder. Zu beiden Seiten des felsigen Flußbettes sah man in der Uferböschung ähnlich unterwaschenes, weit hinausragendes Gestein, das der Scenerie einen ganz eigenartigen Charakter gab. Das Wasser des Luitsche war etwa 1 m tief und krystallklar. Dort trank ich auch den letzten Tropfen Wein, den ich noch besaß, und warf die leere Flasche in den Fluß. Mochte er sie als Gruß dem schönen Tanganikasee zutragen.

Gegen 2 Uhr nachmittags traf ich angesichts einer kahlen, nur mit Gras bewachsenen Bergkette in der Landschaft Ujonga ein. Und am Sosateiche, auf offenem Terrain, ließ ich die Zelte aufschlagen. Bis dahin war mir weder ein Wahadorf, noch einer der Landesbewohner zu Gesicht gekommeu. Jetzt zeigte mir vom Lager aus der Führer Kupanga, den ich aus Udjiji mitgenommen, in der Ferne einige an den hellgrünen Bananenhainen kenntliche Ortschaften. Um 5 Uhr waren die Lagerarbeiten beendet. Die Soldaten lagen unter ihren Schutzdächern und schliefen oder putzten ihre Sachen; während die Träger, Weiber und Jungen sich zerstreut hatten, um Brennholz zu brechen. Friedlich saß ich vor meinem Zelte und war eben im Begriff, mein Expeditionsmahl, Bouillonreis mit Rindfleisch, einzunehmen, als mein Diener zu mir sagte: „Herr, die Waschensi (Heiden) kommen." „Schön", entgegnete ich in der Annahme, daß eine Wahadeputation sich nähere, „laß sie doch kommen." „Ja, aber sie scheinen uns angreifen zu wollen", fügte er schnell hinzu. Jetzt vernahm ich deutlich ein dumpfes Stimmengewirr, als wenn sich eine große Versammlung in der Nähe befände. In diesem Augenblicke meldete der Wachthabende, der Feind rücke heran. Sofort sprang ich auf, alarmierte und ließ die Mannschaften ins Gewehr treten. Südöstlich vor uns, nach den Bergen zu, erhob sich in einer Entfernung von etwa 400 Schritt eine mit Unterholz bedeckte Anhöhe, auf der in der Stärke von 300 bis 400 Mann die Waha standen. Sie führten sämtlich Wurfspeere; um ihre Schultern flatterten

Felle, und wie verzückt hüpften sie, die Waffen schwingend, im Kreise herum. „Was treiben da die Kerle eigentlich?“ fragte ich den neben mir stehenden Halbaraber Seliman, einen Neffen Tippu-Tips. „Wanaranda“ (sie tanzen vor Begeisterung), betonte er bedeutungsvoll.

In einem Nu war die Expedition kampfbereit. Meine Streitmacht bestand aus einem europäischen Unteroffizier und 63 Soldaten, sowie aus einigen 40 Unyanyembe-Rugaruga unter Führung Selimans. Während der von allen Seiten herbeistürzende Troß in dem rings gesicherten Lager Aufnahme fand, wurden die beiden Züge der Soldaten und die Irregulären draußen vor der Boma in Gefechtsstellung gebracht. Unser Buschgeschütz war mit Kartätschen geladen. Nun mochten die Wilden kommen.

Um indes jedem Mißverständnisse vorzubeugen, sandte ich den Udjijimann Kupanga zu den Waha, damit er sie beruhige und ihre Häuptlinge zum Schauri einlade. Bis auf 50 Schritt ging er an die Gegner heran und suchte mit ihnen zu unterhandeln. Laut erscholl Rede und Gegenrede. Schließlich kehrte der Kirongosi zurück mit dem Bemerken, die Waha verweigerten mir den Durchzug und würden, falls ich nicht sofort abmarschiere, das Lager angreifen.

„Begieb dich nochmals zu den Waschensi“, versetzte ich, „und sage ihnen, ich, der Bana Mkuba des Bezirks, befände mich auf dem Marsche nach Tabora und wollte die Waha und ihr Land nur kennen lernen. Ich käme als Freund und nicht als Feind zu ihnen. Da meine Leute für die ganze Reise mit Lebensmitteln versehen seien, so verlangte ich nicht einmal eine Banane von ihnen.“

Ungern und zögernd führte Kupanga, der für sein Leben fürchtete, den Auftrag aus. Da aber keiner meiner Begleiter so geläufig wie er das Kituffi, die Mundart der Waha, sprach, so mußte er gehen.

Inzwischen schienen die Feinde Verstärkung erhalten zu haben, denn ihr Geschrei wurde drohender, ihre Bewegungen stürmischer.

Die Freundschaftsversicherungen Kupangas wurden mit Hohn zurückgewiesen; Wurfspieße wurden nach ihm geschleudert, und einige Wilde schlichen sich von der Seite her durch das Gebüsch an ihn heran. Schon fürchtete ich, daß der Unterhändler abgeschnitten werden möchte, als ich zu meiner Genugtuung sah, daß er auf seiner Hut war. Sich umwenden und die Flucht ergreifen war eins. In weiten Sprüngen strebte er dem Lager zu. Wie eine Jagdmeute stürmten mit lautem Gebrüll die Wilden hinter ihm drein. Jetzt war es höchste Zeit, Ernst zu machen. Ich rief dem Führer zu, das Schußfeld freizugeben, und alsbald krachte den Angreifern eine Salve entgegen. Die Wirkung derselben war eine so durchschlagende, daß die Wilden sofort Kehrt machten und unter Zurücklassung einiger Toten Fersengeld gaben. Vorsichtig folgte ich ihnen. Eine Anzahl von Waha, die verwundet oder vor Schreck umgefallen waren, erhoben sich bei unserer Annäherung vom Boden und rannten davon. Ich verbot, auf sie zu feuern, und ließ sie laufen. „Flieht, flieht, ihr Helden!“ riefen die Soldaten unter Gelächter ihnen nach, „morgen werden wir eure Bananen essen!“ Auf der Anhöhe angekommen, sahen wir die letzten der Waha in einem am Fuße des Gebirges liegenden Dorfe verschwinden. Nachdem ich Weisung gegeben, zwei gefallene Waha zu bestatten, ging ich zum Lager zurück, um Sicherheitsvorkehrungen für die Nacht zu treffen.

„War das der ganze Krieg, den dein Zaubervogel prophezeit hat?“ fragte ich Mandoa. „Nun, er hat doch recht behalten“, antwortete der Boy triumphierend.

Als es dunkel geworden war, konnten wir beobachten, wie die Waha auf den Höhen Feuersignale wechselten. Das ganze Land schien im Aufruhr zu sein.

Unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln drang ich am nächsten Morgen in das feindliche Gebiet ein. Voran zog die

sechs Mann starke Spitze unter Führung eines Betschauschs (farbigen Sergeanten). Sodann kam ich mit einem Zuge Soldaten. Eng aufgeschlossen folgten die Träger (mit Geschütz, Elfenbein und Lasten), die Kranken (auf unseren Reittieren bezw. in Hängematten), sowie die Karawanenweiber und die Soldatenjungen. Den Beschluß machte die Nachhut unter dem Befehl des Unteroffiziers R., eines jungen Mannes von Umsicht und Tapferkeit. Als Flanqueure dienten mir die mit weißen Mänteln und roten Turbanen geschmückten, mit Vorderlader und Kampfspeer bewaffneten Rugaruga, welche, so weit erforderlich, zu beiden Seiten des Weges das Terrain aufzuklären hatten. Alle Büchsen waren geladen, die Seitengewehre aufgepflanzt.

Nachdem wir das erste, völlig menschenleere Dorf der Landschaft Ujonga passiert hatten, überschritten wir den Mfinsidi, einen rauschenden Bergstrom, und marschierten an dem Gewässer entlang stromaufwärts in das Gebirge hinein. Die Waha standen in hellen Haufen kampfbereit auf den Vorsprüngen der Berge, und zwar, da sie die Tragweite unserer Gewehre unterschätzten, oft kaum 100 m über uns. Die Alten, auf ihre Speere gelehnt, schauten ernst auf uns hernieder, während die Jünglinge, die Waffen schwingend, lärmend um sie herumtänzelten. Zwischen ihnen zeigten sich große gelbe Hunde, die wütend uns anbellten. Hinter den Männern saßen auf den Graten und Kämmen des Gebirges dicht nebeneinander gereiht, wie die Schwalben auf einem Telegraphendraht, die Frauen und Kinder der Wilden. Um den Waha zu zeigen, daß ich keinerlei böse Absichten hege, untersagte ich meinen Leuten aufs strengste, die am Wege liegenden Hütten und Gärten zu betreten, oder ohne Not von der Waffe Gebrauch zu machen. Und da sich die Waha der Feindseligkeiten enthielten, ließen auch wir sie unbehelligt. Ruhig und gemächlich zog die Karawane dicht an den zum Gefecht aufgestellten Kriegern vorüber. Die halbkugelförmigen Hütten der Waha erwiesen sich als aus Stangen, Flechtwerk und Gras gearbeitet. Die Gärten und Felder waren

Fertig!

mit den gebräuchlichen Schambafrüchten sorgsam bestellt und teilweise sogar mit primitiven Wasserleitungen versehen.

Als die Waha sahen, daß wir nichts Schlimmes im Schilde führten, zogen sie andere Seiten auf. Bald nahten unter Zeichen des Friedens einige Männer, welche behaupteten, Abgesandte des Landesfürsten Muami Luassa zu Kiwira zu sein.

Mit dem Gruße „wake", den unser Dolmetsch mit „mahollo" beantwortete, traten sie uns entgegen. Sie entschuldigten sich wegen des Angriffs vom Abend zuvor und gaben an, die Anstifter der Tat seien Leute des Mutuare Lukaka von Udjenusi gewesen. Ich erwiderte, ich sähe, da wir ja keine Verluste erlitten, für dieses Mal von einer Vergeltung ab, in Zukunft aber könne jeder Stamm, der eine friedliche Karawane anfiele, einer strengen Bestrafung gewärtig sein. Augenscheinlich hatten die Waha diese Unterhandlung nur als Vorwand gebraucht, um uns in der Nähe betrachten zu können. Ihr Betragen war das aller Wilden. Sie zeigten sich in der Haltung frei und stolz, im Benehmen frech und herausfordernd und im Charakter listig und argwöhnisch. Neugierig starrten sie die sudanischen Soldaten an, die ihnen, der Gleichmäßigkeit der Kleidung und Bewaffnung wegen, wohl fremd und seltsam genug vorkommen mochten. Als ich das Schauri für beendet erklärte, nahmen sie, mißtrauisch zu uns herüberblickend, ihre zu Boden gelegten Waffen auf und traten, das Gesicht anfangs uns zugewendet, langsam den Rückzug an, um nach wenigen Schritten in heller Flucht davonzuspringen.

Uha zerfällt in eine Anzahl von Sultanaten, an deren Spitze die den Titel „Muami" führenden Landeshäuptlinge oder nach arabischer Bezeichnung Sultane stehen. Als Landesgrenzen dienen Flüsse und Bäche. Auf meinem Marsche von Udjiji nach Ugallagansa bereiste ich drei Sultanate, nämlich vom Luitschestrom bis zum Mugungabache das Reich des Luassa zu Kiwira; vom Mugunga bis zum Malagarasifluſſe das Reich des Mtale, Sohns des Kimeni, zu Gamjaga; vom Malagarasi

bis zum Gombesumpfe das Reich des Kihitira, Enkels des Ruhaga, zu Kumana. Als Beamte des Landeshäuptlings fungieren in den einzelnen Landschaften und Dörferkomplexen die Mutuare, welche die Interessen ihres Oberherrn wahrzunehmen haben.

Die Luassawaha, die keinerlei Handelsverbindungen zu den Arabern unterhielten, schienen mir einigermaßen verwildert zu sein. Die Männer gingen, abgesehen von einem Felle, das wie ein Dolman um ihre Schultern flog, völlig nackt.

Wenngleich das Kitussi, die Sprache der Waha, wohl ein Bantu-Idiom ist, so sehen die Leute selbst mit ihren Adlernasen und hageren Figuren doch mehr nach Hamiten aus. Ihre Gesichter waren knochig, ihre Züge hart. Die Haare waren kurz gehalten und etwas aus dem Gesichte herausrasiert. Als Waffen führten die Luassawaha drei bis vier leichte, etwa mannshohe Wurfspeere, die mit schmalen Klingen versehen waren. Bogen und Pfeile sah ich nur in den Händen von Knaben. Gewehre habe ich überhaupt nicht bemerkt.

Die recht hübschen Weiber der Waha trugen um die Hüften weichgegerbte Felle, die bis zu den Knöcheln herabhingen. Der meist wohlgebildete Oberkörper der Frauen blieb unbekleidet.

Gegen Mittag verließen wir das romantische Tal des schäumenden Msinside und kletterten die Höhe des Tiniëgebirges hinauf. Oben auf dem Kamme wehte jedoch ein so schneidend kalter Wind, daß wir, erhitzt wie wir waren, schleunigst den östlichen Abhang hinabstiegen, um die schützenden Täler zu gewinnen. Der einzige Genuß, den die unwirtliche Bergpassage bot, war der wunderschöne Blick auf die vor uns liegende, unermeßlich scheinende Ebene.

Nach sechsstündigem Tagesmarsche schlug ich unweit der Dörfer von Udjenusi zu Massanga am Mussigebache das Lager auf. Unsere Viehherde ließ ich in ein nahe gelegenes Gehöft einstellen. Die Nacht gestaltete sich nun insofern unruhig, als in den Viehstall wiederholt Leoparden einzubrechen suchten,

deren sich die Wächter nur durch heftiges Schießen erwehren konnten. Natürlich wurde hierdurch das ganze Lager alarmiert, da jeder glaubte, die Waha griffen an.

Am 28. August führte uns unser Marsch bergabwärts in die weite Ebene von Uha. Schier unermeßlich lag das Blachfeld vor uns. Nur fern im Norden zog sich wie eine Wand ein Höhenzug am Horizonte hin. Sobald wir das flache Land erreicht hatten, zeigten sich die Bewohner, wenn auch nicht zutraulicher, so doch bescheidener in ihrem Auftreten. Damit wir nicht den rechten Weg verlören und daß der Zufall uns nicht in die abseits gelegenen Weiler und Gehöfte brächte, hatten die Waha Büsche als Wegweiser aufgestellt und die unsere Straße kreuzenden Pfade altem Brauche gemäß durch quer darüber gelegte Zweige geschlossen. Und wie sie gewohnt waren, böse Geister durch Opfer zu besänftigen, so suchten sie auch uns durch zahlreiche mit Mehl und Früchten gefüllte Körbe, die sie längs des Weges hingesetzt hatten, zu versöhnen. Augenscheinlich waren die Wilden bemüht, sich der unheimlichen Gäste so glimpflich wie möglich zu entledigen. — Nun, uns konnte es recht sein.

Nachdem wir die Landschaft Mlumbule, sowie das Pori Jitura passiert hatten, langten wir nach sechsstündigem Marsche in Itunda an, wo wir am Bache Minuësi das Lager bezogen. Hier endlich hielten es die Eingeborenen für angezeigt, uns mit einem Besuche zu beehren. Von einer Anzahl seiner Untergebenen begleitet kam Kagoma, der Häuptling des Ortes, zu mir, um meine Karawane mit Schlachtvieh und Lebensmitteln zu versorgen. Kagoma, ein kleiner Mann, war ein drolliger Kauz und keineswegs auf den Mund gefallen. Jeder der Waha trug drei Wurfspeere in der Hand. Um die Geschicklichkeit der Leute in der Handhabung ihrer Waffen zu prüfen, ließ ich sie nach einer etwa 40 Schritt entfernten Kiste schießen. Mir fiel dabei auf, daß sie die Speere, die sie vor dem Wurfe durch einen Ruck des Handgelenkes in Schwingungen versetzten, nicht in gerader Richtung, sondern in hohem Bogen nach dem Ziele

haben.

Die Luassawaha, die keinerlei Handelsv
den Arabern unterhielten, schienen mir einigerr
zu sein. Die Männer gingen, abgesehen
das wie ein Dolman um ihre Schultern flo

Wenngleich das Kitussi, die Sprach
ein Bantu Idiom ist, so sehen die Leute s
[illegible] und hageren Figuren doch meh
[illegible] waren knochig, ihre Zi
[illegible] gehalten und etwas aus de
[illegible] die Luassawaha
[illegible]
[illegible] sah ich nur in
[illegible] überhaupt nicht
[illegible] hübschen Weiber
[illegible] Felle, die
[illegible] wohlgebilder
[illegible]
[illegible] verließen
[illegible] und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

warfen. Die Speere wurden von ihnen so scharf in die Luft geschleudert, daß sie fast senkrecht herabschossen und mit großer Gewalt in die Kiste, bezw. dicht daneben in den Boden fuhren. Von der allgemeinen Lust angesteckt, versuchte auch ich mich im Speerwerfen und übte diesen Sport mit Kagoma um die Wette aus. Natürlich war mir der Häuptling zum Jubel der Seinen bedeutend über. Um nun den Wilden die Überlegenheit der europäischen Waffen darzutun, nahm ich meinen vortrefflichen Revolver aus dem Futteral und schoß, gleichfalls auf 40 Schritt, eine Kugel nach der anderen in die Kiste, so daß die Splitter davonflogen. Wenngleich meine Treffsicherheit die Waha in Erstaunen setzte, so imponierte ihnen doch noch mehr die scheinbare Unerschöpflichkeit der Waffe. Ganz verblüfft drehten sie den Revolver in der Hand herum und suchten den Mechanismus, den ich mich wohl hütete ihnen zu erklären, mit großem Eifer zu ergründen. Sehr befriedigt und reich beschenkt gingen sie schließlich von dannen.

Über Msenge und Gumire marschierend traf ich am folgenden Morgen nach $2^1/_2$ Stunden am Lussugi oder Rutschugi ein, welchen Strom ich 12 Tage vorher auf meiner Hinreise nach Udjiji in Uwinsa überschritten hatte. Auf dem linken Ufer dieses Salzflusses wurde gerade Markt abgehalten, zu dem etwa 400 Waha erschienen waren. Da ich dort längere Zeit verweilen mußte, um einen krankheitshalber zurückgebliebenen Askari zu erwarten, so hatte ich Gelegenheit, mich mit dem Studium des Lokalhandels zu befassen. Zum Verkauf bezw. zum Austausch stand aus: Groß- und Kleinvieh, Salz, Honig und Butter, sowie Obst und Feldfrucht. Die Marktleute benahmen sich uns gegenüber zwar nicht unfreundlich, zogen sich jedoch scheu vor uns zurück. — Endlich langte die Patrouille, die ich mit einer Hängematte dem Soldaten entgegengeschickt hatte, in Begleitung des Vermißten wieder an, so daß der Weitermarsch vor sich gehen konnte. Unterwegs stieß ich wiederholt auf frische Rhinoceros- und Elefantenspuren.

Ich übernachtete zu Kisossi an dem Bache Lingawo, dessen Ufer von dichtem Pandanusgebüsch umgeben waren. Nachts wurden wir aufgestört von einer Elefantenherde, die unweit des Lagers unter großem Getöse durch das Gehölz brach.

Früh am Morgen des 30. August setzten wir über den Mugungabach, die Grenze des Luassalandes. Wenngleich wir unter der feindlichen Gesinnung der Luassawaha wenig gelitten hatten, so war es mir doch angenehm, ihr Gebiet verlassen zu können. Zum wenigsten konnte man jetzt abends schlafen gehen, ohne für die Nacht einen Überfall seitens der Wilden besorgen zu müssen. — Gegen Mittag kamen wir nach Kanenge, der ersten größeren Ortschaft des Mtalereiches. An Stelle des verstorbenen Mutuare Kawerigi befehligte hier sein Sohn Tagasoa, ein gewandter junger Mann, der mich einlud, in seiner Dorfschaft zu verbleiben. Da mir aber Kanenge einen etwas unsauberen Eindruck machte, und ich annahm, daß mir die grauen Reiher, die in Menge den Ort zum Nist- und Schlafplatz erkoren hatten, lästig fallen würden, so dankte ich bestens und zog weiter. Der Schmutz der Wahadörfer rührt daher, daß die Leute mit ihrem Rindvieh sozusagen zusammen hausen. Als Tagasoa sah, daß ich nicht zu halten war, machte er, indem er sich an die Spitze der Karawane stellte, den Versuch, meinem Marsche eine nördliche Richtung zu geben. Ohne seine Absichten zu kennen, ahnte ich, daß er meine Anwesenheit irgendwie auszunutzen gedächte, und ich wandte mich von ihm ab mit den Worten: „Gehe du, wohin du willst; mein Weg führt mich nach Osten."

Waren wir bis dahin über die reine Prärie marschiert, so drangen wir jetzt in eine Buschsavanne ein. Unter eigenartigem Brausen gingen hier langsam einige Windhosen an uns vorüber, die die Halme in wogende Bewegung setzten und Zweige und Blätter schraubenförmig in die Lüfte wirbelten. Es war, als ob im Grase unsichtbare Wesen wild im Kreise herumliefen. Wie mir gesagt wurde, sind solche Wirbelwinde auf der endlosen Ebene von Uha eine häufige Erscheinung.

In der Gegend von Gamgluka, auf einer Terrainwelle unweit des Gamiralebaches, machte ich Halt, um das Lager aufzuschlagen. Eben war die Mannschaft zum Gepäckablegen aufmarschiert, als sich ein großer Haufen Bewaffneter vor uns aus dem Walde loslöste und sich auf uns zu bewegte. Vorsichtigerweise ließ ich die Soldaten ihre Gewehre, die sie schon zusammengesetzt hatten, wieder in die Hand nehmen und wartete, vor der Front stehend, der Dinge, die da kommen sollten. Die Waffen friedlich gesenkt, näherten sich uns langsam die Waha. Voran schritt der ansehnliche, wohl geschmückte Anführer, dem seine Begleiter große Ehrfurcht erwiesen. Es war Sultan Mtale, der Sohn Kimenis, welcher gekommen war, mich in seinem Lande zu begrüßen. Er überbrachte mir einige Elfenbeinzähne, drei Ochsen, ein Kalb, sowie eine Menge von Körben mit Mehl und sonstigen Nahrungsmitteln. Mtale war ein hoher, schlank gewachsener Mann von etwa 28 Jahren, dessen hellbraunes, edelgeschnittenes Gesicht einen energischen Ausdruck hatte. Um die Schultern wallte ihm wie ein Mantel ein rotseidener Stoff mit breiter Goldborte. Auf dem Haupte trug er eine breite, rot und gelb gestreifte Turbanbinde, die so geschlungen war, daß ihm die beiden mit Goldfransen besetzten Enden über die Ohren herabhingen; ein eigenartiger Schmuck, der dem Sultan das Aussehen eines ägyptischen Pharaos gab. Nach Waha-Art führte Mtale in der Hand einen Speer. In seiner Umgebung tat sich vor allem ein Jüngling mit angenehmen Zügen und vornehmen Anstande hervor, der gegenüber dem Häuptling die Stellung eines vertrauten Freundes und Pylades einzunehmen schien. Er hieß Daruhusse und war ein jüngerer Sohn des Kawerigi, also ein Bruder des Tagasoa. Während das eigentliche Gefolge des Herrschers in lange togaartige Gewänder gehüllt ging, hatte die große Masse der Krieger ihre Hüften mit weichpräparierten Fellen oder rotbraunen, aus der Rinde einer Ficusart verfertigten Stoffen bekleidet. Der ganze Aufzug der Eingeborenen machte einen zwar wilden, aber stolzen und würdigen Eindruck. Je mehr ich die Waha an-

sah, um so klarer wurde mir, daß sie, ebenso wie die Watussi, nicht den Bantus, sondern den Hamiten, d. h. den Somali oder Galla verwandt sein müssen.

Als ich, beruhigt über die Absichten der Besucher, meine Leute wegtreten ließ, klatschten der Sultan und sein Hofstaat, überrascht durch die exakten Griffe und Wendungen der Soldaten, zum Zeichen des Beifalls fröhlich lachend in die Hände.

Nachdem mein Zelt aufgerichtet worden war, lud ich Mtale ein, näherzutreten, und bewirtete ihn in Ermangelung eines besseren mit Kaffee und Cakes. Kaum hatte der Häuptling Platz genommen, so bat er mich schon, ihm im Kampfe gegen seinen aufrührerischen Bruder Ruhinda Hülfe zu leisten. Aha, dachte ich, daher das Entgegenkommen des Sultans. Jetzt begriff ich auch, weshalb Tagasoa, der Vezier Mtales, die Karawane hatte in Kanenge festhalten wollen. — Aus der Darstellung des Sultans ging folgendes hervor. Der verstorbene Kimeni hatte drei Söhne: Mtale I., Mtale II. und Ruhinda. Als nach Kimenis Tode Mtale I. zur Regierung kam, rebellierte Mtale II., wurde aber in einem Gefecht gefangen genommen. Mtale I., der sich scheute, seinen Bruder töten zu lassen, schnitt ihm zur Strafe die Ohren ab und jagte ihn zum Lande hinaus. Bald darauf starb Mtale I., und ihm folgte Mtale II. in der Herrschaft. Da aber die Mutuare des Verstorbenen die Rache des neuen Herrn fürchteten, so proklamierten sie Ruhinda als Sultan und zogen sich mit ihm in den nördlichen Teil des Landes zurück, wo sie sich auf Leben und Tod verteidigten. Trotz aller Anstrengungen gelang es dem Mtale II. auch nicht, seinen Bruder zur Unterwerfung zu bringen. Leider war infolge des jahrelangen Krieges das ganze Land verwüstet worden. Überall stieß man auf Ruinen und Brandstätten. Auch die Ortschaften Ugomagoma und Salassi lagen in Trümmern. Wo man auf zerstörte Dörfer traf, hieß es: „Das hat Ruhinda getan.“ Ich glaubte nun, Ruhinda müsse doch ein gewaltiger Kriegsmann sein, und war nicht wenig erstaunt zu vernehmen, daß er ein kleines Knäb-

lein sei, welches unter Vormundschaft einer älteren Schwester stehe. Seinen Namen führte er, wie viele Waha, nach einem mythischen Hirtenvolke, den Ruhinda, von welchem alle kituffi sprechenden Völkerschaften abstammen wollen. Wenn der junge Kronprätendent so erfolgreich war, so lag es daran, daß seine Veziere und Beamten unternehmende Leute waren, die mit der Gepflogenheit der Waha, sich von der Welt abzuschließen, gebrochen und seit Jahren mit den Unyanyembekaufleuten einen schwungvollen Handel getrieben hatten. Von den Wanyamuëfi hatten sie auch die ziviliſiertere Kampfweiſe der Rugaruga übernommen und waren ihren Gegnern um so mehr überlegen, als sie über 700 Gewehre verfügten. Auch in Tabora waren sie gewesen und hatten der Kaiſerlichen Station Elfenbein gebracht. Ich selbſt, unbekannt mit der politischen Lage in Uha, hatte ihnen damals einen Schutzbrief ausgestellt und versprochen, sie zu unterstützen, falls sie von ihren Nachbarn angegriffen werden würden. Unter diesen Umständen war es für mich ganz ausgeschlossen, dem Verlangen Mtales nachzukommen. Daher bestrebte ich mich, den letzteren versöhnlich zu stimmen, und versuchte ihm klar zu machen, wie fein und lieblich es wäre, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnten.

Der Häuptling zeigte aber aber wenig Verständnis für humane Anschauungen, gähnte ein über das andere Mal und und machte. ein höchst gelangweiltes Gesicht. Ich mußte lachen, wenn ich daran dachte, wie er im Innern meine Salbaderei wohl verwünsche. Um ihm jedoch gefällig zu sein, erklärte ich mich schließlich bereit, eine Gesandtschaft zu Ruhinda zu schicken und demselben zu bedeuten, daß er den Sultan Mtale als rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen und ihm nach Sitte und Brauch Gehorsam zu leisten habe. Noch am selben Tage gingen meine Gerichtsboten Hamsien und Maganga, die ich natürlich entsprechend instruiert hatte, zu dem in Ujanse am Kiwumbabache wohnenden Ruhinda ab.

Abends machte ich dem Häuptling Mtale, der mit seinen Kriegern in der Nähe biwakierte, und dem seine Leute eine

prächtige Laubhütte erbaut hatten, einen Gegenbesuch. Er empfing mich im einfachen Hauskleide, d. h. in einem Lendenschurz aus Leopardenfell. Auf dem Kopfe trug er indes noch immer die Königsbinde, deren Enden ihm bis auf die Schultern herabfielen. Jetzt wußte ich auch den Grund zu dieser sonderbaren Tracht. Daß dem stolzen Herrn die Ohren fehlten, hatte mir allerdings nicht er selbst, sondern mein Führer Kupanga erzählt. — Meine geringfügigen Geschenke, ein Gora (20 Ellen) weißes Zeug und einige bunte Maskattücher, nahm der Sultan huldvollst entgegen.

Während der Nacht wurde das Lager fortdauernd von Raubtieren beunruhigt, die so dicht herankamen, daß unsere Viehherde auszubrechen drohte, und die Posten mehrfach gezwungen waren, Feuer zu geben.

Unter Führung Mtales und seiner Krieger begab ich mich mit der Karawane am 31. August nach Gamjaga, der provisorischen Residenz des Häuptlings. Nach $3^1/_2$ Stunden langten wir dort an. Gamjaga liegt in der Landschaft Lutegatega, $^1/_2$ Stunde nördlich von den Ruinen Ugomagomas Der ziemlich bedeutende Ort war durch eine Palissadenboma befestigt. Die Hütten des Sultans zeichneten sich vor denen seiner Untertanen nur dadurch aus, daß sie einigermaßen reinlich und geräumig waren. Weiber und Kinder kamen mir in Gamjaga nicht zu Gesicht. Es hieß, die Waha hätten der Kriegsunruhen wegen ihre Familien nach dem Süden geschafft. Mir schien es aber, als ob man sie aus Mißtrauen gegen uns entfernt habe. Da mich der Aufenthalt in dem leeren Dorfe nicht sonderlich anmutete, so setzte ich meinen Marsch bis zum Anwesen des Mutuare Gamhollo fort. Unterwegs verabschiedete sich Mtale von mir, indem er mir seine Streitsache mit Ruhinda nochmals auf die Seele band. Lachend sagte er mir, daß er des Gamhollos halber leider umkehren müsse; der Vezier Tagasoa aber solle mich geleiten. Abends kam der letztere mit dem Abschiedsgeschenke Mtales, einem Elfenbeinzahn und einigen Rindern, bei mir im Lager

an. Der Sultan ließ nach allem sich meine Freundschaft etwas kosten.

Interessant war es mir, hier die Bekanntschaft des geheimnisvollen Medizinmannes Gamhollo zu machen, welcher als Hoherpriester des Landes die Krönungsceremonieen auszuüben hatte. Er stand im trauten Verkehr mit Kigongo, dem Schutzgeiste des Landes, und trat bei einem etwaigen Tronwechsel sofort in Wirksamkeit. Außer dieser Zeit durfte er von den Mitgliedern der Herrscherfamilie nicht gesehen werden. Sein Anblick wäre ihr Tod gewesen. Kigongo, der Msimu, war der Geist eines ehemaligen Sultans und wohnte in der Gegend von Salassi auf einem hohen Baume. Da sich Gamhollo freiwillig bei mir nicht einstellte, so ließ ich ihn dringend um seinen Besuch bitten. Lange zögerte er, bei mir zu erscheinen. Endlich kam er. Der Mutuare war ein kleines, hageres Männchen von etwa 50 Jahren mit faltigem Gesicht und klugen Augen. Verschlossen und zurückhaltend, ließ er nichts aus sich herausholen und hatte auf meine neugierigen Fragen nur eine ausweichende Antwort oder ein verlegenes Lächeln. Gern hätte ich etwas über die Art der Krönungsfeierlichkeiten erfahren; aber all mein freundliches Zureden war vergebene Liebesmühe.

Früh am nächsten Morgen bewegte sich die Expedition auf den Malagarasistrom zu. Es war Sonntag und herrlich klares Wetter. Ein tiefblauer, wolkenloser Himmel spannte sich über der weiten Ebene aus. Vor uns im Osten erschien am Horizonte der Galeriewald des Flusses. Aus dem vor längerer Zeit abgesengten Steppenboden sproßte schon wieder das junge Grün hervor. Zahlreiche Wildherden tauchten in der Ferne auf, um sogleich wieder zu verschwinden. Hier und da standen auf den Termitenbauten die Sicherheitsposten der Antilopenrudel. Eine der wachehaltenden Antilopen trabte auf die Karawane zu, sicherte sie an und jagte davon. Bald darauf machte sie Kehrt und näherte sich uns abermals, um sich sofort wieder zur Flucht zu wenden. Dieses Spiel

wiederholte sich mehrere Male. Schließlich ließ ich mir mein Jagdgewehr reichen und gab trotz der großen Entfernung Feuer. Anstatt aber das Wild abzuschrecken, erregte der Knall in solchem Maße seine Neugier, daß es, im weiten Bogen die Karawane umkreisend, immer näher herankam. Nachdem ich noch verschiedentlich gefehlt hatte, hörte man endlich bei einem neuen Schusse deutlich den Aufschlag der Kugel. Noch wenige Sprünge — und das Wild brach zusammen. — Die Karawane halten lassend, begab ich mich mit einer Anzahl von Leuten nach der Stelle, wo die Beute lag. Wie sich herausstellte, war dieser Platz von unserem Wege aus fast 600 Schritt entfernt. Das erlegte Stück war ein nußbrauner, der Art nach mir unbekannter Bock von der Größe einer Pferde-Antilope. Das Fleisch, aus der Decke geschlagen, ließ ich verteilen. Kopf und Gehörn nahm ich mit.

Die ganze Gegend bis zum Malagarasi führt nach dem Schutzgeiste des Landes den Namen Kigongo. Die auf der Karte stehende Bezeichnung Salassi rührt von einem früheren Mutuare gleichen Namens her.

Als wir nach etwa einer Stunde die Stätte des ehemaligen Dorfes Salassis erreichten, zeigte mir Dulida, ein mich begleitender Mann Gamhollos, den heiligen Baum, der dem Geiste Kigongo als Wohnung diente. Es war eine Ficus und zwar, wenn ich nicht irre, eine Sykomore. Mir fiel ein, daß Wißmann auf seiner ersten Afrikadurchquerung in der Gegend von Salassi unter einem Msimubaume ein böses Abenteuer mit den Waha erlebt habe. Der an Ort und Stelle geborene Dulida, dem ich die Geschichte erzählte, erklärte mir sofort, daß er jenem Ereignisse beigewohnt habe. Er fügte hinzu, der Mutuare Salassi sei bald nach dem Vorfalle gestorben, weil er geduldet habe, daß der Geist von einem Fremdlinge beleidigt worden sei. Salassi sowohl wie der ganze Ort seien der Rache des Kigongo zum Opfer gefallen. Ob der Wilde sich wirklich der Sache erinnerte, oder ob er mir nur nach dem Munde redete, muß ich dahingestellt

sein lassen. Zu Wißmanns Zeiten hatte die Sykomore mitten in einer belebten Ortschaft gestanden. Als ich 12 Jahre später dort vorüberzog, stand der Baum einsam zwischen den allein übrig gebliebenen Euphorbienhecken, und die Tiere des Waldes hielten in seinem Schatten ihre Mittagsruhe ab. Das Gras unter dem Geisterbaume war platt getreten, und der Boden war bedeckt mit Büffel- und Elefantenlosung; Kigongo aber soll, der Versicherung des Dulida nach, noch immer in des Baumes mächtiger Krone hausen. Gar seltsam kontrastierte der romantische Gespensterglaube der Waha mit der Nüchternheit ihrer in dem Glanze der Tropensonne daliegenden, grell beleuchteten Steppe.

Nach im ganzen $3^1/_2$ stündigem Tagemarsch erreichten wir den Malagarasistrom, die Grenze des Mtalereiches.

Auf dem Malagarasi, einem Strome von etwa 50 m Breite und 3 m Tiefe, fand ich nur zwei kleine Einbäume vor, von denen jeder höchstens vier Mann faßte. Infolgedessen ging das Übersetzen der Karawane sehr langsam von statten. Da unter diesen Umständen an einen Weitermarsch am selben Tage nicht zu denken war, begab ich mich sofort auf das östliche Ufer und ließ dort auf einem Rasenplatze unter hohen Bäumen mein Zelt errichten. Der sich im Wasser wiederspiegelnde Galeriewald nahm sich prächtig aus. Zu beiden Seiten des Flusses senkte sich das Gezweig in das dunkelgrüne, langsam fließende Gewässer hinein, auf diese Weise allerlei schattige Lauben und Winkel, sowie lauschige Durchfahrten bildend. In den dichten Kronen der Bäume tummelten sich Wasservögel, Tauben und grüne Papageien. Weniger verlockend war es, daß die kühle Flut von Krokodilen wimmelte, die meist unterstrom lagen und auf Beute lauerten. Zum Schutze der übersetzenden Karawane hatte ich Soldaten postiert, die auf jedes der hier und da sichtbar werdenden Ungeheuer zu feuern hatten. In welcher Menge die Krokodile vorkamen, dürfte folgendes Beispiel lehren:

Vor meinem Zelte sitzend, hatte ich einem der Posten gesagt, er möge mich aufmerksam machen, wenn er ein Krokodil sähe. Plötzlich rief der Mann: „Bana, mamba!“ (Herr, ein Krokodil!) Mein Gewehr ergreifend, sprang ich auf und eilte zum Rande des hohen Ufers. Fast unmittelbar unter mir glitt ein von meinem Koch ins Wasser geworfener alter Mattenkorb mit Fleischbrocken und sonstigen Küchenabfällen den Strom hinab. Ein Krokodil hatte das Geflecht mit den Zähnen gefaßt und suchte damit abzuziehen. Ich schoß — und mitten in den Kopf getroffen, verschwand das Reptil. Im nächsten Augenblicke indes tauchte das Krokodilhaupt wieder auf und schnappte nach dem Korbe. Ich schoß abermals und wiederum versank das Tier in die Tiefe. Eben hatte ich von neuem geladen, als zum drittenmal der Kopf erschien. Ich wunderte mich nicht wenig über die Zählebigkeit des Ungetüms und feuerte unentwegt weiter. Dies wiederholte sich, solange der Korb in Schußweite blieb. Einige Stunden später wurde mir gemeldet, daß stromabwärts mehrere tote Krokodile vorübergetrieben seien. Augenscheinlich waren es immer andere Exemplare gewesen, die ihre Lüsternheit nach den Küchenabfällen hatten büßen müssen.

Sechs Stunden lang dauerte der Übergang, der allerlei komische Zwischenfälle mit sich führte. Besonders die Karawanenweiber, die aus Angst vor den Krokodilen sich möglichst ungeschickt gebärdeten, gaben Anlaß zu den drolligsten Scenen. Wenn aber die Kanoes auch häufig kenterten, so wurde doch jedes Unglück vermieden. Außerordentlich viel Schwierigkeiten verursachten die Rinder, die einzeln an einem um die Hörner gelegten Stricke durch den Fluß gezogen werden mußten; wohingegen das Kleinvieh, am Ufer angelangt, sich von selbst ins Wasser stürzte. Die Leitziege sprang voraus und die ganze Herde sprang tapfer hinterdrein. Ebenso verschieden benahmen sich die Reittiere. Während mein Maultier ohne weiteres dem Boote, in dem der Wärter Platz genommen, schwimmend folgte,

mußten die sonst ganz verständigen Maultiere mit Gewalt ins Wasser gedrängt werden.

Auf dem linken Ufer des Malagarasi befand ich mich schon im Lande des Sultans Kihitira. Unweit des Lagers lag das Gehöft Lukukuñe, dessen Besitzer Lugemme die Fähre unterhielt. Da seine Leute den ganzen Tag als Bootführer für uns gearbeitet hatten, fand ich mich durch ein reichliches Geschenk mit ihnen ab.

Meiner zu Ruhinda geschickten Gesandtschaft hatte ich gesagt, daß ich sie am Malagarasi erwarten würde. Sie kam aber nicht und infolgedessen war ich gezwungen, am folgenden Tage, den 2. September, am Fluße liegen zu bleiben. Den unverhofften Ruhetag benutzten meine Leute dazu, um gründlich Toilette zu machen. Am Ufer des Stromes nahmen Männlein und Fräulein, ganz ungeniert durcheinander, Sturzbäder, indem sie sich gegenseitig mit Wasser übergossen. Da mir beim Übergang die Stärke meiner Gefolgschaft aufgefallen war, ließ ich um die Mittagszeit sämtliche Mitglieder der Karawane Revue passieren. Es stellte sich heraus, daß die Karawane gegen 300 Personen zählte, und zwar 250 Männer und 50 weibliche Wesen. Unter den letzteren befanden sich etwa 20 Sklavenmädchen, welche, sich unterwegs vor mir verbergend, meinem Verbote zum Trotz von Udjiji aus den Soldaten nachgelaufen waren. Und da sie dem Führer Kupanga, der, reich beschenkt, vom Malagarasi aus über Uwinsa nach Udjiji zurückkehrte, freiwillig nicht folgen wollten, so blieb mir, wohl oder übel, nichts übrig, als ihnen Freibriefe auszustellen und sie nach Tabora mitzunehmen. Außerdem hatten sich in Udjiji noch eine Anzahl Reisende meinem Schutze unterstellt und sich der Karawane angeschlossen.

Nachmittags kamen einige Waha, die mir im Auftrage des zu Kawuga wohnenden Mutuare Kigao einen Schlachtochsen überbrachten. Von ihnen erfuhr ich, daß Kihitira noch ein Knabe sei und unter Vormundschaft des Veziers Wangoma

ſtehe. Der Sultan, ein Enkel des verſtorbenen Ruhaga, ſoll zu Kumana in der Landſchaft Maſanſa leben.

Auf einem Spaziergange gelang es mir, am Ufer des Fluſſes ein Krokodil zu ſchießen, das, in die Bruſt getroffen, mehrere Meter in die Höhe flog, um alsdann tot liegen zu bleiben. Auch erlegte ich zwei kuckuckartige und buntgefiederte, auffallend ſchöne Vögel, die mir noch unbekannt waren. Es dürften wohl Bananenfreſſer geweſen ſein.

Als auch am Morgen des 3. September meine Boten nicht zurückgekehrt waren, geriet ich in einige Beſorgnis. Waren die Ruhinda-Waha, was immerhin möglich, töricht genug geweſen, ſie zu töten oder gefangen zu ſetzen, ſo ſah ich mich wider Willen gezwungen, einen Strafzug gegen Ruhinda zu unternehmen. Um nun einerſeits keine Zeit mit Warten zu verlieren, anderſeits aber Ujanſe näher zu ſein, wandte ich mich nach Nordoſten und verlegte das Lager an den Nawatobach in der hügeligen Landſchaft Kirunguë. Der Marſch nach Kirunguë währte etwas über fünf Stunden. Mtales Vezier Tagaſoa, der mich nicht aus den Fingern ließ, begleitete mich dahin.

Endlich, juſt als die Sonne unterging, langten zu meiner ſtillen Freude Maganga und Hamſien, begleitet von einigen Wanyampara Ruhindas, wieder bei mir an. Ungnädig von mir empfangen, ließen ſie ſchweigend das Gewitter erſt vorüberziehen und legten mir ſodann mit vergnügtem Lächeln zwei große Elfenbeinzähne im Geſamtwerte von etwa 1500 Mark zu Füßen, die Ruhindas Schweſter ihnen als freiwilligen Tribut für mich übergeben hatte. Dreizehn Elfenbeinzähne waren es, die ich nunmehr der Station Tabora mitbringen konnte. Immerhin entſprachen ſie einem Werte, der die Unkoſten der Reiſe weit deckte. Meine Leute waren voll Rühmens über die freundliche Aufnahme, die man ihnen hatte in Ujanſe zu teil werden laſſen, und machten ganz den Eindruck, als ſeien ſie dort, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gehörig eingeſeift worden. In dem ſofort von mir angeſetzten Friedensſchauri ſagten mir die Ab-

gesandten Ruhindas vertraulich, daß Sultan Mtale sie alle töten würde, wenn sie sich, meinem Verlangen gemäß, ihm unterwürfen. Dies konnte ich natürlich nicht wollen; und darum verfügte ich, daß Ruhinda zwar dem Sultan Mtale, als dem rechtmäßigen Landeshäuptling, die gebräuchlichen Abgaben zu zahlen habe, jedoch im übrigen unabhängig von ihm bleiben solle. Tagasoa, der sich im allgemeinen den Ruhindaleuten gegenüber höchst taktvoll benahm, machte ein unzufriedenes Gesicht, mußte sich aber bescheiden.

Da wir Vollmond hatten und es fast so hell wie am Tage war, zogen die Waha noch in derselben Nacht in verschiedenen Richtungen ab. —

In aller Frühe, um drei Uhr, brach ich auf, um die sich bis zum Gombesumpfe erstreckende, wasserlose Wildnis in einer Tagereise überwinden zu können. Der Marsch durch das im bläulichen Lichte des Mondes schimmernde Pori war herrlich. Auf den kurzrasigen Boden warfen die Bauminseln seltsame Schatten. Hier und da rauschte es im Gebüsch, wenn irgend ein Wild das Weite suchte. Geheimnisvoll verklang der Ruf der Nachtvögel, die mit leisem Fluge über uns wegschwebten, in der Ferne. Im Busche rannten neben der Karawane die Schakale einher und bellten uns munter an, zum Ergötzen der Träger, die das Gekläff mit derben Scherzen erwiderten. Bei Tagesanbruch befanden wir uns schon in der weiten Steppe, die so eben war, daß es einem vorkam, als bewege man sich auf der Mitte eines tiefen Tellers. Schien sich doch auf allen Seiten nach dem Horizonte zu das Gelände zu erheben. Hatte man aber die vermeintliche Höhe erreicht, so war die Situation wieder dieselbe wie vorher. Auf dem Lande war mir diese Augentäuschung in solchem Grade noch nicht vorgekommen. Die Scenerie war insofern nicht uninteressant, als Akaziengruppen, Mimosenbestände und Palmenhaine miteinander abwechselten. Selten habe ich so schöne Borassuspalmen gesehen wie dort. Die Gegend war übrigens auch sehr wildreich.

Unterwegs ereignete sich der sonderbare Zwischenfall, daß Selimans Reiteſel auf ein Haar einen Träger erſchoſſen hätte. Um eine Ruhepauſe eintreten zu laſſen, machte ich gegen 9 Uhr morgens Halt und ſchaute der anrückenden Kolonne entgegen. Plötzlich ſah ich, wie ein Mann zur Seite taumelte und ſeine Laſt fallen ließ. Gleichzeitig knallten zwei Schüſſe. Die Sache klärte ſich folgendermaßen auf. Seliman, der Anführer der Rugaruga, war abgeſtiegen und ging zu Fuß. Den arabiſchen Zaum ſeines Maskateſels hatte er, bequem wie immer, loſe um eine Doppelflinte geſchlungen, die er, den Kolben nach hinten, auf der Schulter trug. Der Eſel ruckte nun mit dem Kopfe und riß dabei den Zaum über die Flintenhähne. Alsbald krachte ein Schuß in die Luft. Entſetzt prallte der Eſel zurück und brachte dadurch den anderen Lauf zur Entladung, deſſen Geſchoß den voranſchreitenden Träger am Halſe ſtreifte und ſodann in die Laſt des Mannes fuhr. Zum Glück war ein größeres Malheur nicht paſſiert und der in der Laſt angerichtete Schaden unbeträchtlich.

Um 1 Uhr mittags kamen wir in Forongo, dem größten Orte am Gombeſumpfe an. Unweit davon ſah man im Süden die Temben von Kiſenda, dem ehemaligen Wohnplatze des Kigao, liegen. Bald nach meiner Ankunft erſchien der Beſitzer von Kiſenda, Lutſchetſchewa, bei mir im Lager, um mich zu begrüßen und mir als Gaſtgeſchenk ein fettes Kalb zu überbringen. Auf meine Erkundigung hin erzählte er mir, daß die feſte Boma Mirambos, die Wißmann am Muanga angetroffen, nicht mehr exiſtiere. Der damalige Befehlshaber derſelben, Fundi Kawambajanga, ſei von Pandaſcharo, dem Nachfolger Mirambos, getötet worden. Seine Rugaruga ſeien in ihre Heimat Urambo zurückgekehrt, und die Waha hätten wieder von dem Landſtriche am Muanga Beſitz ergriffen. Als Mutuare des Sultans fungierten noch immer Kigao und Kiti, die ſchon ſeiner Zeit den Krieg gegen Mirambo geführt hätten. Kigao, der Vetter Kitis, wohne indes nicht mehr am Gombeſumpfe, ſondern zu Kawuga in der Nähe des Malagaraſiſtromes.

Kiti, die Tochter des Luſchiſe, ſei jetzt eine alte Frau und lebe zu Magruwe. Sie ſei eine Schwägerin des verſtorbenen Sultans Ruhaga geweſen und habe großen Einfluß auf den letzteren gehabt.

Auf mein Erſuchen ſtellte mir Lutſchetſchewa einige Leute zur Verfügung, die mich durch die Muhambuë führen ſollten. Die Muhambuë iſt die Niederung, in welcher ſich der nach Süden fließende und in den Malagaraſi ergießende Gombe zu einem See erweitert. Der Hauptſtrom heißt Gambuſi und ein weſtlicher Arm desſelben Muanga.

Früh am Morgen des 5. September ſetzte ſich die Karawane zum Marſch durch die Muhambuë in Bewegung. Die tiefſten Stellen des Gambuſi paſſierte ich in einem Kanoe bezw. in einer Hängematte. Zu reiten war unmöglich, da die Reittiere kaum allein von der Stelle kamen. Das Waſſer ging uns meiſt bis an die Kniee, zuweilen ſogar bis an die Hüften. Wo ſich ein trockenes Plätzchen fand, ſanken die erſchöpften Träger ſcharenweiſe darauf nieder. Acht Stunden, ununterbrochen, dauerte dieſer Marſch, der alle Strapazen übertraf, die ich je in Afrika erlebt hatte. Allerdings weiß ich nicht, ob die Muhambuë ſtets ſo waſſerreich und ſumpfig iſt wie damals. War doch dieſer Reiſe im Frühjahre 1895 eine beſonders ausgiebige, lang andauernde Regenzeit vorangegangen. Der Geruch des ſtagnierenden Gewäſſers war zeitweiſe abſcheulich. Dabei waren wir bedeckt mit Stechmücken und Waſſerfliegen, die uns faſt zu Tode peinigten. Die Niederung wimmelte von Ibiſſen, Kranichen, Reihern, Rallen, Pelikanen, Gänſen, Enten und anderen Waſſervögeln. Es hatte aber niemand Zeit und Luſt, ſich darum zu kümmern.

Endlich, gegen 2 Uhr nachmittags, konnten wir feſten Boden betreten und in einem Hochwalde der Ruhe pflegen. Ein Träger brachte mir hier einen braunen Waſſervogel, deſſen Zehen ſo unverhältnismäßig lang waren, daß ſie wie Spinnenbeine ausſahen. Es war ein Blattläufer. Seltſamerweiſe erwies ſich der Vogel als ganz zahm und ſpazierte unbefangen

zwischen uns herum. Erst, als ich ihn in die Höhe warf, um ihn zum Fliegen zu ermuntern, strich er niederen Fluges von dannen. — Nachdem wir schließlich noch ein breites Gewässer durchwatet hatten, zogen wir um 4 Uhr in den ersten Ort von Ugallaganja, den Weiler Ilindi, ein, dessen Besitzerin, Bibi Munde, mit der den Wanyamuësifrauen eigenen resoluten Geschäftigkeit alles heranschleppte, was uns irgendwie wünschenswert oder dienlich sein konnte. Leider war in der Muhambuë die Hälfte unserer Kleinviehherde zu Grunde gegangen. Rührend war es anzusehen, wie meine Leute trotz eigener Not bemüht waren, die ermatteten Tiere zu unterstützen und zu fördern. Wer irgend dazu in der Lage war, trug mindestens ein Lämmchen unter dem Arme. Noch im Lager krepierten einige Schafe und Ziegen infolge Entkräftung. Wären mir die Schwierigkeiten der Furtpassage vorher bekannt gewesen, so hätte ich das Kleinvieh in Forongo verschenkt oder gegen Rinder vertauscht. Es hatte sich dort aber niemand darüber geäußert.

Mit dem Überschreiten des Gombesumpfes hatten wir endgültig Uha verlassen und befanden uns wieder unter vertrauten Verhältnissen auf dem Boden Unyamuësis. Gern hätte ich in Ilindi meiner Karawane einen Ruhetag vergönnt. In der Nacht wurden wir aber derartig von Moskitos geplagt, daß am Morgen des 6. September alles zum Aufbruche drängte. — Nachdem also die Wahaführer abgelöhnt worden waren, setzten wir unseren Marsch fort. Durch den stattlichen Hochwald von Ugallaganja ging es über Itunia und Urambo der Station Tabora zu, wo ich mit der Expedition am Freitag, den 13. September 1895, wohlbehalten wieder eintraf.

In den Steppen von Ugogo.

Im Dezember 1894, also zu einer Zeit, wo im Innern von Deutsch-Ostafrika Hungersnot herrschte, befand ich mich mit einer Karawane von 2 Europäern, 12 Soldaten, 150

Trägern, und dem zugehörigen Trosse auf dem Marsche von Dar-es-Salaam nach Tabora. Seit 30 Jahren hatten sich in Ost-Afrika keine Wanderheuschrecken gezeigt. Im letzten Sommer waren sie wieder erschienen und hatten weite Länderstrecken verwüstet. Die Eingeborenen kannten die Heuschrecken kaum dem Namen nach und wußten noch nicht sich mit ihnen abzufinden. Wurden auch die sich von Fleisch und Milch nährenden Hirtenvölker von den Verheerungen der gefräßigen Kerfe weniger berührt, so litten doch die ackerbautreibenden Bantu-Stämme schwer unter dem plötzlich eintretenden Notstande. Vor allem wurden die an vegetabilische Kost gewöhnten Karawanenträger von dem Mangel an Feldfrüchten hart betroffen. Wenngleich wir unterwegs, vor allem in Usagara, schon zumeist auf die von uns mittransportierten Reisvorräte angewiesen gewesen waren, so hatten wir doch bis dahin von der Hungersnot nicht viel gemerkt. Erst in Mpapua trafen wir auf ernstere Spuren derselben. Lagerte doch daselbst unter den seit Stanleys erster Afrikareise bekannten Sykomoren eine Anzahl von Karawanen, die schon Verluste an Menschenleben erlitten hatten, und darum nicht wagten, weiter vorzudringen.

In Mpapua befand sich eine Kaiserliche Station, die letzte auf dem Wege nach Tabora. Gastfreundlich aufgenommen, machte ich dort einen Ruhetag, um mich für den Marsch durch die Steppen Ugogo's, so gut es gehen wollte, vorzubereiten. Da die von uns mitgeführten Lebensmittel schon annähernd auf die Neige gegangen und in den Dörfern nicht zu ergänzen waren, so mußte ich mich behufs neuer Verproviantierung an den Stationschef wenden. — Dieser aber, von den halb verhungerten Handelskarawanen stark in Anspruch genommen, war selbst in Verlegenheit und konnte mir nur 10 Sack Reis (à 60 Pfund) ablassen. Indes war er freundlich genug, mir eine kleine Herde Schlachtvieh, bestehend aus 5 Rindern, einigen Eseln und etwa 20 Schafen und Ziegen, zur Verfügung zu stellen. Selbstverständlich

Marschpause

Träger-Lager

sollten die Esel uns nur als eiserne Ration für den höchsten Notfall dienen. Wie ich mit diesem Proviant drei bis vier Wochen lang eine so ansehnliche Karawane ernähren sollte, war mir vorläufig noch unklar. Zwar waren diejenigen meiner Träger, die aus dem Seengebiet stammten und zur Küste nicht zurückkehren wollten, in Dar-es-Salaam schon für die ganze Reise mit Lohn und Posho (Unterhalt) abgefunden; indes konnte ich sie, nachdem sie mit gewohntem Leichtsinn den ihnen gelieferten Reis in kurzer Zeit verprasst hatten, doch nicht verhungern lassen. Auch hatte man an der Küste, wo erst gerade bei unserem Abmarsche die in Ugogo herrschende Hungersnot gerüchtweise bekannt geworden war, bezüglich der zu passierenden Länder andere Lebensbedingungen vorausgesetzt, als wir unterwegs angetroffen hatten. Die Verhältnisse hatten sich eben, wie es in Ostafrika so oft vorkommt, inzwischen geändert. Wohl oder übel mußte dieser Umstand berücksichtigt werden. Kurz, meine Lage war nicht sehr beneidenswert. — Um die Zahl der unnützen Mäuler nach Kräften zu vermindern und der Gefahr, in der Freiheit der Bewegung gehindert zu sein, vorzubeugen, hatte ich schon zu Kilossa in Usagara eine Anzahl von Küstenträgern, vor allem die schwächlichen Wasaramo, abgelöhnt bezw. beurlaubt, so daß ich für den Marsch durch Ugogo über lauter kräftige Leute, und zwar hauptsächlich über Wanyamuesi und Wasukuma mit ihren Weibern und Jungen, verfügte. Zu Mpapua übergab ich außerdem dem Magazin 10 Kisten mit Waren, deren ich vorläufig nicht bedurfte, zur Aufbewahrung, in dem Bestreben, die Karawane zu entlasten und den Bestand an Trägern möglichst zu verringern. Trotz alledem zählte meine Expedition noch über 200 Mitglieder.

Am Nachmittage des 16. Dezembers 1894, eines Sonntags, rückte ich mit meiner Karawane von Mpapua in der Richtung auf Ugogo ab. Im Moment, als ich mich auf dem Stationshofe in Bewegung setzte, führten einige zahme Kronenkraniche mit grotesk ernster Miene einen unglaublich drolligen

Kriegstanz um mich auf, just, als wollten sie mir, um mich zu ehren, noch in aller Eile eine Abschiedsvorstellung geben. Nach $1^1/_2$ Stunden langten wir zu Kissokwe an, wo wir mitten auf der Straße biwakierten. — Eiligst zog hier eine kleine, erschöpft aussehende Wanguana-Karawane an uns vorüber, die seitens der Station Mpapua ausgesandt worden war, um in der nördlich gelegenen Landschaft Uffandaui Korn aufzukaufen. Sie kam aber ziemlich resultatlos wieder heim. Einige kleine Säcke Mawele (Hirse) waren das ganze Ergebnis des Unternehmens.

Nach einstündigem Marsche standen wir am nächsten Morgen bei dem Dorfe Tschunio am Rande des ostafrikanischen Grabens und schauten auf die Sohle desselben, das gefürchtete Wagogoland, hinab. Was ich bis dahin von dieser Ebene gehört hatte, war nicht sehr verlockend gewesen und hatte in mir den Glauben erweckt, sie sei nicht mehr und nicht weniger als eine sonnenverbrannte Wüste, in der Steine, Sand und Staub vorherrschten. „Ugogo ist das ödeste und unwirtlichste Land Deutsch-Ostafrikas", hatte ich irgendwo gelesen, „das außer etlichen in allen Farben schillernden, natronhaltigen Tümpeln und Teichen keinerlei brauchbares Gewässer aufzuweisen hat". Hierzu kamen jetzt die Nachrichten von der im Lande grassierenden, todbringenden Hungersnot, die den Durchmarsch der Karawanen aufs äußerste gefährdete! Kein Wunder, wenn mir Ugogo vorkam, wie ein Höllenrachen, aus dem es kein Zurück gäbe und für den die Überschrift „Lasciate ogni speranza" recht gut paßte. Um so angenehmer war ich überrascht, als mir ein Blick von Tschunio's Höhen auf das Flachland zeigte, daß Ugogo keineswegs dem Bilde entspräche, das ich mir auf Grund oben erwähnter Schilderungen von ihm hatte machen müssen. Hügel und Täler fand ich in Grün getaucht. Von den felsigen Hängen der Berge sprangen die Bäche herab und in der Ferne blitzten im Sonnenschein größere Gewässer. Die Gebüsche des Poris und die Rasenflächen der Steppe waren

bedeckt mit duftenden Blumen, und die spärlichen Sawannenbäume erglänzten im Blätter- und Blütenschmuck. War das dasselbe Ugogo, von dem ich mir hatte sagen lassen, daß es teils mit Dorngestrüpp oder dürrem Gras bestanden, teils steinig und kahl sei, und daß sein alles verhüllender roter Staub beim Wehen des Windes die Luft verfinstere und die Augen schmerzen mache? Natürlich war mir klar, daß ich Ugogo in seinem Frühlingskleide sähe, und daß es in der Trockenzeit sich wohl anders präsentieren möge. Warum sollte aber auch Ugogo dem Wechsel der Jahreszeiten nicht unterworfen sein? Ich habe stets konstatiert, daß man an tropische Gegenden viel höhere Ansprüche macht als an unsere nordischen Ländergebiete. Zu allen Zeiten will man in den Tropen reisen, im Freien kampieren und die Natur genießen können. In der Regenzeit klagt man dort über die Menge des Wassers und in der Trockenzeit über den Mangel an Wasser. Könnte man denn unter gleichen Bedingungen, — d. h. ohne Straßen, Brücken und Eisenbahnen, — in Deutschland zu allen Jahreszeiten reisen und biwakieren? Ein Afrikaner, der unsere Heimat nur während des Winters besuchte, und der keine Ahnung hätte von unserem Monat Mai und unserem Rosenmond, würde von den Naturreizen unseres Vaterlandes auch einen wenig anheimelnden Begriff bekommen. Ähnlich wird es wahrscheinlich denjenigen Afrikareisenden ergangen sein, die von Ugogo nichts anderes zu berichten gewußt haben, als von seiner trostlosen Beschaffenheit während der Trockenzeit. Um ein Land richtig beurteilen zu können, müßte man es eigentlich zu allen Jahreszeiten gesehen haben. Jedenfalls schien auch Ugogo einmal wieder besser zu sein, als sein Ruf.

Unter diesen tröstlichen Gedanken stieg ich den steinigen Abhang in die Marenga Mkali, das Land des Bitterwassers, hinab. Da wir des Wassers nicht benötigten, konnten wir die natronhaltigen Tümpel links liegen lassen, und brauchten nicht zu versuchen, wie ihr berüchtigter Inhalt uns und

unſeren Tieren bekäme. Der öſtliche Rand des oſtafrikaniſchen Grabens iſt nicht ſo ſteil, wie der weſtliche, und flacht ſich allmählich nach der Ebene zu ab. Am Fuße einiger ſich ſchroff erhebender Bergkegel von augenſcheinlich vulkaniſcher Vergangenheit vorüber, führte uns unſer Weg in die Steppe hinein. Eine ſeltſame Starrheit lag hier auf der Natur. Kein Vogel ſang, kein Stück Wild ſprang vor uns auf. Die Tiere des Feldes ſchienen an dem Bitterwaſſer auch keinen Geſchmack zu finden. Das einzige Weſen, das uns in der Marenga Mkali zu Geſicht kam, war ein mehr als fingerlanger, ſchwarzer Skorpion, der während einer Marſchpauſe von uns aufgeſtöbert wurde. Seine Waffe kampfbereit über ſich erhebend, glitt das bösartige Inſekt ſeitwärts über das von den Sonnenſtrahlen erhitzte Geſtein hinweg. Von einem gewandten Sudaneſen verfolgt, wurde es gerade erwiſcht, als es in einer Steinritze verſchwinden wollte. Vorſichtig ergriff der Soldat es unter dem Giftſtachel am Schwanze, und hielt es, bevor er es tötete, triumphierend in die Höhe.

Nach ſechsſtündigem Marſche ſchlugen wir unſere Zelte auf am Ufer des Kigeha-Baches zu Mbuyuni, einem Platze, der von den Trägern Kambi Stokessi (Stokes' Lager) genannt wurde. Kampieren kann man hier allerdings nur während der Regenzeit, da während der Trockenzeit das Flußbett kein Waſſer enthält.

Während wir damit beſchäftigt waren, uns häuslich einzurichten, paſſierte in der Richtung auf Mpapua eine in einzelne Abteilungen zerflatterte Karawane unſeren Lagerplatz. Es waren Wanguana (Küſtenleute), welche Laſten ins Innere befördert hatten und ſich nunmehr auf dem Heimwege befanden. Als ſie unſer gewahr wurden, wollten ſie, von Furcht bewegt, ſeitwärts in die Steppe abbiegen. Erſt als ſie ſahen, daß ſie die Expedition eines Europäers vor ſich hatten, ſetzten ſie getroſt ihren Marſch fort. Auch ſie waren unverſehens in den in Ugogo herrſchenden Notſtand geraten. Da ſie aber, ohne Laſten gehend, ſich in Tabora für die

ganze Rückreise mit Proviant bepackt hatten, so war es ihnen gelungen, sich dem Untergange glücklich zu entziehen.

„Wohin so eilig?“ redete ich den mir von Bagamoyo her oberflächlich bekannten Kirongosi (Trägerführer) an.

„Wir fliehen den Hunger, Bana Mkuba!“ erwiderte der Mann, bei mir stehen bleibend, während seine Begleiter, ohne uns zu beachten, stumm an uns vorüber eilten.

„Ist es wirklich so arg damit?“ forschte ich.

„O Herr, in Ugogo geht es ganz fürchterlich zu“, berichtete der Küstenmann. — „Ganze Karawanen sind schon zu Grunde gegangen, und andere stehen im Begriff, es zu tun. Infolgedessen herrscht Mord und Totschlag im Lande. Verschiedentlich wollte man auch uns unsere Lebensmittel wegnehmen, so daß wir gezwungen waren, uns unserer Haut zu wehren. Hierdurch klug geworden, haben wir später nach Möglichkeit die Lagerplätze zu umgehen gesucht und uns nachts still im Gebüsch gehalten. Dabei stehen die Wagogo (Bewohner von Ugogo) den Karawanen feindlich gegenüber und umlauern sie in hellen Scharen, um die Nachzügler zu töten und ihrer Lasten zu berauben.“

„Das sind ja böse Nachrichten, die du mir da mitbringst“, bemerkte ich, etwas beunruhigt.

„Ja, leider, Herr“ fuhr der Kirongosi fort, „und bist du nicht für die ganze Reise verproviantiert, so kehre lieber um. Unterwegs ist nichts, nicht einmal Fleisch, zu bekommen; weil die Wagogo ihre Temben verlassen und ihr Vieh in den Busch getrieben haben. Doch nun bitte ich um Urlaub. — Kwaheri und glückliche Reise“! Mit diesen Worten schritt er in beschleunigter Gangart davon, um seine Leute einzuholen.

„Grüße Bagamoyo und sag, daß du uns hier angetroffen hast“, rief ich ihm nach, und wandte mich meinem Zelte zu, in Ruhe zu überlegen. Um ungestört nachdenken zu können, warf ich mich auf mein Bett.

Daß wir für die Reise nicht genügend verproviantiert waren, lag auf der Hand; indes hatte der Fremde von Umkehr gut reden. Für uns konnte es nur eine Devise geben, und die hieß: „Sempre avanti!“ — Wie machte ich es aber nur, während des wochenlangen Marsches durch die Steppen Ugogos und die Wildnis der Mgunda Mkali mit unserem Proviant auszukommen? — Abgesehen von dem Schlachtvieh, verfügte ich über 10 Sack (à 60 Pfund) Reis. Das waren 600 Pfund für etwa 200 Köpfe, also pro Kopf drei Pfund = 1500 Gramm. Um einen Schwarzen leidlich zu ernähren, muß man pro Tag mindestens 250 Gramm Reis rechnen. — An eine leidliche Ernährung der Leute war nun natürlich nicht zu denken. Mochten sie indes doch hungern, wenn sie nur nicht verhungerten. Zu beanspruchen hatten sie ja überhaupt nichts. Warum hatten sie mit ihrem Posho nicht besser hausgehalten! — Ich rechnete mir also aus, daß ich, wenn ich pro Tag und Kopf 150 Gramm Reis, d. h. etwa so viel, wie in eine Obertasse hineingeht, verabfolgte, und alle 3 bis 4 Tage einen Fleischtag einschöbe, 14 Tage mit unseren Mundvorräten auskommen würde. In dieser Zeit hoffte ich aber, das mit Hungersnot behaftete Land glücklich passieren zu können. Also, vorwärts! Die Hauptsache war, strenge Disciplin zu halten, um einer Verschleuderung unseres Proviants sowie einer Verzögerung unseres Marsches vorzubeugen. —

Ich richtete mich auf, und ließ meinen Vertrauten und Trägerführer, Hamiß Mganda, einen Mann, auf den ich mich unbedingt verlassen konnte, zu mir ins Zelt rufen.

Nachdem ich dem Eintretenden meine Befehle gegeben, fragte ich ihn:

„Glaubst Du, daß die Leute mit einer Tasse Reis pro Tag auskommen können?“

„Gewiß, Herr“, erwiderte er, „wenn sie Gras dazu essen“.

„Gras? Wieso?“

„Nun, ich meine, wenn sie sich außerdem mit Blättern, Kräutern oder Salat den Magen füllen."

„Gibt es denn derartige Blattgemüse hier?"

„Die gibt es überall; aber davon allein kann man nicht leben".

„Du fürchtest also nicht, daß wir in Ugogo verhungern?"

„I, wo!" rief der Mann lachend „schlimmstenfalls essen wir die Heiden!"

Damit schritt er hinaus.

Das war ja ein schöner Trost. Aber seltsam, so wenig erfreulich der Scherz des Kirongosi's an sich auch war, so wirkte er doch auf mich beruhigend ein. Was konnte uns auch schließlich passieren? Eine Karawane, in der sich mehr als ein Dutzend entschlossener Männer befand, die ihre Mauserbüchsen zu benutzen wußten, brauchte in Ugogo, wo es Wild und Vieh in Hülle und Fülle gab, wohl nicht Hungers zu sterben.

Als sich die Expedition am nächsten Morgen zum Aufbruch anschickte, ließ ich die Träger der Reislasten, um sie stets unter Augen zu haben, an die Spitze der Kolonne treten. Ebenso sorgte ich, um dem Desertieren vereinzelter Leute vorzubeugen, dafür, daß die mit den Privatlasten der Träger bepackten Weiber und Jungen unterwegs unter strenger Aufsicht blieben. Daß ein Mpagasi (Träger) unter Zurücklassung seines Eigentums davonliefe, war unwahrscheinlich. Während ich mich selbst an die Spitze der Karawane setzte, befahl ich dem Zahlmeister-Aspiranten Z., sich in der Mitte derselben, und dem Unteroffizier S., sich an der Queue zu halten. Jeder der Europäer hatte zu seinem Schutze und zu seiner Unterstützung einige Sudanesen bei sich.

Bald durch offene Steppe, bald durch lichtes Pori marschierend, bewegte sich die Expedition dem nächsten Lagerplatze, Nyangallo, zu. Zu unserer Rechten begleitete uns in Gestalt einer Hügelkette der östliche Grabenrand. Der Tag verlief eigentlich ohne besondere Zwischenfälle; nur, als wir

am Spätnachmittage auf ein fließendes Gewässer trafen, fiel mir der Umstand auf, daß, von der Höhe der nächsten Berge aus, sich quer über den Weg, dem Bache zu, eine Reihe von schachbrettförmig angeordneten Löchern zog. — Überlegend, zu welchem Zwecke wohl die Eingeborenen in dem schlammigen Boden diese Unzahl von regelmäßigen Vertiefungen ausgehoben haben möchten, blieb ich stehen, mir die eigenartige Arbeit näher anzusehen. Die Löcher, die halb voll Wasser standen, waren bei einer Länge von etwa 75 cm und einer Breite von rund 60 cm, je $1^1/_2$ Meter von einander entfernt. — Der Fall interessierte mich um so mehr, als ich vorläufig keine Lösung dafür fand. Nachdem meine europäischen Begleiter herangekommen waren, besprach ich die Sache mit ihnen; aber Keiner, weder sie noch die Soldaten, wußte eine Erklärung dafür anzugeben. Auch die vorüberziehenden Träger beantworteten meine Frage nach der Bedeutung der Anlage mit dem gewohnten „sijui" (ich weiß nicht). — Endlich näherte sich Hamiß Mganda, der mit einem Nachzügler etwas zurückgeblieben war. Auf die eigentümlichen Löcher aufmerksam gemacht, warf er kaum einen Blick darnach und versetzte alsbald lakonisch: „tembo". — „Wie", rief ich aus, „ein Elefant ist hier vorübergeschritten? Es müßte ja ein Tier von Turmes Höhe sein, das solche Spuren hinterließe!"

„Und doch scheint es ein Elefant gewesen zu sein," bemerkte der Unteroffizier S., der mit einem Meterstab den Umfang der Vertiefungen ausgemessen hatte, „sieht man doch hier vorn deutlich den Abdruck der Zehen." —

Tatsächlich war zu konstatieren, daß die jedesmalige Abrundung der vorderen Hufe scharf ausgeschnitten war. — Nach langem Hin- und Herreden einigten wir uns schließlich dahin, daß es sich hier um den Wechsel einer ganzen Elefantenherde handeln müsse, deren einzelne Stücke, im Gänsemarsche hintereinander hergehend, auf dem Wege zur Tränke sämtlich in die Fährte des Leittiers getreten wären. Nur so ließ sich

die Erweiterung der Spuren, die sich dem regenweichen Lehmgrunde tief eingeprägt hatten, erklären.

Als ich unweit einer Tembe das Zeichen zum Lagern gegeben hatte, wurde mir gemeldet, daß sich eine Anzahl von Wagogo in der Nähe hätten blicken lassen. Sofort sandte ich einige bewaffnete Wanyampara an sie ab, mit ihnen behufs Verkaufs von Viktualien in Verbindung zu treten. Vor den Soldaten wären die Wilden selbstverständlich sogleich ausgerissen. Aber auch bei der Annäherung der Trägerführer hatten sie sich gedrückt und den Bergen zugewandt. Unverrichteter Sache kamen meine Leute zurück. Nur meinem Koch war es gelungen, irgendwo ein Huhn zu erstehen. Er erzählte, der fragliche Eingeborene habe bei dem Zusammentreffen zuerst den Speer auf ihn gezückt, sich angesichts eines in die Höhe gehobenen bunten Tuches jedoch auf das Tauschgeschäft eingelassen. —

Da also an Lebensmitteln nichts aufzutreiben war, ließ ich unter den hungernden Karawanenleuten, die ihren Proviant richtig bis auf die letzte Krume Brot verzehrt hatten, durch den Kirongosi eine Last Reis verteilen. Sonderbarerweise reichte sie, pro Kopf eine Tasse voll Reis gerechnet, gerade aus, und zwar so genau, daß auch kein Körnchen übrig blieb. — Natürlich machten die unvernünftigen Träger bei der Verteilung lange Gesichter und murrten über die beschränkte Kost. Die Soldaten aber, die Karbadsche in der Hand, sorgten meiner Anweisung gemäß für Ruhe und Ordnung. Der Versuch eines Trägers, seinem Jungen den Anteil desselben wegzunehmen, wurde auf der Stelle durch eine Anzahl Hiebe geahndet. Die Exekution hatte auch den Erfolg, daß sich jeder in sein Schicksal fügte und still mit seiner Ration abfand. — Um diese Portion zu vergrößern, ging alles sofort daran, Pilze, Wurzeln und Tschitschablätter zu sammeln, um sie mit dem Reis zusammenzukochen. — Diese Art, das Gericht zu verlängern, war mir ganz angenehm. Fanden doch die Leute im Lager dadurch Ablenkung und Beschäftigung. Meine

Besorgnis, daß die oft tellergroßen Pilze den Wanyamuesi schlecht bekommen möchten, verlor sich nach und nach. — Die Schwarzen schienen in der Unterscheidung der genießbaren Schwämme von den ungenießbaren genügende Erfahrung zu besitzen. Die Mohamedaner aßen sie allerdings ebensowenig wie wir Europäer, und schüttelten sich vor Abscheu bei dem Anblick der Pilze. Ich selbst hätte sie ganz gern einmal versucht, riskierte es aber doch nicht, zuzulangen. Der Himmel mochte wissen, wie die mir unbekannten, ganz gefährlich aussehenden Schwammerlinge auf einen zivilisierten Magen wirken mochten. Die Situation war nicht darnach angetan, zu Experimenten zu begeistern.

Gegen Abend ließ ich sowohl das Privatgepäck der Träger, als auch die Proviantlasten der Karawane unmittelbar vor meinem Zelte zu einem Haufen auftürmen und über Nacht unter scharfe Beobachtung nehmen. Selbst von uns Europäern hatte abwechselnd ein jeder drei Stunden zu wachen.

Schon bei Tagesanbruch setzte sich am 19. Dezember 1894 die Expedition in Bewegung. Waren wir bis dahin in nordwestlicher Richtung marschiert, so wandten wir uns jetzt voll dem Westen zu. Infolgedessen hatten wir den östlichen Grabenrand bald im Rücken und befanden uns nach wenigen Stunden mitten in der Ebene. Der Weg führte uns meist über leicht welliges Terrain, das sich bald als Baumsavanne, bald als offene Steppe darstellte. Hier und da, in der Ferne, erhoben sich mit Buschwerk bestandene Felskuppen, die wie Inseln aus dem Grasmeere hervorragten. Der Gedanke an „Inseln" muß dem Reisenden um so eher kommen, als die vielen verwaschenen Steingebilde auf den Hügeln darauf hinweisen, daß Ugogo aller Wahrscheinlichkeit nach früher Seegrund gewesen ist. In der Tat ist ja auch nicht einzusehen, weshalb die Sohle des ostafrikanischen Grabens nicht ebensogut mit Wasser bedeckt gewesen sein soll, wie es heute noch der Boden des zentralafrikanischen Grabens, des Tanganika-Beckens, ist. — Das Ugogo-Meer ist, worauf auch die zahlreichen Tümpel und Teiche

des Landes hinzudeuten scheinen, eben nach und nach ausgetrocknet. Auch die Wassermenge des Tanganikasees, ebenso wie die des Rikwasees, geht bekanntlich von Jahr zu Jahr mehr zurück.

Noch am selben Tage sollte uns die in Ugogo herrschende Not in greifbarer Gestalt nähergerückt werden. Als ich gegen 10 Uhr morgens, um zu frühstücken, eine längere Pause zu machen gedachte und mich gerade im Schatten eines Bosketts niederlassen wollte, schlug mir ein Soldat vor, mich lieber etwas weiter fort zu setzen. Auf meine Frage: „Warum?“ machte er mich darauf aufmerksam, daß dicht hinter mir ein Toter läge. — Mich umblickend gewahrte ich in nächster Nähe unter dem Buschwerk den Leichnam eines jungen Burschen. Achselzuckend stand ich auf, und verfügte mich, da die Sonne ziemlich heftig brannte, nach einem anderen Gebüsche, um von seinem Schatten zu profitieren. Dort stand aber der Zahlmeister-Aspirant, der mir alsbald zuflüsterte, daß er daselbst soeben eine ganz ähnliche Entdeckung gemacht habe. Den herumliegenden Kalebassen, Zeltstöcken und sonstigen Geräten nach zu schließen, waren die Toten Nachzügler einer uns voraufmarschierenden Karawane gewesen. Da ihre Leichen noch frisch und von Aastieren unberührt waren, konnten sie erst kurz vor unserer Ankunft gestorben sein. Auf diese Verhungerten waren wir nur zufällig gestoßen. Wieviel sonst noch in dem Busche herumliegen mochten, ließ sich kaum annähernd vermuten. Wir haben natürlich nicht darnach gesucht. Nach kurzer Rast hielt ich es für angezeigt, den Marsch fortzusetzen. War mir doch der Appetit auf das Frühstück vorläufig vergangen.

Um die Mittagszeit kamen wir durch einen offenen Distrikt, der den Handelskarawanen augenscheinlich günstige Bedingungen zum Übernachten bot. Das ganze Gelände daselbst war bedeckt mit alten und neuen Kambis, die sich fast ununterbrochen aneinanderreihten. In verschiedenen, erst kürzlich verlassenen Lagern konnte man vom Wege aus über die Dornengehege hinweg dunkle Erhöhungen sehen, die vereinzelt den Boden bedeckten. Neugierig, als was sich dieses sonderbare

Lagergerümpel herausstellen möchte, sandte ich einen Soldaten hin, um nachzuschauen. Der Mann kehrte, sich die Nase zuhaltend, schon halbwegs zurück mit der Meldung, daß sich die zwischen den Laubhütten und Aschenstellen hingestreckten Gegenstände als ebensoviele Leichname erwiesen hätten. —

Im weiteren Verlauf des Tages trafen wir auf immer häufigere Opfer der Hungersnot, so daß wir froh waren, als wir in der Gegend von Ipala, abseits von der Straße im Steppenwalde, endlich eine Stelle fanden, wo wir mit gutem Gewissen lagern konnten.

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual",

dachte ich, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Umgegend des Platzes rein und unberührt war vom menschlichen Elend.

Die Temben von Ipala waren von den Bewohnern verlassen, und das ganze Land machte einen schauerlich verödeten Eindruck. In der Nacht herrschte eine fast beängstigende Stille, die Ruhe des Kirchhofs. — Nicht einmal die sonst so vorlauten Tüpfel-Hyänen ließen sich vernehmen. Sie hatten zu tun. —

In dumpfer Stimmung brach am 20. Dezember unsere Expedition von Ipala auf. Mechanisch kam jeder seinen Obliegenheiten nach. Kein überflüssiges Wort wurde laut. Uns allen ahnte, daß wir bösen Entdeckungen entgegengingen, und wir machten uns auf das Schlimmste gefaßt. — Bald hinter Ipala lichtete sich der Busch, und eine sich weithin erstreckende Grasebene nahm uns auf. Wie der Flügelschlag des Todesengels berührte es uns, als hier ein Geier dicht an uns vorüberflog. Die Augen erhebend sahen wir die Luft wimmeln von zahllosen Aasvögeln, die unter den Strahlen der Morgensonne am Himmel ihre Kreise zogen. Bald trafen wir wieder auf vereinzelte menschliche Überreste, die, wie mittelst des Geruchssinnes wahrnehmbar, zum Teil schon in der Auflösung begriffen waren. Da die Spitze unserer Kolonne die Weisung hatte, angesichts derartiger grausiger Funde nach

rechts oder links auszuweichen, so bewegten wir uns ständig in Schlangenlinien.

Nach einiger Zeit langten wir an einer Wasserstelle, dem Bette eines mehr oder weniger ausgetrockneten Regenbaches, an. Unweit der Brunnenlöcher lagen zwei Wasukuma, die sich zu bewegen schienen und augenscheinlich noch lebten. Um zu sehen, ob ihnen vielleicht noch zu helfen wäre, begab ich mich mit einigen meiner Leute zu ihnen und sprach sie an. Sie reagierten aber auf meinen Anruf nicht und sanken, als ich sie aufrichten ließ, kraftlos wieder in sich zusammen. Vergebens versuchte ich, ihnen belebende Getränke einzuflößen und ihre Lebensgeister anzuregen. Die Unglücklichen waren nicht mehr zu retten. An ihren verglasten Augen war zu erkennen, daß sie sich schon in der Agonie befanden. — Es war mir schrecklich, die Ärmsten in diesem Zustande zu verlassen. Aber was sollten wir tun? Mitnehmen konnten wir sie nicht, und wir selber mußten weiter. — Um ihnen jedoch für den Fall, daß sie nochmals zur Besinnung kämen, wenigstens die Möglichkeit einer Rettung zu bieten, ließ ich ein Gefäß mit weichgekochtem Reis bei ihnen hinstellen. Konnten auch schließlich die beiden Wasukuma von dem Reis, den ich extra für derartige Fälle mitgenommen, keinen Gebrauch mehr machen, so fanden sich doch vielleicht bei dem Brunnen andere Darbende ein, die sich der Lebensmittel noch zu bedienen vermochten.

Während ich mich mit den Sterbenden beschäftigte, schauten meine Träger, die hinter mir auf dem Karawanenwege vorüberschritten, mißgünstig auf mein Beginnen und riefen:

„Was hat es für einen Zweck, die vom Tode Gezeichneten zu füttern? Der Bana Mkuba sollte den Reis lieber den Seinigen geben, uns, die wir noch leben und der Nahrung bedürfen. Uns entzieht er ihn aber!"

Empört nach meinem Reitstocke greifend, wandte ich mich um, und alsbald verstummten die frechen Stimmen. Ich hielt es aber doch für angemessen, das Gefäß während des Defilierens

meiner Karawane bewachen zu lassen, um zu verhüten, daß sich einer meiner Leute an dem Reis vergriffe.

Während des Marsches über die grasige Steppe kamen verschiedentlich in der Ferne Gruppen von Wilden in Sicht, die uns zu beobachten und zu begleiten schienen. An dem Umstande, daß ihre Speerklingen in der Sonne blitzten, sah man, daß sie schwer bewaffnet einhergingen. Da ich sie im Verdacht hatte, daß sie Böses im Schilde führten, so ließ ich, um sie zu verscheuchen, einige Schüsse auf sie abgeben. Sobald sie die Kugeln pfeifen hörten, verschwanden sie auch hinter irgend einer Bodenerhöhung. Augenscheinlich waren es Wagogo, welche die dem Untergang geweihten Karawanen umlauerten, um sie ihrer Lasten zu berauben. —

Als die Sonne im Zenith stand, näherten wir uns einem lichten, parkartigen Pori, dessen Baumbestand sich hauptsächlich aus Akazien zusammensetzte. Erfreut, die Mittagszeit im kühlen Schatten verbringen zu können, wollte ich schon das Zeichen zu einer Marschpause geben, merkte indeß noch rechtzeitig an der Menge der auf den Bäumen hockenden Aasgeier, daß es untunlich war, Halt zu machen. Meine Vorsicht stellte sich auch als gerechtfertigt heraus. Denn kaum waren wir einige Schritte weit in den Busch eingedrungen, als er sich auch schon im wahren Sinne des Wortes als ein „Wald des Todes“ erwies. Unter jedem Baume, ja fast unter jedem Strauche lag eine Leiche. Zu beiden Seiten des Weges war der Boden bedeckt mit Lager- und Karawanengeräten, wie Kalebassen, Zeltstöcken, Stoffresten und Schlafmatten. Überall hatten die Hyänen ihre Spuren hinterlassen. Ganze Karawanen mußten hier zu Grunde gegangen sein. Es sah aus, als hätte in dem Pori eine mörderische Schlacht gewütet. Tatsächlich fanden sich auch Tote mit klaffenden Wunden vor, ein Zeichen, daß viele Träger, wahrscheinlich die Nachzügler, überfallen und erschlagen worden waren. Wie die herumliegenden Umhüllungen und Deckmatten lehrten, waren die Lasten meist an Ort und Stelle aufgerissen und ausgeplündert worden. Die

fortwährende Wiederkehr dieser Grauen und Ekel verursachenden Bilder regte mich derartig auf, daß ich geradezu fieberte. Ganz verzweifelt schaute ich nach einem Seitenpfade aus, um diesem Anblicke zu entfliehen; doch weit und breit zeigte sich nichts als die starre Wildnis. Uns blieb keine andere Wahl, als vorwärts zu marschieren, ununterbrochen vorwärts, und zwar so schnell wie möglich. An eine Ruhepause war in dieser Umgebung nicht zu denken.

Mir selbst war mit jedem Schritte übler zu Mut geworden. Ganz benommen marschierte ich an der Spitze der Kolonne. Plötzlich, gerade als ich eine Lichtung passierte, sah ich eine Karawane auf uns zukommen. Deutlich beobachtete ich, wie sich die Menschen einzeln von der Lisiere des uns gegenüberliegenden Gehölzes loslösten. Immer länger wurde die Reihe der fremden Träger. Einigermaßen erstaunt, unter den jetzigen Umständen einer Karawane zu begegnen, betrachtete ich mir die Gestalten genauer und bemerkte zu meinem Schrecken, daß sie alle aschgrau wie Leichen aussahen. Je näher sie kamen, um so schemenhafter wurden die gespenstigen Wesen. Eben gedachte ich, den hinter mir gehenden Soldaten auf die seltsame Gesellschaft aufmerksam zu machen, als sie vor meinen Augen sich in Dunst auflöste. Der Askari hatte nichts von dem Spuke gesehen. Es mußte also ein Spiegelbild, eine Halluzination oder eine noch unheimlichere Erscheinung gewesen sein. Mich überlief es kalt, und ein tiefes Grauen ergriff mich. War mir doch, als flüsterte mir Jemand zu, es seien die Geister der verhungerten Träger gewesen, die uns erschienen seien, um auch uns den Untergang zu verkünden. Ich stellte die Zeit fest. Es war 2 Uhr nachmittags, und die Luft flimmerte unter den heißen Strahlen der Tropensonne. Bald darauf erreichten wir die ersten Temben von Nsassa, die, wie alle übrigen bisher von uns angetroffenen, öde und leer waren. —

Da ich mich sehr unwohl fühlte, so ließ ich Halt machen und in aller Eile mein Zelt aufschlagen. Wenige Augenblicke später schüttelte mich ein heftiges Fieber. —

Während ich, auf meinem Bette liegend, mir von meinen Dienern kalte Umschläge machen ließ, um die gröblichste Hitze herunterzudrücken, bemerkte ich, wie einer meiner besten Träger, Kalulu, den Kopf durch die Spalte des Türvorhanges steckte.

„Was suchst Du hier?“ fuhr ich ihn an.

„Ach Herr“, erwiderte er, „mein Boy ist erkrankt und kann meine Privatlast nicht mehr tragen.“

„Was geht das mich an?“ fragte ich übel gelaunt.

„Ja Herr, du sollst mir raten, was ich tun soll.“

„Was fehlt denn dem Boy?“

„Er kommt mit einem Kinde nieder.“

„Bist Du verrückt geworden?“ rief ich ärgerlich. „Was für ungereimtes Zeug redest Du da?“

„Ich bin nicht verrückt, Herr“, entgegnete der Mann gekränkt, „es ist so, wie ich Dir sage.“

„Wer ist denn dieser sonderbare Boy?“

„Die Frau meines Landsmannes.“

Jetzt begriff ich. Ein anderer Träger hatte dem Kalulu seine Frau als Gepäckboy verdingt. Unter dem Worte „Boy“ verstanden nämlich die Eingeborenen nicht einen Jungen, wie wir, sondern, verallgemeinert, einen Dienstboten.

Das arme Weib hatte also bis zur Stunde noch eine schwere Last auf dem Kopfe getragen.

„Wo seid Ihr mit der Frau geblieben?“ forschte ich nun weiter.

„Die übrigen Weiber haben sie in eine Tembe gebracht und sind um sie beschäftigt.“

Ich gebot meinen Dienern, den Weibern beizuspringen und ihnen aus unseren Vorräten zu geben, was sie an Stoffen und dergleichen für die Wöchnerin bedurften. — Den niedergeschlagenen Kalulu tröstete ich und versprach ihm, für einen Ersatzmann zu sorgen.

Der eigentümliche Vorfall, der mich zu allerlei philosophischen Betrachtungen anregte, hatte meine Aufmerksamkeit von dem Fieber abgelenkt. Zusehends besserte sich mein Zu-

stand, und nach und nach ging die Temperatur zurück. Zwei Stunden später befand ich mich schon so wohl, daß ich wieder aufstehen konnte. Da wir der vielen umherliegenden Leichen wegen an Ort und Stelle nicht kampieren konnten, ließ ich das Zelt abbrechen und alles zum Weitermarsche vorbereiten. Eine Viertelstunde später setzten wir uns in Bewegung. Um nach Möglichkeit in bessere Luft zu kommen, und dem Leichengeruch zu entgehen, der uns überall verfolgte, lenkte ich meine Schritte einem nahen Felsenhügel zu, dessen Spitze sich mit einer verfallenen Tembe gekrönt zeigte. Wie mir gesagt wurde, war das Bauwerk, bei Gelegenheit eines Gefechts gegen die Wagogo, von den Schutztruppen erstürmt und zerstört worden. — Bei unserem Abmarsche stand die Wöchnerin schon frisch und gesund an der Straße, um sich unserem Zuge anzuschließen. Den in Leinewand gewickelten neugeborenen Sprößling, einen rosafarbenen Jungen, trug sie aufrecht auf dem Arme. Als ich ihr meinen Glückwunsch zurief und ihr ein Geldgeschenk reichen ließ, lachte sie mich vergnügt und glückselig an.

Auf dem Kamme der Höhe „Kitunda kwa Meda“ schlug ich mein Lager auf. Ich möchte hier gleich bemerken, daß der in Ugogo so häufig vorkommende Name „Kitunda“ nichts anderes bedeutet als Berg.

Gegen Abend fand sich ein fremder Träger bei uns ein, um zu betteln. Nachdem er gestärkt worden war, berichtete er, daß kürzlich verschiedene, größere und kleinere Karawanen bis auf wenige Leute hier in der Nähe verhungert seien. Von der 800 Köpfe starken Karawane des Bagamoyo-Händlers Sewa Hadji zum Beispiel seien nur etwa 50 Mann übrig geblieben, die sich in nördlicher Richtung den reicheren Distrikten von Usandaui zugewandt hätten. —

Am folgenden Tage marschierte ich auf einem Seitenpfade, unter Vermeidung der Haupt-Karawanenstraße, in der Richtung auf Ilindi weiter; und es gelang mir schließlich auch, wenngleich unter großen Schwierigkeiten, Entbehrungen und Strapazen, meine Expedition glücklich durch Ugogo nach Unya-

mueſi zu bringen. — Den fremden Träger nahm ich, um ihn vor dem Hungertode zu retten, als Kalulu's Boy in die Karawane auf. Dieſe Wohltat lohnte er uns damit, daß er, als wir in eine beſſere Gegend kamen, mit Kalulu's Privatlaſt eines Tages durchging. Den Hauptſchaden hatte ich, da ich den armen Kalulu, dem ich doch immerhin den neuen Boy aufgehalſt hatte, anſtandshalber mit einer entſprechenden Summe entſchädigen mußte.

Druckfehler-Berichtigung:

Seite	69	Zeile	13	ſtatt „vor Kilwa“	lies „von Kilwa.“
„	69	„	17	„ „Vasko de Gama“	„ „Vasko da Gama.“
„	70	„	14	„ „Flotille“	„ „Flottille.“
„	83	„	2	„ „1900“	„ „1890.“
„	124	„	5	„ „Befehlhaber“	„ „Befehlshaber.“
„	170	„	19	„ „Skave“	„ „Sklave.“
„	195	„	35	„ „dem“	„ „den.“

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W.

Jäger- und Pflanzenleben auf Sumatra

von

Eduard Otto.

In Originalleinenband Mk. 5.—

Mit zahlreichen ganzseitigen Illustrationen.

Das äusserst inhaltreiche Werk schildert den jahrelangen Aufenthalt des Verfassers auf der schönen Insel Sumatra, die Vielseitigkeit des dortigen Lebens, ernste Arbeit im Ringen der Kultur, Zerstreuungen und Erholung auf Jagdzügen durch den Urwald. Jeder, der sich über andere Länder, Völker und Sitten belehren will, wird das angenehm und lebhaft geschriebene Werk Otto's mit Vergnügen lesen.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W.

Deutsch-Südwest-Afrika

von

Prof. Dr. Karl Dove.

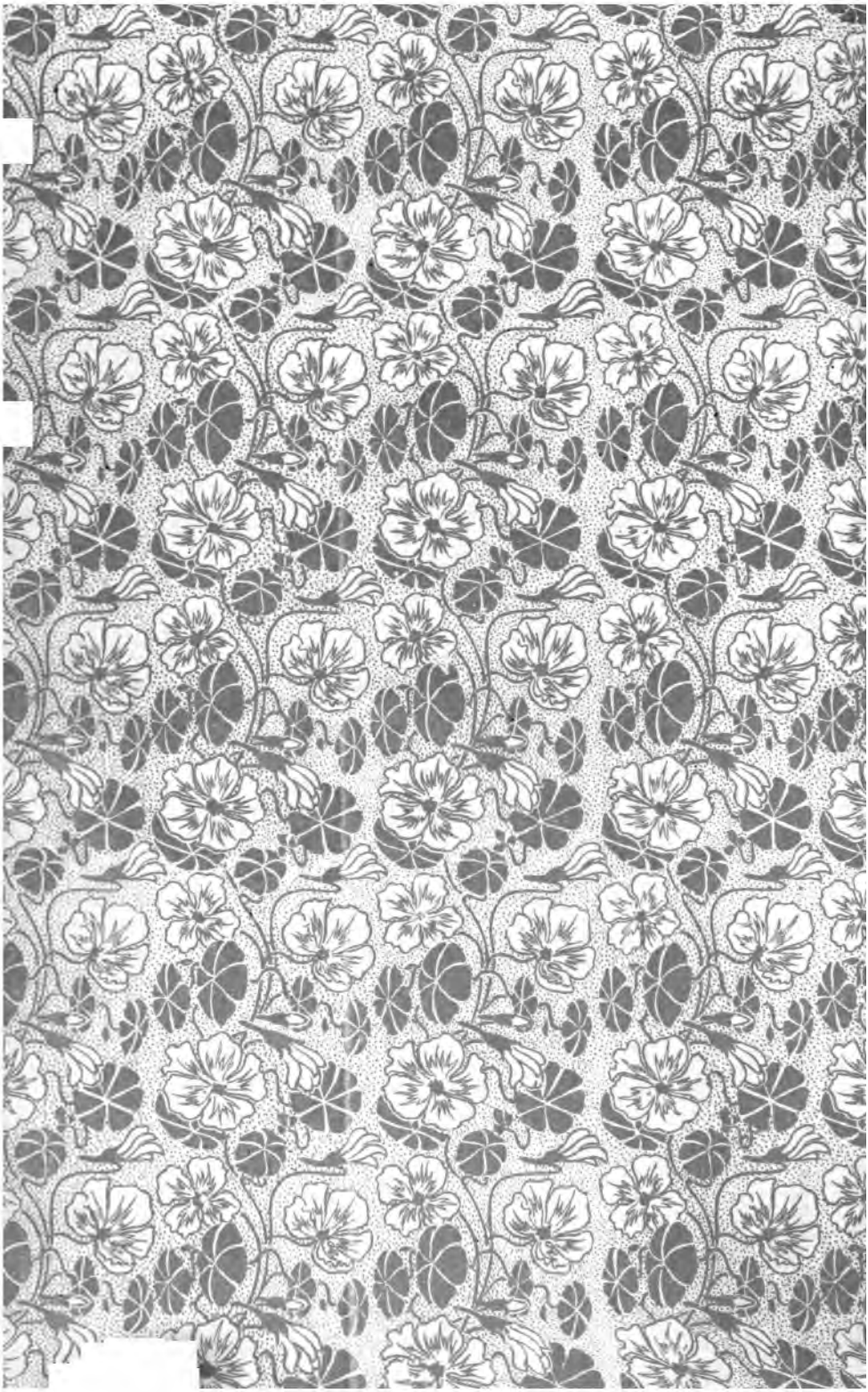
(Süsserotts Kolonialbibliothek Bd. V.)

Preis gebunden Mk. 4.—

— Reich illustriert. —

Das Werk will eine allgemeinverständliche Landeskunde von Südwest-Afrika darstellen. Prof. Dove, der als der beste Kenner unserer Kolonie gilt, hat in seinem neuen Werke allen denen, die sich über Südwest-Afrika unterrichten wollen, ein praktisches Hilfsmittel gegeben. Bei sorgsamer Lektüre des Werkes sieht man sofort, dass Dove alle Zustände in unserer Kolonie von wissenschaftlichem, durch Erfahrungen der neueren Forschungen gefestigtem Standpunkte betrachtet. Er begeht nicht den Fehler so zahlreicher moderner Kolonialschriftsteller, die sich in sehr theoretischer Manier über wissenschaftliche Gründlichkeit hinwegsetzen. Besonders wertvoll ist das Erscheinen dieses Werkes gerade jetzt, wo sich eine Bewegung für die Errichtung einer Lungenheilstätte in Deutsch-Südwest-Afrika bemerkbar macht.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.



DT 449 .D3 L4
Dar-es-Salaam
Stanford University Libraries
3 6105 041 534 566

DT
449
D3L4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

R. SPERLING BERLIN